

# LEIBNIS

9 Kurzgeschichten  
von M. Nuncio Alexander

## **Vorwort**

Seite 3

## **„Der unheimliche Fremde“**

Seite 4

## **„Das Geheimnis von Elenas Gruft“**

Seite 16

## **„Das verfluchte Zimmer“**

Seite 47

## **„YOG'TZE“**

Seite 91

## **„Der Gefangene“**

Seite 118

## **„Wahre Liebe“**

Seite 152

## **„Linador“**

Seite 160

## **„Die Seuche“**

Seite 199

## **„BESTIEN!“**

Seite 235

## **Nachwort**

Seite 325

## Vorwort:

Hallo, lieber Leser, bzw. Leserin! Danke, dass Du Dich für dieses Werk entschieden hast!

Dies ist also nun meine erste Kurzgeschichtensammlung, die Inhalte der Geschichten sind teilweise sehr unterschiedlich, doch haben miteinander gemeinsam, dass ich sie in das Genre *Horror / Grusel* einordnen würde. Der Sammeltitle *Limbus* bedeutet *Vorhölle* (siehe unten, da ist ein Wikipedia Zitat) und ist auch als grobe Gemeinsamkeit, im übertragenen Sinne zu verstehen. Die Geschichten haben untereinander keinerlei Zusammenhang, lediglich „Das verfluchte Zimmer“ und „Die Seuche“ könnte man als aufeinanderfolgende Geschichten sehen, wenn man will. Muss man aber nicht. Die einzelnen Geschichten haben gelegentlich Gemeinsamkeiten, was Namen oder Orte angeht, was aber nur als kleiner Verweis gedacht ist. Auch werden Namen oder Orte aus meinen beiden anderen Werken „Letzte Chance: Überleben“ und „Neue Helden“ aufgegriffen, was aber ebenfalls nur ein kleiner Querverweis ist, der nicht handlungsrelevant ist. Jede Geschichte ist einzeln und steht für sich.

Inspiziert wurde ich dazu von sehr vielen Sachen, von Filmen, realen Erlebnissen und Literatur. Am meisten Inspiration bekam ich durch Autoren wie Ambrose Bierce, H.P. Lovecraft und Clive Barker, doch ich habe beschlossen, zu jeder Geschichte ein einzelnes Vorwort zu schreiben, sonst würde es so unzusammenhängend werden. In einigen Fällen habe ich stattdessen jedoch ein Nachwort geschrieben, weil die Sachen, die ich sagen wollte, erst nach dem Lesen der Geschichte gelesen werden sollten.

Also, dann mal viel Spaß beim Lesen!

*„Limbus (lat. für „Rand, Saum, Umgrenzung“) bezeichnet in der katholischen Theologie zwei Orte am Rande der Hölle (auch als Vorhölle, Vorraum oder äußersten Kreis der Hölle bezeichnet), an dem sich Seelen aufhalten, die ohne eigenes Verschulden vom Himmel ausgeschlossen sind.*

*Der Limbus war nie als ein Teil der offiziellen kirchlichen Doktrin definiert, sondern gilt lediglich als theologische Spekulation, die sich aus den Dogmen der Kirche zu Themen wie Sünde, Erbsünde, Erlösung und Taufe ergibt.“*

Quelle: Wikipedia



## **Vorwort zu „Der unheimliche Fremde“**

Eine uralte Geschichte, eine sogenannte „urbane Legende“. Die Geschichte fand ich so interessant, dass ich sie einfach aufschrieb. Sie ist wahrscheinlich so oder in anderer Form schon mehrmals am Lagerfeuer erzählt worden.

### **„Der unheimliche Fremde“**

von M. Nuncio Alexander

Ich weiß nicht, was mich damals geritten hatte, ihn zu heiraten! Ich war doch noch so ein junges Ding und so blind vor Liebe gewesen, dass ich doch nicht einmal annähernd ahnen konnte, was für ein Alptraum heute, zwanzig Jahre später, daraus werden würde. Am Anfang lief die Ehe gut, wir zogen zusammen, waren erfolgreich und glücklich.

Michael war Autor. Er war schon immer etwas anders gewesen, genau das hatte mich angezogen. Ich weiß heute, dass ich offenbar einen Hang zu Männern hatte, die mich schlecht behandeln. Ich konnte nicht mit und auch nicht ohne sie.

Als die Jahre vergingen, offenbarte Michael jedoch sein wahres Gesicht. Er war böse, sadistisch, trank und nahm Aufputschmittel und als es schlimmer wurde, begann er, mich zu verprügeln.

Ich weiß nicht, wie oft ich mit einer Sonnenbrille aus dem Haus gegangen war, wie oft ich den Kollegen erzählt hatte, dass ich einen Sturz gehabt hatte. Mir war klar, dass sie mir kein Wort geglaubt hatten. Wenn dieses Szenario mehr als dreimal passiert war, hatte ich stets die Arbeitsstelle gewechselt. Ich hatte in den letzten zwanzig Jahren mehr als zehnmal den Job gewechselt.

Ich komme ursprünglich aus Norddeutschland, meine Mutter wohnt in der Nähe von Flensburg. Michael hatte mich dazu gebracht, zu ihm zu ziehen, in das über fünfhundert Kilometer entfernte Schwerte bei Dortmund. Dort hatte er mich in seiner abgelegenen gigantischen Villa, die einer Festung glich, eingeschlossen und all seinen Sadismus an mir ausgelebt.

Mittlerweile war das Eheleben der reinste Horror.

Ich hatte Angst um mein Leben, denn einmal hatte er mich beinahe totgeprügelt, weil er mit seinem Essen nicht zufrieden gewesen war. Ich hatte drei Wochen im Krankenhaus gelegen und ihm trotzdem

verziehen. Dennoch hatte ich aus Angst um mein Leben eine Lebensversicherung abgeschlossen.

Ich hatte es mehr als ein Jahr geheim halten können, doch dann hatte Michael es herausgefunden und mich darauf angesprochen.

In dem darauffolgendem Gespräch ließ er durchblicken, dass mein Leben jetzt nicht mehr sicher war.

Ich wusste, dass er seit Jahren mehr als eine Geliebte hatte. Michael gab sich auch keine große Mühe, dies vor mir zu verbergen.

Er schrieb mit zunehmendem Wahnsinn immer erschreckendere Bücher, die jedoch allesamt Bestseller wurden. In vielen von ihnen ging es um Männer, die sich ihrer Ehefrau entledigten und ich bekam mehr und mehr Angst vor meinem Mann.

Immer, wenn ich mich nachts in meinem Schlafzimmer einschloss und weinte, wurde mir mehr und mehr bewusst, dass Michael den Verstand verloren hatte. Er wurde immer merkwürdiger und leider wuchs damit auch das Böse in ihm. Ich beschloss, ihn zu verlassen.

Ein passender Grund war nicht schwer zu finden, ich fand einen BH, der nicht mir gehörte, in der Wäsche. Mir war klar, dass er wollte, dass ich ihn fand.

Ich rannte in sein Arbeitszimmer, wo der große, schlaksige Mann mit den ergrauten, langen Haaren hinter seiner Schreibmaschine saß und durch seine Lesebrille auf das Papier starrte.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte ich in einem herrischen Ton und wedelte mit dem rosafarbenen Wäschestück herum.

„Ist das nicht deiner?“ fragte er und sah mich nicht einmal an.

„Nein, ist es nicht.“

„Dann nicht.“ Michael kümmerte sich nicht weiter um mich.

Ich wartete einen kleinen Moment, dann stellte ich mich direkt vor ihn und brüllte ihn an. „Es reicht! Ich verlasse dich! Ich werde zurück zu Mutter fahren und die Scheidung einreichen! Es reicht, ich bin deine Eskapaden satt!“

„Dann nimm den Müll mit raus, wenn du gehst!“ sagte Michael und musste sich ein Lächeln verkneifen.

Ich wartete wieder einen Moment, dann brach ich in Tränen aus und stürmte aus dem Zimmer.

Ich ging zum Telefon und rief meine Mutter an, um sie zu informieren, dass ich mich jetzt auf den Weg zu ihr machen würde.

Leider hatte ich das Band dran. Ich redete etwas drauf und legte wieder auf. Ich wollte trotzdem zu ihr fahren. Meine Sachen hatte ich bereits in zwei großen Koffern verpackt. Viele meiner geliebten Habseligkeiten ließ ich zurück, denn ehrlich gesagt, war es mir wichtiger, endlich von diesem Mann wegzukommen. Ich hatte wirklich nur das nötigste bei mir. Das war es mir wert.

Ich ging in die Küche, stellte meine Thermoskanne auf die Arbeitsplatte und machte mir eine Kanne Kaffee fertig. Während die Maschine gurgelte, schmierte ich mir ein paar Brote und packte sie ein.

Mein Herz schlug immer schneller, als ich daran dachte, was Michael jetzt tun würde. Ich drehte mich um und plötzlich stand er direkt vor mir.

Ich stieß einen erschreckten Schrei aus und sah ihn überrascht an.

„Was willst du?“ fragte ich ängstlich.

„Das ist auch meine Küche!“ sagte er gelassen und griff sich eine Schale aus dem Schrank.

Ich atmete erleichtert auf, doch mein Puls beschleunigte sich wieder, als seine Hand für einen Moment in der Nähe des Messerblocks verharrte.

„Hast du dir das gut überlegt?“ fragte Michael.

„Ja, das habe ich.“

„Das wird mich ne Stange Geld kosten.“ Michael schüttete sich Cornflakes in eine Schüssel.

„Darum geht es mir nicht!“ sagte ich. „Ich kann einfach nicht mehr.“

Ich hoffte, er wollte nicht mit mir darüber diskutieren. Das hatten wir schon einige Male gemacht und jedes Mal hatte er mich überzeugen können, zu bleiben. Wenn er wollte, konnte er so nett sein, doch es dauerte nicht lange und er behandelte mich wieder wie immer.

Ich schreckte zusammen, als das Telefon im Flur klingelte.

„Telefon für dich!“ sagte er völlig gelassen.

„Das wird Mutter sein...“ Ich ging aus der Küche und sah Michael, wie er die Küche verließ und zurück zu seinem Arbeitszimmer ging. Offenbar ließ es ihn dieses Mal völlig kalt. Entweder glaubte er, es war mal wieder nur eine leere Drohung von mir, so wie immer oder es war ihm tatsächlich egal. Oder eine dritte Variante, auf die ich kam, als ich das Telefon abgenommen und mit Mutter gesprochen hatte. Während ich ihr berichtete, wie verzweifelt ich war, sah ich,

wie Michael über den Hof, zum Schuppen ging und wieder heraus kam. Was hatte er vor?

Ich bekam es mit der Angst, denn ich wusste nicht, was er da herausgeholt hatte.

Ich versuchte Mutter abzuwimmeln und kündigte an, in ungefähr viereinhalb Stunden bei ihr zu sein.

Ich legte auf, ging in das Zimmer, nahm meine beiden Koffer und ging in die Diele.

Ich stellte die Koffer ab, nahm mir den Schlüssel zu meinem Wagen, einem Mercedes M- Klasse Geländewagen und ging in die Küche, um meinen Proviant zu holen.

Ich schreckte erneut zusammen, als ich Michael in der Küche stehen sah. „Was machst du hier?“

„Ist immer noch meine Küche. Und ich habe Durst!“ sagte Michael und kippte sich eine neue Ladung Wasser in die Kaffeemaschine.

Ich sah meine Thermoskanne auf der Arbeitsplatte stehen. Michael hatte meine Ladung Kaffee lieblos in die Thermoskanne geschüttet und ein nicht unerheblicher Teil war daneben gegangen.

Wenigstens hatte er es nicht in den Ausguss geschüttet. „Na toll!“ sagte ich und wischte die Kanne ab, bevor ich sie in meinen Rucksack steckte.

Ich fuhr herum und sah, dass mein dämonischer Mann offenbar lautlos aus der Küche gegangen war und nun vor meinen gepackten Koffern stand.

„Ich helfe dir tragen.“ Michael nahm die beiden Koffer und hob sie an.

Überrascht und verängstigt wagte ich es erst nicht, zu widersprechen.

„In deinen Wagen?“ fragte er freundlich.

Ich wunderte mich, wieso er so zuvorkommend war. Was führte er im Schilde?

„Nein, das mache ich alleine, vielen Dank!“ sagte ich und riss ihm die schweren Koffern aus den Händen, die er ohne Gegenwehr freigab.

Michael sagte kein Wort und beobachtete mich dabei, wie ich aus seinem Haus, aus seinem Leben ging.

Die Situation war fremd, weil ich, im Gegensatz zu Michael, wusste, dass ich es dieses Mal ernst meinte. Ich wusste nicht, was das alles

zu bedeuten hatte, doch ich war so ängstlich und zitterte am ganzen Körper und so ging ich einfach raus, ohne mich zu verabschieden. Es beunruhigte mich, dass er keine Anstalten machte, um mich aufzuhalten.

Ich rannte die Auffahrt herunter, schloss den Wagen auf und warf die Koffer hinten rein.

Als ich mich umdrehte, sah ich Michael am Fenster stehen und mir war klar, dass ich in Lebensgefahr war, jedoch hatte ich noch keine Ahnung, wie.

Ich stieg ein, startete den Motor und raste von dem bewaldeten Grundstück, die lange Allee entlang bis zur Auffahrt auf die Landstraße.

Erst dort wurde mir bewusst, was Michael getan hatte. Er hatte die Bremsschläuche meines Wagens durchgeschnitten, deswegen hatte er mir keine Szene gemacht und mich einfach gehen lassen.

Eine kalte Panik durchfuhr mich und ich trat mit voller Kraft auf die Bremse, nachdem ich angefahren war, um zu prüfen, ob mein Verdacht richtig war, doch der Wagen kam augenblicklich und ruckartig zum Stillstand.

Die Bremsen waren offenbar völlig in Ordnung!

Ich stieg aus und sah hinter und unter dem Wagen nach, doch es war nichts zu sehen. Ich beruhigte mich und fuhr weiter.

Die Unruhe in mir wurde immer größer, während ich die bewaldete Landstraße entlang fuhr, die mich zur Autobahn bringen sollte, deshalb beschloss ich rechts ran zu fahren.

Wieder bremste ich ruckartig, doch wieder gehorchten die Bremsen vorschrittmäßig.

Ich atmete tief durch und sah nach hinten. Auf dem Rücksitz lagen meine Stullen und meine Thermoskanne. Kaffee war in diesem Moment vermutlich genau das Falsche und die Schnittchen wollte ich für später aufbewahren, denn es stand mir noch eine lange Reise bevor. Ich stellte mich neben das Auto und rauchte eine Zigarette, um wieder runter zu kommen. Ich rauchte nur selten und dies war einer dieser seltenen Momente.

Ich stand so da, paffte meinen Glimmstängel und sah in die Baumkronen hinauf, die von den Sonnenstrahlen angeleuchtet wurden. Es war ein heller, warmer Sommertag.

Jetzt hatte ich erst Zeit, mir ein paar Gedanken zu machen. War die Flucht wirklich eine gute Idee gewesen? Ja, verdammt, ich hatte sie

schließlich schon seit Monaten geplant! Michael zu verlassen war die beste Idee, die ich seit Jahren gehabt hatte. Es hatte nur sehr lange gedauert, bis es mir klar geworden war. Es würde wohl ein paar Tage dauern, bis dieser Sturkopf es tatsächlich bemerken und realisieren würde, dass ich weg war. Ich hatte wirklich Angst um mein Leben gehabt, in der Küche, kurz vor meiner Abreise waren meine Nerven zum Zerreißen gespannt gewesen und als er hereingekommen war, hatte es mich fast zu Tode erschreckt. Mir war klar, irgendwann hätte er mich umgebracht, um an das Geld aus meiner Lebensversicherung zu kommen, denn um seine Finanzen hatte es auch schon einmal besser gestanden. Ständiger Vollrausch und versäumte Termine hatten Michael zurückgeworfen und ihm seinen Stand als erfolgreichen Autor schwer angekratzt. Ich schüttelte diese Gedanken ab und freute mich auf mein neues Leben, als ich den Zigarettenstummel austrat und weiterfuhr.

Ich fuhr die L673 und dann auf die Autobahn A1 in Richtung Bremen, nach Norden.

Mehrere Stunden fuhr ich den Wagen über die Autobahn, nie schneller als hundertvierzig Stundenkilometer und war tief in meinen Gedanken versunken.

Das Fahren auf der Autobahn war wie eine Hypnose, das ständige, monotone Vorwärts hüllte mich nach einiger Zeit in einen tranceähnlichen Zustand und ich beschloss, bei der nächsten Raststätte rauszufahren.

Ich parkte den Wagen vor der Raststätte „Daisys Diner“ auf einer Raststätte bei Oyten und sah nach hinten, wo noch immer meine Thermoskanne und die Schnittchen lagen. Im letzten Moment entschied ich mich, in dem Lokal gegenüber einen Kaffee und ein Stück Kuchen zu mir zu nehmen.

Während ich alleine an dem großen Fenster saß und auf das bunte Treiben auf der Raststätte sah, dachte ich die ganze Zeit an Michael. Was würde jetzt passieren? Mir wurde schmerzlich bewusst, dass ich jemanden zum Reden brauchte. Ich musste mir all den Schmerz von der Seele reden.

Während ich noch darüber nachdachte und zur Ausfahrt fuhr, sah ich plötzlich einen jungen Mann am Rand des bewachsenen Grünstreifens stehen. Es war ein Anhalter, der ein Stück Pappe mit der gekritzelt Aufschrift „FL“ hochhielt.

Es war eine spontane Eingebung und überraschte mich selbst, dass ich bremste und zurücksetzte, um den jungen Mann aufzulesen. „Können sie mich mitnehmen?“ fragte er. Er war attraktiv, hatte kurze, schwarze Haare und einen Dreitagebart. Er trug unauffällige Kleidung und der erste Eindruck, den er auf mich machte, als er mich durch das Fenster angelächelt hatte, war sehr angenehm. „Ja, wohin soll es gehen?“ fragte ich, obwohl ich seine Papptafel schon gesehen hatte. „Flensburg.“ Mir gefiel die Art, wie er mich verstohlen anlächelte. „Dann steigen sie ein!“ sagte ich freundlich. Es überraschte mich, dass er hinten einstieg, doch als ich in den Rückspiegel sah, sah ich sein smartes Lächeln und zum ersten Mal seit Stunden lächelte ich auch.

Die Fahrt ging weiter.

Der junge Mann stellte sich mir als Thorsten vor.

Das Radio lief leise im Hintergrund.

Ich war so allein und hatte ein großes Mitteilungsbedürfnis. Ich begann, Thorsten von meiner Ehe mit Michael zu erzählen, von dem anfänglichen Glück und dem Wohlstand, von der zunehmenden Vereinsamung, den Vernachlässigungen, den Lügen, den anderen Frauen, von dem Alkohol und seinen Schlägen, meinen Besuchen im Krankenhaus und den Ausreden bei den Kollegen und von der Trennung und meiner panischen Angst um mein Leben.

Ich sah ab und zu in den Rückspiegel und sah Thorsten, der teilnahmslos aus dem Fenster blickte und höflich zuhörte.

Plötzlich änderte sich etwas, doch ich weiß nicht, was es war, doch als ich wieder nach hinten sah, weil Thorsten irgendwelche hektischen Bewegungen gemacht hatte, sah ich in das gleiche Gesicht, obwohl es vollkommen anders war. Es war nicht mehr smart und sympathisch, es wirkte böse, sadistisch und voller kranker Gedanken. Es erinnerte mich an meinen Mann.

Ich schreckte zusammen, als ich ihn ansah.

„Kannst du endlich mal die Fresse halten?“ fragte er mit weitaus dunklerer und aggressiverer Stimme.

„Achtung, Achtung, eine wichtige Durchsage!“ sagte eine markante Männerstimme aus dem Radio und unterbrach meine Verwirrung.

„Eine dringende Meldung an alle Autofahrer. Der verurteilte Serienmörder Jan-Martin Dierks ist vor wenigen Stunden aus einer

Haftanstalt in Bremen ausgebrochen. Es ist damit zu rechnen, dass der Mann als Anhalter reist.“

Mir gefror das Blut in den Adern.

„Mach das aus!“ sagte Thorsten.

Ich reagierte nicht und hörte weiter gebannt den Worten aus dem Radio zu.

„Er ist außerordentlich gefährlich, da er an einer schizophrenen Persönlichkeitsstörung leidet. Er wurde verurteilt weil er sechs Frauen entführt und zu Tode gefoltert hatte. Der Fall hatte vor vier Jahren für bundesweites Aufsehen gesorgt. Jan-Martin Dierks ist knapp einen Meter achtzig groß, hat kurze schwarze Haare und ist schlank. Er wird zur Zeit in der Nähe von Oyten vermutet. Nehmen sie keine Anhalter mit! Der Täter ermordete auf seiner Flucht ein Rentnerehepaar und fand in dem Haus eine Waffe, es ist daher damit zu rechnen, dass er bewaffnet ist. Nehmen sie keine Anhalter mit! Die Polizei...“

„Ich hab doch gesagt, du sollst das ausmachen!“ sagte Thorsten. Er hatte sich nach vorne gebeugt und das Radio ausgeschaltet.

Ich sah, dass eine Pistole in seinem Hosenbund steckte und wagte es nicht, auch nur ein Wort zu sagen. Starr krampfte ich mich ans Lenkrad und konzentrierte mich auf die Autobahn.

„Jetzt weißt du ja, wer ich bin...“ sagte der Mann auf der Rückbank. Er war Jan-Martin Dierks, der Mann aus den Nachrichten!

„Ich hoffe, ich irre mich!“ sagte ich.

„Leider nein!“ Er bohrte den Lauf der Pistole in die Rückenlehne meines Sitzes.

Mein Herz raste und ich begann, zu schwitzen. Die Gedanken schossen wie wild durch meinen Kopf. Sollte ich den Wagen absichtlich verunglücken lassen, um es mir zu ersparen, mit ihm am Ziel der Reise anzukommen?

„Du meinst, dass du gelitten hast? Du bist noch nicht einmal so nah dran gewesen! Mach dich auf eine schöne Zeit mit mir gefasst!“ Dierks lächelte finster.

Ich begann zu weinen, bis ich fürchtete, die Tränen würden mir die Sicht auf die Straße nehmen. Dieser Typ würde mich vermutlich in irgendeinen schäbigen Keller ketten und so lange foltern oder missbrauchen, bis ich von selbst sterben würde. Ich sah mein ganzes Leben noch einmal wie in einem Film vor meinem geistigen Auge ablaufen und schloss innerlich mit dem Leben ab.

„Wo wollen sie mit mir hin?“ fragte ich weinend.

Er sah auf. „Fahr weiter nach Flensburg!“

Ich weinte nur und sagte kein Wort mehr.

„Verdammt, ich hab Hunger!“ sagte der Kerl hinter mir. Sollte ich vielleicht irgendwo rechts ranfahren, damit er etwas zu essen bestellen und mich dann von hinten mit einer Klaviersaite erdrosseln konnte?

„Was ist das?“ fragte der Psychopath hinter mir und hielt ein kleines Bündel hoch.

Ich sah in den Rückspiegel und erkannte meinen Proviant. „Das sind meine Schnittchen. Leberwurst und Salami.“

Ohne zu fragen begann er, die Brote auszupacken und laut schmatzend zu verputzen.

„Lecker! Und was ist da drin?“ fragte er mit vollem Mund und hielt meine Thermoskanne hoch.

„Kaffee.“ sagte ich tonlos und war in Gedanken schon in meinem bevorstehenden Martyrium.

Er öffnete die Kanne und goss sich eine Tasse ein, die er laut schlürfend trank.

Wenn nicht bald etwas passiert wäre, hätte ich das Lenkrad herumgerissen und einen tödlichen Unfall verursacht.

Nach einer ganzen Weile sah ich vorsichtig in den Rückspiegel und war überrascht zu sehen, dass der Kerl am schlafen war.

Er hatte die Schnitten aufgegessen, den Kaffee getrunken und war einfach eingeschlafen. Vermutlich hatte seine Flucht ihn viel Kraft gekostet.

Ich sah noch einmal zurück und sah, dass die Pistole auf seinem Bauch lag.

Das war meine Chance, doch noch heil aus dieser unheilvollen Sache herauszukommen.

Ich schaltete mit zitternden Fingern den Warnblinker ein und fuhr nach rechts, auf den Standstreifen, wo ich den Wagen behutsam ausrollen ließ, bis er zum Stillstand kam.

Ich sah in den Rückspiegel, Dierks schlief immer noch, er verzog keine Mine.

Der Wagen war zum Stillstand gekommen und ich starrte auf die leere Standspur vor mir. Ich dachte, was wäre, wenn Dierks jetzt

wach werden würde und das kalte Grauen überkam mich, dass es mich fast bewegungsunfähig machte.

Links von mir rasten die Autos auf den beiden regulären Spuren an mir vorbei.

Der Motor meines Wagens war noch an und brummte dumpf, als ich in den Leerlauf schaltete, leise die Handbremse zog und mich darauf vorbereitete, fluchtartig aus dem Auto zu stürmen. Es fühlte sich an, als würde mein Herz gleich aus meiner Brust schlagen, so feste hämmerte es.

Ich war überglücklich, dass es nun einen Funken Hoffnung in meinem Leben gab, mit dem ich bereits abgeschlossen hatte.

Gerade, als ich die Tür aufreißen und mich nach draußen stürzen wollte, fiel mein Blick auf Dierks. Er hatte die Pistole auf seinem Bauch liegen, den Griff immer noch fest umschlossen.

Wenn ich jetzt die Tür aufmachen würde, könnte er wach werden und auf mich schießen. Ich war auf der Autobahn und konnte nicht wirklich flüchten, es gab keinen Ort, an dem ich mich vor den Kugeln verstecken könnte.

Jetzt einfach wegzurennen, wäre zu gefährlich gewesen und so fasste ich all meinen Mut, um mir seine Pistole zu greifen. Ich musste leise sein, schnell zupacken und sie ihm aus der Hand reißen.

Ich sah ihm ins Gesicht, er saß immer noch völlig friedlich schlafend vor mir. Mein Herz raste und meine schwitzigen Finger zitterten, als ich nach der Waffe griff.

Ich umschloss blitzschnell den Lauf und zog an der Waffe, doch der Griff des Fremden war sehr fest und es gelang mir nicht, ihm die Waffe aus der Hand zu reißen. Ich ließ sie fallen und erwartete, dass er nun wach werden und mich erschießen würde, doch nichts geschah.

Ich kam hinter dem Sitz hervor und sah auf Dierks. Er saß immer noch schlafend vor mir.

Weitaus beherzter griff ich erneut die Waffe und dieses Mal schaffte ich es, sie ihm aus den starren Händen zu entnehmen.

Ein kalter Schock durchfuhr mich, als ich sah, wie unnatürlich seine Hand sich bewegte hatte, nachdem ich ihr die Pistole entnommen hatte. Dierks war immer noch nicht wach geworden und nun erkannte mein Blick, der ihn die ganze Zeit über fixiert und auf das kleinste Zucken gewartet hatte, dass er nicht amtierte. Zudem hatte er

sich vor einiger Zeit den Inhalt seines Kaffeebechers über die Hose gekippt, was ihn scheinbar nicht zu einer Regung veranlasst hatte. War das ein makaberer Trick, den alle Psychopathen beherrschten, um Opfer wie mich zu verschrecken, die dumm genug waren, nicht zu flüchten?

Ich hatte die Pistole und zielte auf Dierks, doch ich ließ die Waffe sinken, als ich sah, dass sich sein Brustkorb nicht einen Millimeter bewegte.

Ich nahm noch einmal all meinen Mut zusammen und fühlte seinen Puls. Erschrocken stellte ich fest, wie kalt seine Haut war. Es war kein Puls fühlbar, er war tot.

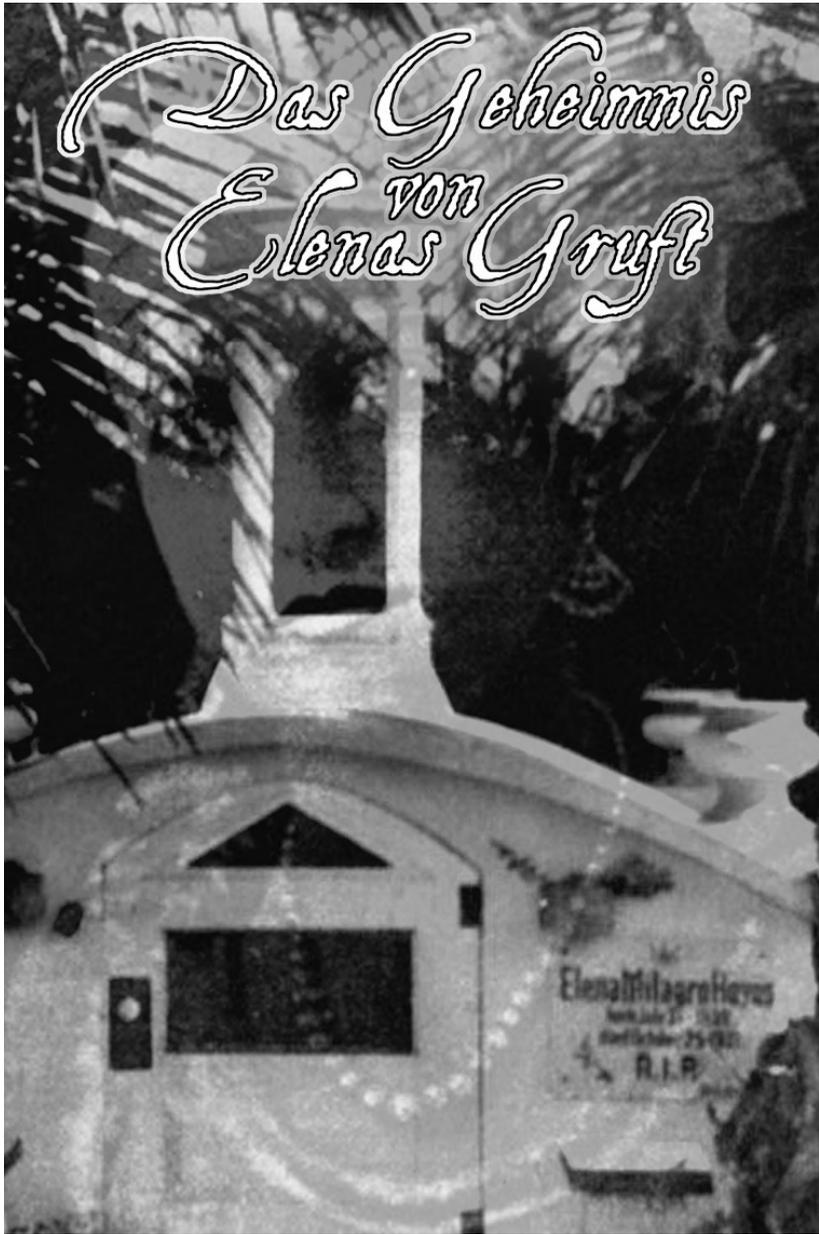
Zwei Stunden später stand ich mit zwei Polizisten vor dem Wagen und ein Arzt stellte den Tod des gesuchten Verbrechers fest.

„Sieht aus, als hätte man ihn vergiftet.“ sagte der Arzt. „Mehr wissen wir nach der Obduktion“

Ein eiskalter Schock durchfuhr mich. Der Mörder hatte von dem Kaffee getrunken und war gestorben. War der Kaffee vergiftet gewesen? Mir fiel ein, wie ich meinen Mann gesehen hatte, als er aus dem Schuppen gekommen war... Ich hatte ihn in der Küche getroffen... dort hatte er den Kaffee vergiftet, nachdem er ihn in meine Kanne gefüllt hatte, vielleicht mit Rattengift? Das erklärte, wieso er mich gehen ließ, ohne mir einen große Szene zu machen und mich nicht aufhalten wollte.

Das Leben ist manchmal verrückt...

***ENDE***



## **Vorwort zu „Das Geheimnis von Elenas Gruft“**

Diese Geschichte ist, ähnlich wie „YOG'TZE“ nach einer wahren Begebenheit geschrieben. Jedem, der meint, sich so eine Geschichte auszudenken, sei krank, muss ich leider sagen, dass dies wirklich geschehen ist und ich sie lediglich in einer zusammenhängenden Reihenfolge erzähle und mit ein paar mystischen Fakten ausschmücke. Ich habe im Internet recherchiert und nach meiner Suche beschlossen, die Geschichte aus der Sicht einer Person zu schreiben, über die ich einiges in Erfahrung bringen konnte. Ich schrieb sie als eine Art Abschiedsbrief im Angesicht des nahenden Todes. Um es zu erklären, ich habe am Ende ein paar Sachen hinzugedichtet, aber erschreckenderweise ist der größte Teil der Geschichte eine Zusammenfassung von tatsächlich geschehenen Ereignissen. Ach ja, auch hier findet sich eine Anspielung und zwar an die Kurzgeschichte „Cold Air“ von H.P. Lovecraft, in der es auch einen Arzt namens Dr. Muñoz gibt. Viel Spaß beim Blick in die Abgründe der menschlichen Seele...

## **„Das Geheimnis von Elenas Gruft“**

von M. Nuncio Alexander

Mein Name ist Celia Milagra Hoyos Rodriguez. Bevor ich aus diesem Leben scheide, muss ich es mir von der Seele reden, was meiner armen Schwester Helen widerfahren ist. Es ist jenseits aller Vorstellungskräfte.

Meine Schwester Maria Elena Milagra de Hoyos, von allen nur *Helen* genannt, war das schönste Mädchen in ganz Key West und hatte viele Verehrer. Jeder mochte sie, weil sie zudem sehr nett, freundlich und herzlich war. Es gab eigentlich niemanden, der sie nicht leiden konnte.

Sie war meine große Schwester und voller Stolz blickte ich zu ihr auf und wünschte mir, auch einmal zu einer so wunderschönen Frau aufzublühen, wie Helen es geworden war. Auch unsere große Schwester Florinda, genannt Nana, bewunderte Helen für ihre Schönheit.

Nana war 1906 geboren worden, Helen am 31. Juli 1909 und ich 1913.

Unsere Familie stammte ursprünglich aus Kuba.

Unser Vater Francisco Hoyos, genannt Pancho, war ein örtlicher Zigarrenfabrikant und sowohl ein liebevoller, fürsorglicher Vater, als auch ein gewissenhafter Ernährer.

Unsere Mutter Aurora Milagro beschenkte uns Mädchen mit so viel Liebe und Geborgenheit, wie es ihr möglich war. Unsere familiären Verhältnisse waren wirklich wie im Bilderbuch. Zudem lebten wir an einem paradiesischen Ort, den andere besuchten, um Urlaub zu machen- Key West, Florida. Hier war es den ganzen Tag warm, Palmen wuchsen und das klare, hellblaue Meer lag hinter einem weißen Sandstrand, der das ganze Stadtgebiet umringte.

Doch die schöne Zeit sollte nicht ewig anhalten und erst jetzt, wo sie vorbei ist, merke ich, wie kostbar sie war und wie leichtfertig wir sie verschwendet haben. Die schöne, entspannte Zeit, in der die Sorgen und die Trauer fern sind, hatten ein jähes Ende.

Alles begann im Jahre 1930.

Helen war zwanzig, als sie an der Schwindsucht, später auch bekannt als Tuberkulose, erkrankte. Diese Krankheit war zu dieser Zeit noch eine der typischsten und häufigsten tödlichen Krankheiten und Mutter beschloss, Helen umgehend ins Marine Hospital von Key West zu bringen. Ihr Zustand war ziemlich kritisch. Obwohl unsere Familie wohlhabend war, stand Helens Bett auf einem überfüllten Flur mit zahllosen anderen Patienten, weil es keine Zimmer mehr gab für all die Tuberkulosepatienten.

Am 22. April trat ein Mann in ihr und unser Leben, der alles schlagartig verändern sollte. Zumindest hofften wir es.

Vater, Nana und ich waren im Krankenhaus und hatten Helen besucht, da war er uns zum ersten mal aufgefallen: Ein großer, hagerer Mann, mit wenigen, weißen, wirren Haaren und einem Bart. Er war ein weißer und zudem offenbar ein Europäer.

Der hagere Kerl war zu dem Zeitpunkt dreiundfünfzig Jahre alt und stellte sich uns als Doktor Carl von Cosel vor. Er war Radiologe und Bakteriologe am Marine Hospital. Er kam ursprünglich aus Deutschland und lebte seit 1927 in Key West. Sein Englisch war tadellos, wenn auch ein leichter Deutschakzent zu hören war. Als

seine Hobbys gab er an, an einem kleinen Luftschiff und elektrischen Geräten herumzubasteln und auf seiner selbstgebauten Orgel zu spielen.

Offenbar hatte ihn das Schicksal meiner Schwester sehr mitgenommen, denn er versicherte uns, dass er alles in seiner Macht stehende tun würde, um sie zu heilen. Er wollte die modernsten Methoden der Medizin anwenden, um sie zu retten, doch Vater hatte schon nach dem ersten Treffen festgestellt, dass dieser Arzt, oder was auch immer er war, ein Auge auf Helen geworfen hatte.

Es vergingen einige Wochen, in denen Helen auf Dr. von Cosels Anweisung von unserer Familie zu Hause gepflegt wurde. Sie lag in ihrem Zimmer und hatte seitdem ihr Bett nicht mehr verlassen. Carl von Cosel besuchte sie jeden Tag und verabreichte ihr Medizin, in der Hoffnung sie zu heilen, doch keines der Mittel schlug an und es ging immer weiter bergab mit meiner Schwester. Von Cosel kämpfte wie besessen gegen die schwere Krankheit Helens an und ließ sogar elektrische Geräte an ihr Krankenbett schaffen, die er aus eigener Tasche bezahlt hatte.

Eines Abends kam ich in Helens Zimmer und sie lag dort auf dem Bett, mittlerweile an die Geräte angeschlossen und auf dem Bett saß von Cosel. Er hatte Helen eine unsagbar teure Halskette geschenkt und ihr einen Heiratsantrag gemacht, den sie jedoch abgelehnt hatte. Als ich in den Raum kam, sah von Cosel Helen mit traurigem Blick an. „Ich liebe dich! Ich liebe dich mehr als alles andere auf der Welt! Du bist die Frau, die mir in meinen Visionen vorausgesagt worden ist! Mit dir will ich den Rest meines Lebens verbringen! Heirate mich!“

Ich stand wie erstarrt vor Schreck im Türrahmen. Helen war bereits verheiratet. Am 28. Februar 1926 hatte sie ihren Verlobten Luis Mesa, den Sohn von Caridad and Isaac Mesa, geheiratet. Leider stand die Ehe unter keinem guten Stern und nachdem Helen eine Fehlgeburt erlitten hatte, hatte Luis sie verlassen und war nach Miami gezogen.

Von Cosel fuhr herum und sah mich im Türrahmen stehen. „Ich liebe deine Schwester!“ sagte er und lächelte mich an.

Helen lag mit offenen Augen auf dem Bett und hatte die weiteren Liebesbekundungen nicht beantwortet, sie war zu schwach. Sie wollte die Liebesschwüre von Cosels offenbar nicht beantworten... Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, denn ich war zuvor schon der Meinung gewesen, dass von Cosel besessen von der Heilung meiner Schwester war. Ich zog es vor, höflich zu lächeln und verließ das Zimmer wieder auf dem Absatz.

Nachdem ich eine Stunde später zu Bett gegangen war, lag ich noch die ganze Nacht wach und dachte über das nach, was von Cosel gesagt hatte. Er war ein angesehenener Arzt, ein bahnbrechender Mediziner und ein anständiger Mann. Er hatte sich uns allen gegenüber stets tadellos verhalten und war höflich und zuvorkommend zu all unseren Familienmitgliedern gewesen. Wieso sollte ich es nicht gutheißen, wenn er sie liebte? Er würde sich wirklich Mühe geben, Helen zu heilen und es nicht nur halbherzig versuchen, wie jeder andere Arzt. Vielleicht war diese Liebe der Antrieb für seinen Ehrgeiz. Seine Besessenheit und die Tatsache, dass Helen einer Liebesbeziehung mit diesem Mann, der älter war als ihr Vater, niemals zugestimmt hätte, machten mich sehr nachdenklich und beängstigten mich.

In den folgenden Tagen legte von Cosel immer zweifelhafteres medizinisches Wissen an den Tag und plante eine Röntgenbestrahlung. Er wirkte noch besessener und war verzweifelt, wie rapide sich ihr Zustand verschlechterte. Gleichzeitig überhäufte er sie weiterhin mit Geschenken und Heiratsanträgen. In ihrem Zustand war sie kaum in der Lage, die Geschenke abzulehnen und offenbar deutete von Cosel dies so, dass er ihr noch mehr Geschenke machen müsste, um ihr Herz zu gewinnen.

Ich erinnere mich noch an das letzte Gespräch mit meiner Schwester. Es war am Abend des 24. Oktobers 1931. Sie war so schwach, dass sie kaum sprechen konnte und es wirkte so, als hätten sie die anstrengenden Untersuchungen und die unbekanntenen Medikamente noch schwächer gemacht. Ihre schönen, langen, schwarzen Haare, die von Cosel ihr jeden zweiten Tag wusch, weil Helen es selbst nicht mehr konnte, umrahmten ihr einst so strahlend schönes, jugendliches Gesicht, das nun leichenblass und von tiefen Furchen durchzogen war.

Am vorigen Tag hatte von Cosel Elektroschocks an Helen ausprobiert, die jedoch keinen Effekt hatten, abgesehen von den höllischen Schmerzen. Vater hatte von Cosel nach dem ersten Durchgang befohlen, den Versuch abzubrechen. Auch der mit Blattgold versetzte Zaubertrank, den von Cosel gebraut hatte, war völlig ohne Wirkung geblieben.

„Ich weiß, dass ich sterben werde!“ sagte sie unter großen Anstrengungen. „Carl hat mir gestern einen Heiratsantrag gemacht.“ Ich erinnere mich, dass es mich wie ein kalter Schauer traf. Es war eine liebevolle Geste, ein romantischer Liebesbeweis, sie heiraten zu wollen, obwohl sie bereits im Sterben lag. Er musste sie wirklich lieben!

„Ich will das alles nicht!“ sagte Helen unter Tränen.

„Was?“ fragte ich sie.

„Ich liebe ihn nicht!“ sagte Helen. „Ich liebe ihn nicht, doch er ignoriert es. Ich habe Angst, es ihm zu sagen, ich habe Angst, dass er dann aufhört, mich zu behandeln!“

Ich war so schockiert, dass ich nicht wusste, was ich sagen sollte. Ich war am Boden zerstört und es gab gleich viele Gründe dafür. Nach einer weiteren schlaflosen Nacht, in der ich mich nur wieder im Bett herumgewälzt hatte, beschloss ich, meinen Eltern davon zu erzählen, sie sollten der Sache ein Ende bereiten und Helen wieder in ein Krankenhaus bringen. Ich beschloss mehr über Dr. Carl von Cosel herauszufinden.

Mein Vorhaben wurde am nächsten Morgen abrupt abgebrochen, als ich ins Wohnzimmer kam und Carl von Cosel, meine Schwester Nana und meine Eltern schluchzend am Tisch sitzen sah. Man erzählte mir, dass von Cosel, wie jeden Morgen um acht, gekommen war, um nach Helen zu sehen. Bevor er zu ihr gegangen war, hatte er Vater um die Erlaubnis, um ihre Hand anzuhalten, gebeten.

Dieser hatte sich nicht entschieden und als von Cosel in Helens Zimmer gegangen war, ertönte bald ein schrecklicher, herzerreißender Schrei. Es war von Cosel, der Helens leblosen, toten Körper in ihrem Bett aufgefunden hatte.

Als meine Eltern das Zimmer betreten hatten, hatten sie von Cosel vorgefunden, der sich weinend an der Leiche meiner Schwester festgeklammert hatte.

Es war eine Tragödie, Helen war tot! Meine geliebte Schwester, unser schöner Engel, tot! Meine Eltern wussten nicht, was sie mit von Cosel machen sollten. Er hatte sich aufopferungsvoll um Helen gekümmert und, dass das meiste seines medizinischen Fachwissens nur selbsterfundener Humbug und zweifelhafte Theorien von noch zweifelhafteren Medizinern gewesen waren, haben sie einfach nicht gewusst. Und falls sie es gewusst hätten, hätten sie es verdrängt. Von Cosel war am Boden zerstört und weinte stundenlang. Ich war sicher, dass er sich das Leben nehmen würde. Er hatte meine Schwester nur ein paar Monate gekannt und trauerte mit uns Familienmitgliedern, als wäre seine Ehefrau oder Mutter gestorben.

Unsere Familie traf ihr Tod sehr hart und es war ein Trost, von Cosel bei uns zu haben. Wir teilten mit ihm das Leid, das wir alle empfanden.

Es tat weh, plötzlich ohne Helen durch das Leben zu gehen. Egal, was passierte, sie fehlte. Sie war nicht mehr da und wir konnten es jedes Mal aufs neue nicht fassen, wenn wir auf ihren leeren Platz am Tisch sahen oder an den Fotos vorbeigingen, die auf der Kommode standen, auf denen man sie als lächelndes, glückliches Mädchen sah. Ich weinte jede Nacht und dachte an Helen.

Unser Vater war nach ihrem Tod ein gebrochener Mann und es ging ihm immer schlechter.

Carl von Cosel bat meine Eltern, Helen nicht zu beerdigen, weil er befürchtete, die feuchte Erde würde ihren Körper zersetzen und zerstören, doch Vater ließ nicht mit sich handeln und ließ die Beerdigung anordnen.

Die Beisetzung fand fünf Tage nach ihrem Tod auf dem Friedhof von Key West statt.

Der Friedhof war von einer niedrigen Mauer umgeben, auf dem ganzen Gelände wuchsen Palmen und bunte Laubbäume. Die meisten Gräber waren kleine Mausoleen oder Gräfte, alles war in weiß gestrichen. Es war ein sonniger, warmer Tag, wie die meisten in Key West und ein Priester sprach ein paar bewegende Worte. Schulkameraden, Kollegen, Freunde und Freundinnen und unzählige Verwandte und Bekannte waren zu der Trauerfeier gekommen.

So viele Menschen waren gekommen, es kam mir vor als hätte die halbe Stadt ein Bedürfnis gehabt, persönlich von ihr Abschied zu nehmen und ihr die letzte Ehre zu erweisen. Da wurde mir schmerzlich bewusst, wie bekannt und beliebt Helen tatsächlich gewesen war.

Es war ein trauriger Moment, als ihr Sarg in die Erde gelassen wurde.

Die Trauer lag noch sehr lange über unserer Familie, doch wir ahnten ja nicht, dass dies nur der Auftakt des Grauens war, das uns unmittelbar bevorstand!

Ich erinnerte mich an das Gespräch, es fand in unserem Wohnzimmer statt, einen Tag nach Helens Beisetzung. Von Cosel war völlig aufgewühlt zu uns nach Hause gekommen und hatte sofort das Gespräch begonnen. Er bot meinen Eltern an, auf dem Friedhof von Key West ein überirdisches Mausoleum für Helen zu bauen, um Helens Körper vor der Zersetzung zu retten und ihr ein ehrwürdiges Denkmal zu setzen.

Meine Eltern sahen erst sich, dann mich und Nana und dann von Cosel ratlos an.

„Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass sie in dieser kalten Erde verrottet! Das Grundwasser wird in den Sarg eindringen und ihren Körper zerstören!“ sagte von Cosel und schob sich seine kleine, runde Nickelbrille wieder vor die Augen.

Auf den Hinweis meines Vaters, dass er kaum genug Geld habe, entgegnete von Cosel, dass er selbst das Mausoleum bezahlen werde. Es sollte direkt neben ihrem Grab errichtet werden.

Meine Mutter weinte und umarmte von Cosel.

Mutter hatte stets an den Deutschen geglaubt und den Mut, ihrer Tochter einen Heiratsantrag zu machen, bewundert. Sie umarmte von Cosel und bedankte sich mehrmals bei ihm.

Vater war mittlerweile nicht mehr so angetan von dem Arzt und hatte zum Ende hin immer mehr Zweifel an der Seriosität von Cosels gehabt. Dass er ihrer verstorbenen Tochter nun ein unbezahlbar teures Grabmal bauen und bezahlen wollte, konnte er nicht ablehnen. Helen war tot, schlimmer konnte es nicht mehr werden.

Nana, unsere große Schwester hatte stets eine Abneigung gegen den alten Kerl gehabt. Schon früh hatte sie mich gefragt, wieso solch ein

alter Kerl sich an eine todkranke Frau ranmacht. Als es klar geworden war, was er empfand und er ihr Juwelen und teure Kleider geschenkt hatte, um ihr seine Liebe zu zeigen, hatte Nana beschlossen, kein Wort mehr mit von Cosel zu wechseln, was sie bis dato geschafft hatte.

Ich selbst war mir nicht sicher, was ich davon halten sollte, doch ich beschloss, mich Vaters Meinung anzuschließen.

Carl von Cosel ließ auf dem Friedhof von Key West ein gigantisches Mausoleum aus weißem Marmor errichten. Wir wussten nicht, was es gekostet hatte und wir wagten es nicht, von Cosel zu fragen. Nachdem die Mitarbeiter des Friedhofs meine Schwester exhumiert und ihre sterblichen Überreste aus dem Sarg geholt hatten, legten sie die Leiche in einen luftdichten Metallsarg, den von Cosel mit Formaldehyd bearbeitet hatte. Der Metallsarg wurde dann in einen steinernen Sarkophag im hintersten Teil der Gruft gelegt und verschlossen.

Nachdem der Sarg meiner Schwester in die Gruft geschafft worden war, hatte von Cosel eine massive Tür eingebaut und zwei Schlüssel anfertigen lassen. Einen für ihn und einen für die Familie Hoyos.

Carl von Cosel bezahlte alles aus eigener Tasche und beschwerte sich nicht ein einziges Mal. Meine Eltern und ich waren gerührt von der Liebe des Mannes. Es war unvorstellbar, wie sehr er sich innerhalb dieser kurzen Zeit in Helen verliebt haben musste.

Meine Eltern hatten nichts dagegen gehabt, dass von Cosel einen Schlüssel zu der Gruft bekam, schließlich sollte er als alleiniger Träger der Kosten auch die Chance haben, um seine Liebste zu trauern, auch wenn uns allen die Umstände recht sonderbar erschienen.

Langsam wurde aus meinem Misstrauen gegenüber von Cosel eher eine Art Mitleid, denn er war jeden Tag an Helens Grab, saß auf den kalten Stufen des Mausoleums vor ihrem Sarg und weinte bitterlich. Nur Nana hatte nach wie vor eine tiefe Abneigung gegen von Cosel, die sie nicht einmal begründen konnte. Sie fand es offenbar abstoßend, dass ein so alter Kerl ein so junges Mädchen begehren könnte. Sie fand es völlig übertrieben und hielt ihn für besessen. Irgendwo hatte sie Recht, doch Helen war tot und von Cosel war allein mit seiner Trauer. Tatsächlich kam er uns kaum noch besuchen, nachdem das Mausoleum erbaut worden war. Genauer

gesagt war er eigentlich nur noch ein einziges Mal bei uns gewesen und hatte ein paar Kleider von Helen abgeholt, um eine Erinnerung an sie zu haben.

Die ersten Wochen war es angenehm, von Cosel nicht mehr im Haus zu haben, doch dafür saßen meine Eltern und Nana Abends weinend im Wohnzimmer vor einem Bild von Helen. Ich setzte mich oft dazu und dann weinten wir gemeinsam um sie. Es war eine schreckliche Zeit.

Wir besuchten die prachtvolle Gruft so oft wir konnten und am Anfang war es nicht seltsam für uns, dort jedes Mal von Cosel zu treffen. Er saß in Gedanken versunken in dem Mausoleum auf den Stufen vor dem Sarg und las seiner toten Frau herzzerreißende Gedichte vor, die er selbst verfasst hatte. Jedes Mal waren neue, prachtvolle Blumengestecke aufgebaut und von Cosel kniete wieder vor dem großen, steinernen Sarg. Manchmal sang er ein spanisches Lied. Sicherlich schrecklich vorgetragen, aber dennoch ergreifend. Er sang etwas von einem Leben nach dem Tod. Einmal hatte von Cosel uns gesagt, dass sie dieses Lied möge und jedes Mal, wenn er es sang, ihr Geist zu ihm kam.

Wir waren nie allein, wenn wir zu Helen gingen, von Cosel war immer da. Manchmal unterhielt er sich mit uns und erzählte uns einige Neuigkeiten, die immer völlig belanglos waren, doch meistens grüßte er nur freundlich und ließ uns mit unserer Trauer allein.

Eines Abends, knapp ein Jahr nach Helens Tod war ich mit einer Freundin noch in einer Bar, etwas trinken und wir waren so auf das Thema Helen gekommen und hatten nach ein paar Drinks beschlossen, das Mausoleum zu besuchen, damit meine Freundin sehen konnte, in was für einer prachtvollen Gruft meine Schwester schlief. Helens Geschichte hatte sie tief bewegt und sie war entsprechend gespannt, die Gruft zu sehen, obwohl es dunkel war. Als wir über den Friedhof gingen, fiel mir ein, dass ich keinen Schlüssel für das Mausoleum hatte und als wir gerade umkehren wollten, erschien das Mausoleum vor uns und wir erkannten, dass Licht brannte.

Als wir uns dem Eingang näherten, sah ich, wie von Cosel vor dem Sarg kniete, dabei mit Helen sprach und ihr etwas vorsang. Er wirkte so, als würde sie wahrhaftig vor ihm sitzen. Ein eiskalter Schauer lief mir den Rücken runter. Ich wollte meiner Freundin ein Treffen

mit diesem Verrückten ersparen, doch er bemerkte uns und lächelte uns zu.

Wir waren gezwungen, reinzugehen.

Im Inneren des Mausoleums brannten zahllose Kerzen.

„So spät noch hier?“ fragte ich von Cosel.

„Ich bin immer hier!“ sagte von Cosel.

Ich dachte an seinen Job im Krankenhaus. „Müssen sie nicht irgendwann auch mal arbeiten?“ fragte ich, so freundlich es ging.

„Oh meine Anstellung in dem Krankenhaus...“ Von Cosel sah für einen Moment ins Leere. „Ich habe gekündigt!“ sagte er dann.

„Was?“ fragte ich überrascht.

„Ich werde hier gebraucht!“ sagte er und deutete auf den Sarg. „Ich habe mich mit Helen unterhalten!“

„Was sagt sie?“ fragte ich und mir war klar, dass der Kerl den Verstand verloren hatte. Offenbar hatte er den Tod seiner Geliebten nicht verkraftet.

„Es geht ihr gut!“ sagte er erleichtert. „Weißt du, Celia, ich habe deine Schwester schon vorher gesehen, noch bevor ich sie getroffen habe!“

„Ach ja?“ fragte meine Freundin neugierig.

„Ich hatte mehrfach Visionen, einer meiner Vorfahren ist mir erschienen!“ sagte er mit begeisterten Worten. „Anna Constantia Reichsgräfin von Cosel. Sie ist mir in zahllosen Visionen erschienen und erzählte mir von der wahren, großen Liebe, die mich erwarten würde. Sie zeigte mir ein Gesicht und als ich dann im Krankenhaus deine Schwester gesehen habe, habe ich sie sofort erkannt!“ Von Cosel lächelte und hatte feuchte Augen.

Ich traute mich nicht, etwas weiteres zu fragen und begann, meiner Freundin das Mausoleum zu zeigen.

Von Cosel wandte sich wieder dem Grab zu und murmelte etwas unverständliches.

Nach dieser gruseligen Begegnung vermied ich es, nachts auf den Friedhof zu gehen und besuchte Helens Grab nur noch bei hellstem Sonnenschein. Von Cosel war jedes Mal da gewesen und hatte mich freundlich begrüßt. Seine wirren Wahnvorstellung hatten sich offenbar verschlimmert.

Die Leute, die ich traf, sprachen mich darauf an. Offenbar hatte die Öffentlichkeit mitbekommen, was da vor sich ging. Helen war sehr bekannt gewesen und ihr Tod hatte große Bestürzung ausgelöst.

Dementsprechend groß war die öffentliche Neugier an dem sonderbaren Treiben des Carl von Cosel.

Den Leuten war aufgefallen, dass er verdächtig viel Zeit auf dem Friedhof verbrachte. Sie wussten nicht einmal, dass er tatsächlich fast seine ganze Zeit dort verbrachte, erst recht, nachdem er seinen Job in der Klinik aufgegeben hatte.

Mutter, Vater, Nana und ich gingen regelmäßig zu Helens Grab. Es war unvorstellbar traurig, mit anzusehen, wie Vater immer weiter verfiel. Die Zigarrenfabrik ging pleite und meine Eltern versanken in ihrer Trauer.

Eines Abends im April 1933, als wir wieder zu Helens Grab gingen, war zum ersten Mal die Tür verschlossen.

Als wir sie öffneten, fanden wir die Gruft leer vor, also ohne von Cosel. Es war das erste Mal seit Helens Tod, dass er nicht in ihrer Nähe war. Zwei Jahre hatte er rund um die Uhr an ihrem Grab gewacht, heute war er zum ersten Mal nicht da. Hatte er es satt, dass die Leute über ihn redeten? Er war das Thema vieler Tratschgespräche und die Gerüchte um ihn wurden von Mal zu Mal erstaunlicher und erschreckender. Zuletzt hatte ich von einer Bekannten gehört, dass er selbst angeblich einen Teslakolben im Mausoleum errichtet hatte, der Stromstöße von einer Million Volt erzeugen konnte, um Helen wiederzubeleben. Wenn es nicht so unangenehm gewesen wäre, hätte ich vermutlich selbst darüber gelacht, denn ich wusste ja, dass in der Gruft kein technisches Gerät dieser Art stand.

Hatte von Cosel sich endlich beruhigt und war zur Vernunft gekommen?

In den folgenden Wochen verwelkten die Blumen, der Staub wurde höher und niemand kam mehr außer uns. Wir begannen nach weiteren Wochen, die Blumen und Gestecke nun selbst zu wechseln, zudem ließen wir das Schloss der Eingangstür austauschen. Von Cosel war mittlerweile seit Wochen nicht mehr hier gewesen und Nana hoffte, das ihm etwas zugestoßen war.

Ich dachte das ebenfalls, denn er war wie vom Erdboden verschluckt. Ich überlegte, ob wir nach ihm suchen sollten, doch Nana riet mir davon ab.

Viele Leute, die ich traf, sprachen mich darauf an und fragten, ob ich eine Ahnung hätte, wo sich *Helens Verehrer* nun versteckte. Es war

mir jedes Mal unangenehm, wenn die Leute mich darauf ansprachen, egal ob Fremde oder Freunde, es war ein bedrückendes Gefühl der Ohnmacht, immer wieder auf den Tod meiner Schwester angesprochen zu werden, der auch ohne die Existenz des deutschen Arztes tragisch genug war.

Ich für meinen Teil war froh, dass dieser sonderbare alte Kerl nicht mehr kam und es war mir egal, was aus ihm geworden war.

Später hörte ich, dass einige von Helens Freunden versucht hatten, seine Wohnung zu finden, doch die war mittlerweile neu vermietet.

Der Tod von Helen war ein schwerer Schicksalsschlag gewesen, doch es war nicht der letzte.

1934 starb Vater ebenfalls an der Schwindsucht. Er war schon schwach gewesen und hatte keine Chance gehabt. Er war nur einundfünfzig Jahre alt geworden.

Nachdem wir dem Arzt, der den Totenschein für Vater ausgestellt hatte, Dr. Muñoz, erzählt hatten, mit welchen Mitteln Dr. von Cosel seinerzeit versucht hatte, Helen zu retten, hatte er uns erklärt, dass Elektroschocks und goldversetzte Zaubetränke nichts als Blödsinn wären und nannte Dr. von Cosel einen Betrüger. Als von Cosel am Marine Hospital angefangen hatte, hatte er angeblich neun verschiedene Abschlüsse präsentiert und sofort als Radiologe angefangen. Dr. Muñoz bezweifelte sogar, dass von Cosel seinen Dokortitel in Deutschland jemals erworben hatte.

Mir, Mutter und Nana blieb neben dem Tod unseres geliebten Panchos nun auch der fade Gedanke, dass Helen noch hätte leben können, wenn sie im Krankenhaus geblieben wäre.

Die Zigarrenfabrik war verkauft worden und Mutter, Nana und ich lebten nun in Armut.

Es vergingen viele Jahre, in denen ich jede Nacht an Helen und an Vater denken musste. Ich träumte oft einen unheimlichen Alptraum, in dem ich Carl von Cosel sah, wie er sich todkranke Mädchen griff, sie heiratete und ihnen prunkvolle Grabmäler baute. Immer und immer wieder, wie ein Besessener.

Das Leben ging weiter.

Mutter begann zu trinken. Es war eine traurige Zeit und nichts ausrichten zu können, war um schlimmsten.

Nana lernte einen Mann kennen, den leider etwas dümmlichen, aber sehr liebenswürdigen Bauarbeiter Mario Medina. 1937 heirateten sie. Ich erinnere mich noch an die Hochzeitsfeier, die eher eine Trauerfeier war.

Dennoch war die Ehe von Nana und Mario eine sehr glückliche und ich hatte einen sehr guten Kontakt zu den beiden.

Ich lebte mit Mutter zusammen in einer kleinen Wohnung, die wir uns gerade noch leisten konnten, weil ich drei Jobs gleichzeitig hatte. Morgens in einem Geschäft, Nachmittags Putzarbeiten in einem Büro und Abends in einem Restaurant.

Mutter trank noch immer und versank in der Trauer um Helen und Vater.

Die Jahre vergingen, Mario und Nana zogen in ein größeres Haus ein und ich wartete nur noch auf eine freudige Nachricht von Nana.

Ich selbst hatte kein großes Glück mit Männern und zog es vor, mich um meine Mutter zu kümmern, die mittlerweile Hilfe brauchte.

1939 brach der Zweite Weltkrieg aus und verwandelte Europa in ein blutiges Schlachtfeld. Jeden Tag verfolgten wir die Meldungen aus dem Schlachthaus und dachten dabei immer wieder an Carl von Cosel, als die deutschen Kriegsgegner als verrohte, degenerierte Wilde dargestellt wurden. Auch er war ein Deutscher gewesen. Manchmal fragten wir uns, wo er lebte, falls er überhaupt noch lebte.

Es war im Frühjahr 1940, als Nana mich anrief. Mutter ging es zu dieser Zeit immer schlechter.

„Ich bin’s Florinda!“ sagte Nana aufgebracht. Sie war äußerst wütend.

„Was ist los?“ fragte ich verunsichert. Es klang, als hätte sie einen handfesten Ehekrach mit ihrem Mann.

„Ich habe etwas unglaubliches gehört!“ sagte Nana weinend.

Ich rechnete mit so manchem, höchstwahrscheinlich, dass ihr Mann fremdging, nur nicht mit dem, was ich dann von ihr hörte.

„Ich war beim Frisör! Da hat mich eine Frau angesprochen, ich wäre doch die Schwester von Helen. Sie habe gehört, Carl von Cosel schläft mit Helen!“ Nana brach in Tränen aus.

„Wie bitte?“ Ich wusste nicht, ob ich richtig gehört hatte. „Wie meinst du das? Sie ist doch...“

„Mit ihrer Leiche!“ sagte Nana. „Er hat ein Haus, am obersten Ende des Nordufers und seine Nachbarn haben den dringenden Verdacht, dass er eine Leiche im Haus aufbewahrt... die von Helen!“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Wer war so dreist, einen solch makaberen Scherz an meiner Schwester zu verüben und ihr zu sagen, dieser besessene von Cosel, der sich seit sieben Jahren nicht mehr gemeldet hatte, würde mit der Leiche unserer Schwester schlafen?

„Jemand wollte dir einen üblen Streich spielen!“ sagte ich beruhigend. Ich fühlte, wie mir Tränen in die Augen kamen, als ich an Helen dachte.

„Sie haben gesehen, wie von Cosel kistenweise Parfüm und Konservierungsmittel in sein Haus geschafft hat!“ sagte Nana aufgebracht.

„Das muss doch nicht bedeuten, dass...“

„Vergiss es! Mario und ich fahren zur Gruft und untersuchen den Sarg!“ sagte sie.

„Was? Bist du wahnsinnig?“ Ich war schockiert über die Skrupellosigkeit meiner Schwester.

„Ich will wissen, was los ist! Wir fahren jetzt in das Mausoleum und schauen in den Sarg! Es tut mir unendlich leid, aber ich muss es wissen, Helen zuliebe!“ sagte Nana weinend.

„Wenn du sie lieben würdest, würdest du ihr ihren Frieden lassen und ihn nicht zerstören, weil irgendein krankes Arschloch dir eine blöde Geschichte erzählt hat!“ Ich war rasend vor Wut. Meine Schwester Nana war egoistisch, aufbrausend und temperamentvoll. Eine explosive Mischung...

„Wir fahren jetzt los, willst du mit?“ fragte Nana.

„Nein!“ rief ich und knallte den Hörer auf.

„Was ist los?“ fragte Mutter aus dem Wohnzimmer. Ihre Stimme war schwach und brüchig.

Ich überlegte lange, bevor ich antwortete. Ich erzählte ihr, was ich gehört hatte und Mutter stimmte mir zu, dass es offenbar ein schlechter Scherz gewesen war.

Es vergingen zwei Stunden, in denen ich doch sehr gespannt war, was passieren würde. Ich rechnete damit, dass Nana enttäuscht und voller Gewissensbisse zurückkommen würde.

Doch anstatt mich wie ein Häufchen Elend anzurufen, stand sie kurz darauf vor meiner Wohnungstür und schlug dagegen, als wolle sie sie einschlagen.

„Was ist los?“ fragte ich, nachdem ich die Tür geöffnet und die blanke Panik in Nanas Augen gesehen hatte.

„Sie ist weg!“ stammelte sie.

„Was? Wer ist weg?“ fragte ich.

„Helen!“ Nana schrie fast.

„Was?“

„Die Leiche ist weg! Jemand hat sie mitgenommen!“ sagte Nana.

„Vielleicht ist sie in den sieben Jahren... verwest oder zerfallen?“ fragte ich.

„Nein, es sind keine Knochen da, nicht mal Staub! Sie ist weg!“ sagte Nana.

„Was hat das zu...“

„Wir fahren jetzt zu Carl von Cosel!“ sagte Nana wütend.

„Was? Wieso? Du weißt, wo er wohnt?“ fragte ich überrascht.

„Ja! Ich habe mir die Adresse geben lassen, war gar nicht schwierig... Wir werden ihn ausquetschen!“ sagte sie.

Ich beschloss, mitzukommen, hauptsächlich, um Nana und Mario davon abzuhalten, etwas dummes zu tun. Ich verabschiedete mich von Mutter und log ihr etwas vor, damit sie nicht unruhig werden würde.

Es war ein warmer, sonniger Mittwochnachmittag und Mario fuhr uns zu der Adresse, die Nana herausgefunden hatte. Hier sollte Carl von Cosel wohnen.

Das kleine, weiß gestrichene Holzhaus hatte zwei Etagen und war hinter Palmen versteckt. Das Grundstück lag direkt am Meer und die Gegend war ziemlich abgelegen. Genau der richtige Ort, wenn man nicht gesehen werden wollte.

Die Nachbarhäuser sahen fast alle gleich aus. Auf dem Briefkasten, der am Rande des grün bewachsenen Grundstückes stand, war der Name TANZLER V. COSEL zu lesen.

Ein sichtlich gealterter Carl von Cosel öffnete die Tür und wurde sofort von Mario umgestoßen. Nana rannte in die Wohnung und begann, alle Zimmer zu durchsuchen.

Von Cosel, der sich wieder aufgerappelt hatte, erkannte Nana und mich wieder. „Was wollen sie?“

„Wo ist Helen?“ kreischte Nana, die gerade von Cosels Arbeitszimmer durchwühlte.

„Sie ist in ihrem Grab!“ beteuerte von Cosel.

„Falsch!“ sagte Mario und drohte mit der Faust.

Ich gab ihm ein Zeichen, dass er ihn nicht verprügeln sollte und sah den Doktor ernst an. „Sie ist nicht in ihrem Sarg! Wo ist sie?“

„Ich habe keine Ahnung!“ sagte von Cosel ängstlich.

Nana kam wieder in den Flur und ging zum Schlafzimmer, das oben lag.

„Warten sie!“ sagte von Cosel.

„Was?“ fragte Nana ging die ersten Stufen der Treppe hoch.

„Was immer sie dort finden werden, es wird vermutlich das sein, was sie suchen...“

Nana rannte die Treppe hoch, riss die Tür auf und rannte in das Schlafzimmer.

Sie verschwand in dem Zimmer, aus dem ein widerlicher, süßlicher Verwesungsgestank herunter kam, gemischt mit den Aromen aufdringlicher Parfums und aggressiver Chemikalien.

Auch Mario verzog das Gesicht, als die sonderlichen Gerüche die Treppe herunterkrochen und seine Nase erreichten.

„Was haben sie in dem...“ begann ich, doch ein schrecklicher Schrei von Nana unterbrach meine Frage.

Mit knallrotem Gesicht, verheulten Augen und am ganzen Körper zitternd kam Nana aus dem Schlafzimmer gestürzt. Sie übergab sich und brach zusammen, nachdem sie die Treppe halbwegs unbeschadet herabgestolpert war.

Mario sammelte sie sofort auf und versuchte, sie zu beruhigen, doch sie zitterte am ganzen Körper. Nana war völlig außer sich und griff von Cosel an, der ängstlich zurückwich.

Während Mario und Nana sich mit von Cosel beschäftigten, ging ich vorsichtig die Treppe hoch und in das Schlafzimmer, obwohl sich alles in mir sträubte, das zu tun.

Ich kam die Treppe hoch und mir peitschte ein widerlicher Gestank entgegen, der mit jeder Stufe, die ich hinaufging, schlimmer wurde. Dennoch kämpfte ich mich nach oben und stand vor der Tür.

Vorsichtig ging ich um die Ecke und sah etwas auf dem Bett liegen, das aussah wie ein Mensch.

Es war ein toter Körper, der ein weißes Brautkleid trug und auf dem Bett lag, als würde er schlafen. Die Haut war ledrig und

verschrumpelt, die trockenen Stellen waren brüchig und braun gefärbt und die feuchten Stellen waren teilweise verwest und gaben die Sicht auf dunkelbraune Knochen frei.

Die Auf dem Gesicht dieser bizarren Mumie war eine lebensechte Totenmaske aus Wachs angebracht, die aussah wie das Gesicht von... Helen.

Die langen schwarzen Haare der Perücke, die die Mumie trug, war eindeutig aus Helens eigenen Haaren hergestellt worden.

Der beißende Gestank der Verwesung war vermischt mit Parfüm und Chemikalien.

Ich hielt es keine Sekunde länger in dem Schlafzimmer aus und torkelte zurück nach unten, wo ich vermutlich einen ähnlichen Anblick abgab wie Nana vor mir.

Als ich unten ankam, drückte Mario den Doktor gegen eine Wand, während Nana telefonierte. Sie hatte sich wieder völlig gefasst und sprach mit der Polizei.

Die Polizeibeamten kamen innerhalb von wenigen Minuten und zuerst wollten sie Mario festnehmen, weil von Cosel etwas von Hausfriedensbruch gejammert hatte, doch Nana und ich wiesen die Polizisten an, das Schlafzimmer im ersten Stock in Augenschein zu nehmen, bevor sie beschlossen, irgendwen zu verhaften.

Es dauerte einen Moment und die Polizeibeamten kamen kreidebleich die Treppe runter und legten von Cosel Handschellen an.

„Ich werde Anzeige erstatten!“ sagte Nana zu den Polizisten.

Die Gerichtsmediziner nahmen die sterblichen Überreste von Helen mit und mussten sie erst einmal gründlich untersuchen, um sicherzustellen, dass es sich nicht um eine Plastikpuppe oder eine Wachsfigur handelte. Es dauerte nicht lange und sie konnten die Leiche als die von Elena Hoyos identifizieren, die in ihrem eigentlichen Grab fehlte. Eine Ärztekommision, bestehend aus Medizinerinnen, die aus dem ganzen Land angereist waren, sahen sich Helens Leiche an.

Carl von Cosel wurde verhaftet und eingesperrt. Die Staatsanwaltschaft warf ihm mutwillige Störung eines Grabes und Leichenschändung vor, ein Vergehen, das sogar im liberalen Bezirk Monroe County für üblich äußerst hart bestraft wurde.

Als Nana und ich Mutter berichteten, was geschehen war, brach sie weinend zusammen. Die Vorstellung, dass sie vor Gericht sitzen und gegen von Cosel aussagen sollte, erfüllte mich mit Unbehagen. Ihr Zustand erinnerte mich an den von Vater, kurz nach Helens und kurz vor seinem eigenen Tod. Dabei war sie doch erst neunundfünfzig. Es vergingen ein paar sehr schlimme Tage, in denen Nana und Mutter sich erfolglos gegen die Behörden zur Wehr setzten, um zu verhindern, dass die konservierte Leiche von Helen einem öffentlichen Publikum präsentiert werden sollte. Trotz des Protestes meiner Familie wurde Helens Leiche, nachdem sie ausführlich von Pathologen und Medizinerinnen untersucht worden war, im Dean-Lopez Bestattungsinstitut für drei Tage öffentlich aufgebahrt und von mehr als sechstausend neugierigen Besuchern betrachtet.

Von der eigentlichen Leiche war kaum etwas zu erkennen gewesen, man hatte lediglich die Totenmaske und ein Kleid gesehen. Das Grauen, das der Anblick der starren, mumifizierten Finger hervorrief, ließ einen errahen, wie es unter dem Kleid aussah. Es brach Mutter das Herz, dass die Leiche ihrer geliebten Tochter keinen Frieden fand und ich machte mir ernste Sorgen um ihre Gesundheit.

Im September 1940 erlitt sie einen Herzinfarkt und wurde ins Krankenhaus eingeliefert, nachdem sie versehentlich in einen Umschlag mit Fotografien aus der Pathologie gesehen und Fotos von der Autopsie ihrer toten Tochter gesehen hatte:

Die Leiche lag auf einem Tisch, die dünnen Arme waren steif und wirkten zerbrechlich. Der Brustkorb war von den Pathologen geöffnet und ausgeräumt worden. Die Rippen schimmerten durch die dünne, ledrige Haut. Der Schnitt des Gerichtsmediziners teilte den Brustkorb, den Hals und endete kurz unterhalb der Nase. An der Stelle, wo der Mund zerschnitten war, waren die abgetrennten Teile der Totenmaske zu erkennen, die immer noch auf dem Gesicht der Leiche klebte. Darunter war der blanke Knochen des Unterkiefers mit allen Zähnen zu erkennen. Die Oberlippe und der restliche Teil des Gesichts lagen unter der Totenmaske, die die Pathologen offenbar nicht entfernt hatten. Die Leiche hatte nur noch wenige eigene Haare, die Perücke mit dem prachtvollen, schwarzen Haar war abgezogen und nach hinten geklappt worden.

Mutter hatte sich schnell wieder erholt und dieser dramatische Vorfall hatte sogar noch eine positive Konsequenz für uns, denn die

Behörden entschuldigden sich persönlich bei meiner Mutter und versprachen ihr, Helens Leiche umgehend in einem anonymen Grab zu beerdigen, damit sie endlich ihre letzte Ruhe finden würde. Man sagte uns, wir müssen Verständnis haben, die Leiche von Helen war eine wissenschaftliche Sensation, die der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden musste und Carl von Cosel war ein lebendes Exemplar, das Wissenschaftler studieren konnten, um Krankheiten wie Besessenheit und Nekrophilie zu erforschen.

Mutter willigte schweren Herzens ein und wir freuten uns darauf, dass Helen nun endlich eine letzte Ruhestätte und von Cosel hoffentlich ein hartes Urteil erwarten würde.

Am 9. Oktober 1940 war die erste Anhörung von Cosels im Monroe County Gerichtsgebäude in Key West, bei der Nana, Mario, Mutter, ich und meine beiden Onkel ebenfalls anwesend waren.

Hier befragten die Richter von Cosel und er erzählte in allen Einzelheiten, was geschehen war. Ohne so etwas wie Reue oder Scham zu empfinden, berichtete er in allen Einzelheiten von den Taten, deren Beschreibungen alle Anwesenden, einschließlich mir und meiner Familie das kalte Grauen verspüren ließen.

Im April 1933 hatte Carl von Cosel es nicht mehr ausgehalten. Er gab zu Protokoll, Helen hatte ihn immer und immer wieder aufgefordert, sie aus dem Grab zu holen. In einer dunklen Nacht im April hatte er es dann getan und ihre Leiche mithilfe eines kleinen Holzwagens unbemerkt aus der Gruft, bis in sein neues Haus befördert.

Er gab an, dass er fortan versucht hatte, ihren fortschreitenden Verfall aufzuhalten.

Mit zunehmender Verwesung hatten sich die Gelenke abgebaut und der Körper drohte, auseinander zu fallen und so hatte von Cosel ihre Knochen eigenhändig mit Kleiderbügeln und Klaviersaiten zusammengebunden. Die Verwesung schritt fort und so hatte er auch ihre verfaulten Augen gegen Glasaugen ersetzt und die Haare, die ihr ausgefallen waren, einzeln gesammelt und zu einer filigranen Perücke verarbeitet, die er ihr aufgesetzt hatte.

Die unwiederbringlich durch Verwesung zerstörten Hautpartien hatte von Cosel mit Seidentüchern ausgebessert, die mit flüssigem Wachs getränkt waren und die intakte Haut hatte er mit aus

Formaldehyd zusammengebräuten Lösungen und selbstgemixten Lotionen behandelt.

Und alles hatte er damit gekrönt, indem er ihr die Totenmaske aufgesetzt hatte, die er kurz nach ihrem Tod von ihr angefertigt hatte. Die Haut war aus Wachs und sah faszinierend echt aus.

Nachdem er ihr auf der selbstgebauten Orgel vorgespielt hatte, was die Nachbarn mehr als einmal aus den Betten gerissen hatte, hatte er sich neben die, in ein weißes Brautkleid gekleidete Leiche gelegt und neben ihr geschlafen.

Seine Liebe war ungebrochen seit dem Tag, an dem er sie kennengelernt hatte und er wusste, dass sie die Frau seines Lebens war, schließlich hatte seine Ahnin es ihm in seinen Visionen über Jahre hinweg prophezeit. Der Tod stellte kein Hindernis dar, er liebte Helen immer noch, schließlich war er sich klar, dass die Leiche seine Liebe erwidert, ja ihn sogar gebeten hatte, sie aus dem Grab zu befreien und mit nach Hause zu nehmen.

Er hatte mittlerweile einen hohen Bedarf an Parfüm und Desinfektionsmitteln gehabt, um den Geruch und die Folgen der Verwesung zu überdecken, die von Helens Körper ausging. Zudem hatten sich auch die inneren Organe verflüchtigt oder waren verschrumpelt, sodass die Leiche in sich zusammengefallen war und so hatte von Cosel die Bauch- und Brusthöhle der Leiche mit Lumpen und alten Klamotten ausgefüllt, um sie vor dem Zusammenfallen zu bewahren.

Von Cosel betonte erneut, dass Elena ihn schon vom Grab aus angebettelt hätte, sie aus ihrem Gefängnis zu befreien, damit sie zusammen sein konnten.

Er hatte der Leiche eine Halskette umgelegt, ihr Netzstrümpfe, Handschuhe und ein weißes Brautkleid angezogen und sie hatte die ganze Zeit in seinem Bett neben ihm gelegen, sieben Jahre lang. Niemand wagte, ein Wort zuzusagen, alle waren gebannt, fasziniert, schockiert und angewidert

Die Geschichte war eine Sensation für sensationsgierige Zeitungen wie den *Key West Citizen* oder den *Miami Herald*. Sie druckten alles ab, was sie über Carl von Cosel, seine Vergangenheit, sein Leben und vor allem, seine makabere Beziehung zu meiner toten Schwester herausfinden konnten.

So fand ich beim Lesen eines Artikels so einiges über Carl von Cosel heraus, dass selbst ich nicht gewusst hatte.

Carl von Cosel war am 8. Februar 1877 als Georg Karl Tänzler in Dresden, Deutschland, geboren worden. Seine Ehefrau Doris hatte er 1920 geheiratet. 1922 war die erste gemeinsame Tochter Ayesha Tänzler geboren worden, 1924 die zweite Tochter Crystal, die 1934 an Diphtherie gestorben war. Tänzler war in Deutschland aufgewachsen und hatte im Ersten Weltkrieg Zeit in Australien verbracht, das zumindest bewies ein örtlicher Haftbefehl gegen ihn. Am 6. Februar 1926 hatte er sich auf große Reise begeben und war von Rotterdam nach Havanna gesegelt. Von Kuba aus ging er nach Florida, genauer in die Stadt Zephyrhills, wo seine Schwester schon seit einigen Jahren lebte. Seine Frau und seine beiden Kinder kamen kurze Zeit später nach. 1927 ließ er seine Familie in Zephyrhills zurück und zog in das über vierhundertvierzig Meilen entfernte Key West, auf der gleichnamigen Insel an Floridas Südwestspitze. Dort änderte er seinen Namen in Dr. Carl Graf von Cosel und begann unverzüglich seine Arbeit als Radiologe und Bakteriologe im Marine Hospital, wo er angeblich neun akademische Grade hatte vorweisen können.

Den Redakteuren und Journalisten der Zeitungen war es trotz intensivster Recherche nicht gelungen, nachzuweisen, dass von Cosel tatsächlich in Deutschland Medizin studiert oder gar promoviert hatte.

Die Tage nach der Befragung waren schrecklich. Die Presse belagerte unser Haus und wildfremde Menschen sprachen mich und meine Familie an.

Wir wollten uns nur noch verstecken, doch sie ließen nicht locker. Die Geschichte war in allen Tageszeitungen und sogar im landesweiten Fernsehen.

Ich erinnere mich, wie wir Ende Oktober 1940 vor dem Fernseher saßen und Helens Geschichte im Fernsehen kam. Wir sahen unsere Gesichter auf dem kleinen, schwarzweißen Bildschirm flimmern. Mutter, Nana und ich weinten erneut.

Wir konnten das, was von Cosel bei der Befragung zu Protokoll gegeben hatte, einfach nicht glauben, doch wir waren uns sicher, dass das Gericht ihn außerordentlich hart bestrafen würde, schließlich war dies mittlerweile ein öffentlicher Fall geworden.

Von Cosel war zu diesem Zeitpunkt gar nicht mehr inhaftiert. Zwei Freunde von ihm hatten die Tausend Dollar Kautions bezahlt und er war vorerst ein freier Mann. Der Prozess war in ein paar Tagen. Es tat mir weh, dass nicht alle Menschen in Carl von Cosel einen besessenen, perversen Mann sahen, sondern einen exzentrischen Romantiker. Es widerte mich an, dass die öffentliche Meinung sich eher positiv für von Cosel aussprach. Viele Leute, die Helens Leiche in dem Bestattungsinstitut gesehen hatten, lobten die akribische Arbeit, die von Cosel geleistet hatte. Es tat sehr weh, Leserbriefe an Zeitungen zu lesen in denen die Verfasser Carl von Cosels Taten als romantisch bezeichneten und die Taten als Akt der grenzenlose Liebe, sogar über den Tod hinaus, beschönigten. Es machte mich, Nana und Mutter sehr wütend, denn sie begnügten sich damit, nur die halbe Geschichte zu kennen.

Wir hörten, dass Carl von Cosel viele Besucher hatte, als er inhaftiert gewesen war. Ihm völlig Fremde Menschen wollten ihn persönlich sehen, ihm kleine Geschenke zustecken, ihn für seine grenzenlose Liebe beglückwünschen und ihn unterstützen. Sie wollten ihn wissen lassen, dass er sich keine Sorgen machen musste und, dass er nicht so verrückt war, wie es den Anschein hatte. Ich wurde fast wahnsinnig vor Wut, denn die Menschen, die ihn so vergöttert hatten nicht ihre eigenen Schwestern verloren und von Cosel hatte sie auch nicht wieder ausgegraben und sieben Jahre mit ihren toten Körpern das Bett geteilt.

Angeblieh sollen sogar ein paar kichernde, kubanische Prostituierte aufgetaucht sein, die von Cosel ihre Dienste umsonst angeboten hatten.

Voller innerer Anspannung gingen wir zu dem Prozessauftritt im Oktober 1940.

Das Monroe County Gerichtsgebäude war belagert von Schaulustigen und Reportern.

Von Cosel wurde unter Polizeischutz in das Gebäude gebracht und nahm auf der Anklagebank platz. Mutter, Nana und ich sagten als Zeugen aus. Wir hatten uns lange auf den Prozess vorbereitet, um alles zusammenfassend auf den Punkt bringen zu können, was wir wussten, um von Cosel ein hartes Urteil zu garantieren.

Der Prozess begann mit den Ergebnissen der Untersuchung seines mentalen Gesundheitszustandes. Psychiater hatten Carl von Cosel

ausführlich untersucht und sollten feststellen, ob er geisteskrank war. In diesem Fall hätte man ihn höchstwahrscheinlich einer Lobotomie unterzogen oder ihn weggesperrt.

Ein kalter Schauer des Entsetzens durchfuhr meinen ganzen Körper, als der Richter vorlas, dass sie Carl von Cosel für nicht geisteskrank hielten. Ferner war er mental in der Lage, angeklagt zu werden.

Man warf ihm Grabschändung und Störung der Totenruhe vor.

Am zweiten Prozesstag sagte Mutter aus und berichtete in brüchigen, schwachen Worten, wie von Cosel sich in Helens Leben gedrängt hatte. Danach berichtete ich dem Gericht über den Bau des Mausoleums und mein unheimliches, nächtliches Treffen mit von Cosel in der Gruft. Nana berichtete dann, wie wir Helen sieben Jahre später in von Cosels Haus aufgefunden hatten.

Am dritten Prozesstag sollten weitere Zeugen befragt werden, doch es gab eine kleine Sensation, nein eher eine grauenhaft Katastrophe! Die Anklage der Grabschändung, die von Cosel zugegeben hatte, unterlag einer zweijährigen Verjährungsfrist und da Helen ganze sieben Jahre in der Wohnung ihres besessenen Liebhabers verbracht hatte, beschloss das Gericht, die Anklage fallen zu lassen, da das Verbrechen mittlerweile verjährt war.

Eine weitere Untersuchung des Gesundheitszustandes von Cosels erbrachte keine Nachweise für eine Erkrankung, so dass er ohne Auflagen in die Freiheit entlassen werden konnte.

Zwei Tage später brach Mutter zu Hause überraschend zusammen und war sofort tot. Herzinfarkt. War es der exzessive Alkoholkonsum der letzten Jahre gewesen oder hatte ihr das Gerichtsurteil das Herz gebrochen? Wir werden es nie erfahren und beerdigten sie neben ihrem geliebten Pancho.

In den folgenden Jahren mussten Nana und ich versuchen, das Leben weiter zu leben.

Ich füllte das Loch in meinem Herzen mit Arbeit. 1943 lernte ich meinen späteren Mann Nunzio Rodriguez kennen. Er konnte viele der schlimmen Gefühle, die ich hatte, wenn ich an die Vergangenheit dachte, mit viel Liebe füllen.

In einer Sommernacht 1943 schreckte ich so laut aus dem Schlaf hoch, dass auch Nunzio sofort wach war.

„Was ist los? Liebling?“ fragte er besorgt.

Ich hatte schon wieder diesen Traum gehabt.

Ich hatte Helen gesehen, die umgeben von grauen Mauern gewesen war und mich mit verweinten Augen angesehen und mich anbettelt hatte, sie aus ihrem Gefängnis zu befreien. Doch immer, wenn ich nach ihr greifen wollte, war das lachende Gesicht von Carl von Cosel aufgetaucht und ich hatte hilflos mit ansehen müssen, wie er flüssigen Zement auf sie schüttete. Diesen Traum hatte ich jede Nacht, jede verdammte Nacht. Ich hörte Helens Stimme so deutlich, als hätte sie vor mir gestanden.

Am nächsten Tag telefonierte ich mit Nana und erzählte ihr von meinem Traum. Es war mir unangenehm gewesen und so hatte ich dieses Geheimnis fast drei Jahre lang mit mir herumgetragen, ohne es ihr anzuvertrauen. Es folgte ein Moment der Stille.

Sie gestand mir, dass sie seit Jahren jede Nacht den gleichen Traum gehabt hatte.

Wieder gab es einen Moment des Schweigens.

Das konnte kein Zufall sein!

Ich traf mich am nächsten Tag mit Nana auf dem Friedhof und wir besuchten erst unsere Eltern, dann das anonyme Grab von Helen.

Wir sahen genau nach, ob jemand sich an dem Grab zu schaffen gemacht haben könnte, doch wir fanden keine Spur.

Oft hatte ich gedacht, ob es pietätlos gewesen wäre, Helen erneut zu exhumieren, um noch einmal in ihren Sarg zu sehen.

Nana und ich beschlossen, Carl von Cosel zu besuchen.

Er hatte nach dem Freispruch die Stadt verlassen und war nach Pasco County gezogen, nicht unweit von Zephyrhills. Er hatte dennoch eine gewisse Popularität erlangt und nutzte die Situation aus, um seine stark angeschlagenen Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Von Cosel hatte eine Autobiografie geschrieben, die den Titel „Das Geheimnis von Elenas Gruft“ trug und sich sehr gut verkauft hatte.

Wir kamen in Pasco an und nahmen uns ein Zimmer.

Am nächsten Morgen gingen wir zu von Cosels Haus.

Zu unserer Überraschung war das Haus öffentlich begehbar, denn es war eine Art Museum. Überall hatte er Erinnerungsstücke und Fotos von Helen angebracht, die staunende Besucher bei den persönlichen Führungen bewundern konnten. Der Höhepunkt der Führung waren

der steinerne Gisant, der eine friedlich schlafende Helen, in Stein gehauen zeigte und die legendäre Totenmaske der Maria Elena Milagra de Hoyos, bestehend aus Wachs.

Wir sahen uns fast jedes Zimmer an, doch wir fanden keine Hinweise, dass er eine Leiche hier aufbewahren würde. Ich erinnerte mich an den unbeschreiblichen Gestank, der von Helens mumifizierter Leiche ausgegangen war und stellte fest, dass er die Leiche unmöglich haben konnte.

Wir konnten es nicht vermeiden, dass er uns sah und uns erkannte. Er kam zu uns und grüßte freundlich. Dann entschuldigte er sich bei uns für all die Unannehmlichkeiten, die er uns und unserer Familie angetan hatte.

Nana und ich ließen dies unkommentiert und verließen fluchtartig das Haus. Was hatte uns nur geritten, dieses Haus zu betreten? Wir hatten tatsächlich befürchtet, Helen wieder zu finden, vermutlich wieder in seinem Bett liegend. Irgendwie musste er sich die Leiche wieder beschafft haben, doch dafür gab es in seinem Haus keine Anzeichen. Offenbar hatte er gelernt, mit seiner Obsession zu leben und auch noch Kapital aus ihr zu schlagen.

Nana und ich beschlossen, die Sache zu vergessen. So oft wir konnten, besuchten wir Helens Grab und das unserer Eltern. Wir versöhnten uns mit dem Gedanken, dass Helen nun endlich ihren ewigen Frieden gefunden hatte.

Das Leben ging weiter, doch im Jahr 1944 gab es eine weitere Tragödie in meiner Familie.

Nana erkrankte und verstarb, genau wie ihr Vater und ihre Schwester zuvor, an Tuberkulose.

Sie lag bereits im Sterben und so konnte sie die traurige Nachricht nicht mehr wahrnehmen, dass ihr geliebter Mann Mario bei einem Unfall auf einer Baustelle getötet worden war, als er versucht hatte, einen Mitarbeiter zu retten, der mit seinem Kran eine Stromleitung berührt und sein Baugerät somit unter Strom gesetzt hatte.

Mein Mann Nunzio gab mir genug Kraft, die schwere Zeit gerade so zu überstehen. Meine gesamte Familie war nun tot und ich war gerade erst einunddreißig Jahre alt!

Es vergingen viele Jahre, in denen ich oft von meiner Familie träumte, doch meistens träumte ich den verstörenden Traum, in dem Helen mich anflehte, sie zu befreien.

Ich dachte daran, einen Psychiater aufzusuchen, denn ich wollte nicht für den Rest meines Lebens mit dieser verstörenden Erinnerung in meinem Bewusstsein leben, doch in der Nacht vom 3. auf dem 4. Juli 1952, als ich neununddreißig Jahre alt war, hatte ich einen ganz besonderen Traum, den ich niemals vergessen werde. Ich sah wieder Helen, doch diesmal war sie nicht mit Zement überschüttet, sondern trug ein leuchtendes, weißes gewand. Sie war wunderschön und ihr Haare glänzten. „Es ist vorbei! Er ist tot, jetzt befreie mich! Bitte!“ sagte sie so laut, dass ich wach wurde.

Ich wusste erst nicht, was das zu bedeuten hatte, doch mich beschlich ein seltsamer Verdacht. Ich suchte von Cosels Nummer aus dem Telefonbuch und versuchte, ihn anzurufen. Zwei Wochen lang versuchte ich es jeden Tag.

In dieser Zeit hörte ich mich um und versuchte, einiges über von Cosel in Erfahrung zu bringen. Angeblich hatte er 1947 eine Biografie veröffentlicht, um noch etwas Geld zu machen, doch das öffentliche Interesse war schon erloschen. Mittlerweile hatte es neue, kuriose oder sensationelle Fälle gegeben und von Cosel und sein Museum waren in Vergessenheit geraten. 1950 hatte er die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen und angeblich hatte er sich sogar mit seiner Frau Doris versöhnt.

Zuerst bemerkte Nunzio nichts doch dann fragte er mich, was ich hatte.

„Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll... Es ist wegen von Cosel. Ich werde das Gefühl nicht los, dass es immer noch nicht zu ende ist!“ Nunzio nahm mich in den Arm und tröstete mich, doch der Zweifel ließ mich nicht los, sodass ich ihn überreden konnte, einige Tage später mit ihm nach Pasco County, zu dem Haus von Carl von Cosel zu fahren.

Nach mehr als acht Stunden Autofahrt nahmen wir uns in der Ortschaft Pasco ein Zimmer und fielen todmüde ins Bett.

Am nächsten Morgen gingen wir zu von Cosels Haus, ich erinnerte mich noch an den Weg dorthin. Wir erschrakten, denn das einst so akkurat gepflegte Haus war halb verwildert. Der Publikumsverkehr war offenbar schon vor Monaten erloschen, alle Fenster waren geschlossen und die Post stapelte sich.

Ich ging durch das hohe Gebüsch, bis ich an der Tür ankam, doch mein Klopfen, Klingeln und Rufen blieb ungehört. Zu einem Einbruch fehlte mir der Mut und so beschlossen Nunzio und ich, zur örtlichen Polizei zu gehen, damit diese mal nach dem Haus und seinem Bewohner sehen konnten.

Ein paar Stunden später hatten die Polizisten das Haus durchsucht und waren fündig geworden. Sie hatten Nunzio und mich draußen, bei zwei ihrer Kollegen gelassen, während drei von ihnen in das Haus gegangen waren.

Nun kamen sie wieder aus dem Haus und trugen auf einer Bahre den toten Körper des fünfundsiebzigjährigen Carl von Cosel alias Carl Tanzler.

Es stellte sich heraus, dass er drei Wochen tot hinter einer seiner Orgeln gelegen hatte.

Völlig verstört über die Tatsache, dass ich den seltsamen Traum mit Helen ebenfalls vor drei Wochen geträumt hatte, taumelte ich in die Wohnung, in der ein starker Verwesungsgeruch lag. Von Cosels toter Körper hatte drei Wochen dort herumgelegen.

Ich suchte nach Anzeichen für das Vorhandensein von Helens Leiche. Wie im Wahn torkelte ich durch das Haus und atmete den süßlichen Gestank ein, während Nunzio hinter mir her lief und versuchte, mich aufzuhalten. Ich sah auf all die Bilder, Kleidungs- und Erinnerungsstücke, die an den Wänden hingen und in den gläsernen Vitrinen standen.

Ich hörte Helens Stimme in meinem Kopf, die immer lauter wurde, je dichter ich an den Hauptraum seiner Ausstellung kam. Sie schrie beinahe in meinem Kopf und ich war sicher, dass ich selbst nun auch dem Wahnsinn verfallen war, denn ich konnte Nunzio zwar sehen, wie er besorgt neben mir her ging und auf mich einredete, doch ich hörte ihn nicht. Ich hörte nur Helens Rufe, ihr Flehen, ihr Leiden.

Ich stand nun vor dem steinernen Gisant, der Helen darstellte. Mein Herz raste und ich war kurz davor auszurasen... dann tat ich es. Ich tobte durch die Wohnung und rannte in die Werkstatt, die ich beim letzten Besuch im Vorbeigehen gesehen hatte. Dort suchte ich eine Weile herum und fand ein passendes Werkzeug. Ich schnappte mir einen schweren Hammer mit einem langen Stiel und ging zurück zu dem Gisant.

Ich rannte, so schnell ich konnte, denn ich befürchtete, die herumstehenden Polizisten würden ahnen, was ich vor hatte und versuchen, mich zu stoppen.

Ich hob den Hammer mit großer Mühe so hoch ich konnte und schlug ihn mit aller Kraft auf die kunstvolle Platte des Gisanten. Als der schwere Hammerkopf die Füße des Kunstwerkes mit einem lauten Knall zerschmetterte und die kleinen Stücke der Steinskulptur mir entgegenkrachten, war mir klar, dass ich im Begriff war, den Verstand zu verlieren. Ich war dabei, den letzten und größten Fehler meines Lebens zu begehen.

Ich schlug noch einmal auf die Füße der Statue ein, doch dann rammte mich jemand unsanft zur Seite und drückte mich auf den Boden. Entsetzt stellte ich fest, dass es mein Mann war!

„Was soll das? Bist du verrückt geworden? Was ist bloß in dich gefahren?“ rief er aufgebracht.

„Sergeant, sehen sie sich das an!“ sagte einer der Polizisten, die vor dem zertrümmerten Gisanten standen.

Die Polizisten sammelten sich vor der zertrümmerten Steinplatte.

„Was?“ Nunzio löste seinen Blick ruckartig von mir und stand auf. Stille. Alle drei Polizisten, die vor dem Gisanten standen, schwiegen. Was war geschehen? Ich rappelte mich hoch und drängelte mich durch die Polizisten.

Ich sah in die halb zerschlagene Platte, doch dann sackten meine Knie ein und ich fiel um.

Nunzio fing mich im letzten Moment auf und rief einen Arzt.

Als ich später erwachte, befand ich mich im Marine Hospital, Key West und Nunzio stand vor meinem Bett. Er berichtete mir, die Polizisten hätten unter der Steinschicht einen Hohlraum gefunden und in dem hatte die Leiche von Helen gelegen.

Mir schossen die Tränen in die Augen, als ich mich an das Letzte erinnerte, was ich gesehen hatte, bevor mir schwarz vor Augen geworden war. Zwischen den zerschlagenen Steinplatten hatte ich ihre mumifizierte Füße liegen sehen.

„Sie haben die Leiche von Helen aus dem Stein geholt und sie in ein Labor gebracht, wo sie untersucht wird. Tut mir leid, dass ich dir Unrecht getan habe!“ sagte Nunzio und lächelte verlegen.

„Schon gut!“ sagte ich lächelnd, er war schließlich der Mann meiner Träume. „Schatz, wir müssen das anonyme Grab exhumieren

lassen!“ sagte ich und fragte mich, *wie* von Cosel schon wieder an Helens Leiche gekommen war.

Wir ließen Helens anonymes Grab öffnen. Es war eine Schande, dass sie bereits zum zweiten Mal wieder ausgegraben wurde, doch wir exhumierten sie nicht, sondern nur ihren leeren Sarg. Als wir ihn öffneten lagen Sandsäcke und Gewichte darin. Ein kaltes Grauen durchfuhr mich, als ich daran dachte, dass Helens Leiche höchstwahrscheinlich niemals in diesem anonymen Grab gelegen hatte.

Die Antwort darauf gab eine Ermittlungskommission noch im selben Jahr. Sie deckte auf, dass einer der Beamten der Behörde ein illegales Geschäft mit von Cosel getätigt hatte. Von Cosel hatte dem Beamten ein Bestechungsgeld in Höhe von Zehntausend Dollar gezahlt und so hatte der Beamte die Leiche verschwinden und an von Cosel aushändigen lassen. Statt Helen war damals ein beschwerter Sarg ohne Leiche beerdigt worden.

Ich ließ Helens sterbliche Überreste ein letztes Mal beerdigen und zwar neben Mutter, Vater und Nana. Endlich hatte meine Schwester ihre letzte Ruhe gefunden.

In der folgenden Nacht hatte ich einen weiteren Traum. Ich sah Helen auf einer Schaukel sitzend, im Mondlicht. Ihr Haar glänzte und ihr weißes Kleid wehte träge im Wind. Sie sah mich an, sodass mein ganzes Sichtfeld von ihrem wunderschönen Gesicht ausgefüllt war. Sie lächelte glücklich, keine Spur war mehr zu sehen von dem Leid aus meinen vorherigen Träumen.

„Du hast mich befreit!“ sagte Helen und lächelte. „Danke, meine Schwester! Wir sehen uns wieder!“ Dann verblasste ihr lächelndes Gesicht und es sah aus, als würde sich ihre Gestalt in zahllose Nachtfalter verwandeln, die sofort wieder in das Dickicht verschwanden.

Von diesem Tag an war mein Leben wieder wunderschön. Eine Last fiel von meinem Herzen und ich verspürte das erste Mal völlig unbefangenes Glück.

Es vergingen viele wunderschöne Jahre und nun liege ich selbst hier im Sterben und kann das Ende schon spüren. Ich weiß, dass es kommt und wenn es kommt, ist es in Ordnung. Ich habe meinen geliebten Nunzio überlebt, doch unsere Ehe hat vier wunderbare

Kinder hervorgebracht, die ein schönes Leben haben und teilweise selbst schon Eltern sind. Meine drei Töchter Aurora, Elena und Florinda und mein Sohn Francisco, Spitzname Pancho.

Heute haben wir das Jahr 1998, im August und ich spüre, wie das Ende naht. Helen hatte gesagt, dass wir uns wieder sehen werden, darauf freue ich mich schon. Ich bin dann bei all denen, die ich liebe, da kann ich nicht falsch aufgehoben sein. Ich habe fünfundachtzig Jahre gehabt und bin dankbar für ein so erfülltes Leben. Nun schwindet meine Kraft und ich weiß nicht, ob ich es noch schaffe, weiter zu schreiben.

Was ich sagen wollte, ist gesagt und meine Geschichte ist erzählt. Macht's gut, liebe Freunde.

Celia Milagra Hoyos Rodriguez, 28.08.1998

***ENDE***



Das verfluchte  
Zimmer

## **Vorwort zu „Das verfluchte Zimmer“**

Diese Geschichte ist stark inspiriert von den Werken H.P. Lovecrafts, so wie fast das ganze Buch. Aber in dieser Geschichte besonders. Es geht um den schleichenden, nicht sichtbaren Horror, seltsame Träume und Gefühle. Die Anlehnung an „Cold Air“ ist vermutlich gut erkennbar. Das Ende, das sich von Lovecrafts Stil unterscheidet, ist an die Filme „REC“ und „I am legend“ angelehnt. Die Geschichte „Die Seuche“ ist übrigens die inoffizielle Fortsetzung. Meine persönliche Einstellung zu dieser Geschichte und ihrer Handlung, ihrem Verlauf ist, dass hier der Weg zum Ende wichtiger ist, als das Ende selbst. Ach ja, da gibt es noch einen Querverweis in dieser Geschichte. Lukas erinnert sich an einer Stelle der Geschichte an die wahre Geschichte des Carl von Cosel, Dir bekannt aus „Das Geheimnis von Elenas Gruft“.

## **„Das verfluchte Zimmer“**

von M. Nuncio Alexander

Mein Name ist Lukas Haak, ich studiere Medizin, zumindest tat ich das bis vor kurzem und das Unglaubliche, das ich nun berichten werde, weil ich es nicht fassen und auch nicht mehr aushalten kann, begann damit, dass ich mir nur ein Zimmer nehmen wollte...

Ich hatte mir einige Wohnungen angesehen, doch die meisten waren nichts für mich gewesen. Ich war Student, ich hatte mich in dieser Stadt für ein Medizinstudium eingeschrieben und war auf der Suche nach einer Wohnung gewesen, in der ich kurzzeitig wohnen konnte, um mein Studium zu absolvieren. Die Nähe zur Uni war schon ein wichtiges Kriterium gewesen, doch hatte ich schnell lernen müssen, dass alle Wohnungen in der Nähe der Uni bereits belegt waren und ich daher doch einen längeren Weg zur Uni in Kauf nehmen müssen würde.

Ich fand schließlich eine sehr interessante Wohnung in einem alten Teil der Stadt. Das Viertel war sehr runtergekommen und etwas, das man einen sozialen Brennpunkt nennt. Dort gab es überwiegend Migranten und eine hohe Kriminalitätsrate.

Doch die Wohnung war so günstig, dass ich den alten, krummen Hausmeister, der sie mir zeigte, dreimal fragen musste, ob das Verlangte ernst gemeint war.

Ich rechnete im Kopf die Kosten zusammen und kam zu dem Ergebnis, dass die Gegend vielleicht schlecht war, doch die günstige Wohnung so lohnend, dass ich beschloss, sie zu nehmen. Zudem hatte ich in den Straßen andere junge Leute entdeckt, die ich bereits an der Uni gesehen hatte, offenbar wohnten auch hier einige Studenten.

Ich wurde mir schnell mit dem Vermieter einig und am nächsten Tag stand ich mit meiner großen Reisetasche vor dem alten Haus. Es war ein uralter Wohnblock in Reihe, im hinteren Teil des Viertels. Die Verzierungen an den Außenwänden und Giebeln waren liebevoll und elegant, jedoch auch schon ziemlich verfallen.

Ich betrat das Haus und stand augenblicklich in einem dunklen, leeren Treppenhaus, das aussah, als wäre es in den 1930er Jahren erbaut worden und seitdem nicht mehr renoviert worden.

Tatsächlich, so erfuhr ich später in einem Gespräch, hatte es 1956 eine große Renovierung gegeben. Dieses Haus war von den Bombenangriffen des Zweiten Weltkrieges verschont geblieben. Ein alter, dürrer, streng riechender Mann mit weißem, wirrem Haar, der etwas trug, das aussah wie ein Morgenmantel, stand im Flur und nahm sich die Post aus dem Briefkasten.

„Guten Morgen!“ sagte ich freundlich.

Der alte sah mich an. „Guten Morgen! Wie kann ich behilflich sein?“

„Nee, es geht schon, ich ziehe gerade hier ein!“ sagte ich lächelnd.

„Was?“ Die Mine des alten Mannes erschlaffte und er sah mich besorgt an. „Ziehen sie in das Zimmer im zweiten Stock am Ende des...“

„... am Ende des Flures, ja.“ sagte ich.

Der Alte sah mich traurig an. „Viel Glück.“

„Wieso?“ fragte ich.

Das Gesicht des Alten verharrte einen Moment lang in diesem besorgten Ausdruck, dann wechselte es die Stimmung. „Sie sind sicher Student, nicht wahr? Viel Glück für ihre Studien... hab ich Recht?“

„Ja.“ sagte ich.

„Was studieren sie, mein junger Freund?“ fragte der alte Mann.

„Medizin.“

„Wilhelm!“ sagte der Alte und streckte mir die Hand entgegen.

„Wie bitte?“ Er studierte Wilhelm?

„Ich bin Wilhelm, Wilhelm Oldenburg. Ich glaube, ich wohne auf ihrer Etage.“

„Ach so... freut mich, ich bin Lukas Haak.“ sagte ich und ergriff seine dünne Hand.

Dies war mein erster Kontakt mit den Bewohnern des Hauses und so schlecht war er ja gar nicht gewesen, wenngleich auch etwas seltsam. Etwas an dem alten Mann hatte mich stutzig gemacht. Ich ging die alte Treppe hinauf und die Holzstufen knarrten bei jedem meiner Schritte bedenklich.

Der Flur des zweiten Stockwerks wirkte düster und uralte. Die dunkelgrüne Farbe blätterte an vielen Stellen der Wand ab und der Linoleumboden war abgenutzt. Es war dunkel und unheimlich. Links und rechts waren Türen, ein Wohnungseingang sah aus wie der nächste. Langsam schritt ich durch den dunklen, kahlen Flur bis ans Ende, wo die Tür zu meinem Zimmer lag.

Die Tür, die meiner Wohnungstür schräg gegenüber lag, sah anders aus als die anderen. Es war eine Metalltür mit Milchglasfenstern. Gegenüber von meiner Tür war keine Tür, was der Symmetrie des Flurs vollkommen widersprach. Jede Tür hatte eine Tür gegenüber, nur meine nicht. Anstelle einer Tür war dort eine Sitzbank, die aber offensichtlich schon seit vielen Jahren nicht mehr benutzt worden war.

Meine Schritte hallten durch den Flur und ich spürte, wie alle Augen hinter den Türspionen mich fixierten, als ich an ihnen vorbeiging und zum ersten Mal alleine meine Wohnung betrat.

Es waren nur achtunddreißig Quadratmeter, aber es reichte mir vollkommen aus.

Man kam herein und stand gleich in einem kleinen Flur. Links war das Badezimmer, eine kleine, enge Dusche, eine Toilette, ein Schrank, ein Hängeschrank neben dem Spiegel und der alte, fast matte Spiegel. Der Wasserboiler unter dem Waschbecken sah antik und wenig vertrauenserrückend aus.

Die andere Richtung führte in das Wohnzimmer, das klein, aber gemütlich war. Links waren zwei Fenster, durch die man eine Grünanlage und ein paar Nachbarhäuser sehen konnte. Die Häuser hier waren hoch und standen dicht nebeneinander. Erfreulicherweise

waren die Couch, der Tisch und die Anrichte fast neuwertig und offenbar vom Vormieter zurückgelassen worden.

Ging man weiter geradeaus, kam man in die Küche, die ebenfalls klein war. Links war ein Fenster. Die schmale Arbeitsplatte ging einmal um die ganze Küche herum und verband den uralten Kühlschrank, das antik aussehende Spülbecken und den Backofen, den der Vorbesitzer offenbar nachträglich nachgerüstet hatte, genau wie die Mikrowelle, die neben dem Kühlschrank stand. Zwei Hängeschränke hingen an der Wand rechts von dem Fenster. Von der Küche aus ging der Weg nach rechts. An dieser Stelle machte die Wohnung einen rechten Winkel. Eine kleine Vorratskammer lag noch auf dem Weg, dann kam man ins Schlafzimmer.

Links war ein kleines Fenster und rechts war eine Wand, an der ein großer Kleiderschrank stand, der aussah, als wäre er genau so alt wie das Haus selbst. Hinter der Wand, an der dieser antike Schrank stand, war der Flur mit meiner Eingangstür und dieser seltsamen Sitzbank, welche übrigens zu der Wohnung gegenüber gehörte, die einmal eine Arztpraxis gewesen war, hatte mir der Hausmeister, der gleichzeitig mein Vermieter war, bei der ersten Besichtigung erzählt. Die Wohnung war größer als die regulären Wohnungen auf dieser Etage und lag direkt Wand an Wand mit der hintersten Wand meines Schlafzimmers, an der das Bett stand, ein antikes Holzbett, das ziemlich gut gepflegt war, wie ich feststellte.

Ich räumte meine Habseligkeiten in die Wohnung ein.

Erfreulicherweise war die Altbauwohnung größtenteils mit teilweise neuwertigen und recht modernen und ansehnlichen Möbeln bestückt. Der Vormieter hatte offensichtlich Geschmack gehabt. Wieso er sogar seine Matratze und den Fernseher zurückgelassen hatte, war mir ein Rätsel.

Nachdem ich es mir einigermaßen heimisch eingerichtet hatte und meine große Sporttasche leer und die Schränke voll waren, ging ich los und besorgte mir was zu essen. Ich streifte durch die Straßen und fand nicht unweit einen gut ausgestatteten türkischen Supermarkt, in dem ich mich mit allen wichtigen Vorräten eindeckte.

Zurück in meiner Küche räumte ich die Sachen in den Kühlschrank ein und telefonierte mit meinen Eltern.

Am nächsten Tag wollte mir ein Kumpel und Mitstudent einen weiteren Koffer bringen, in dem ich weitere Sachen hatte, sowie meine Spielekonsole und meinen Laptop.

Ich legte mich auf das bequeme Bett und genoss die Ruhe.

Je länger ich lag, desto seltsamer wurde es. Was war der Haken an der Sache? Die Wohnung war voll ausgestattet, voller neuwertiger Möbel und trotzdem so billig, dass es fast umsonst war. Klar lag die Wohnung in einem schlechten Viertel, aber das konnte es nicht gewesen sein. Die Versorgungsleitungen der Wohnung waren alles andere als modern, vermutlich dauerte warmes Wasser eine halbe Ewigkeit, doch auch das war kein Grund für den niedrigen Preis. Ich kam vom Land, aus einem kleinen Dorf, aber das bedeutete nicht, dass ich mich hier in der Großstadt für dumm verkaufen lassen wollte. Ich beschloss, am nächsten Morgen mit den Vermieter zu reden.

Ich bereitete mich auf den morgigen Tag vor und legte mich schlafen.

Mitten in der Nacht schreckte ich aus einem schrecklichen Traum hoch. Ich weiß nicht mehr, was ich geträumt hatte, doch es war das pure Grauen gewesen. Schweißgebadet saß ich im Bett und bildete mir ein, schmerzerfüllten Schreie voller Pein und Verzweiflung immer noch leise zu hören, so als wären sie aus meinem Traum in die Realität mit herüber gewandert.

Schlaftrunken sah ich auf die Uhr und schlief weiter.

Verwirrt wachte ich gegen zehn Uhr vormittags auf.

Ich ging ins Bad, auf Toilette und dann rasierte ich mich vor dem Spiegel.

Es war mir wichtig, immer akkurat aus dem Haus zu gehen. Ich war immer gut rasiert, meine Haare waren immer kurz und gepflegt und meine Kleidung war stets anständig. Ich war kein arroganter Modeproll, doch ich legte Wert auf gutes Aussehen. Allerdings besaß ich keine Waage, hatte ich noch nie. Ich war einigermaßen durchtrainiert, ging ab und zu mal ins Fitnessstudio und das reichte mir.

Ich zog meine Klamotten aus dem Schrank, eine hellblaue Jeanshose und ein kariertes Hemd. Ich schlüpfte in meine Turnschuhe und warf mir eine dunkelbraune Cordjacke über.

Es sollte noch eine Woche dauern, bis mein Studium beginnen sollte und so beschloss ich, mit dem Bus zur Uni zu fahren und meine Professoren näher kennen zu lernen und mir einen dritten Eindruck zu machen, der tiefer gehen sollte, als die beiden Besuche zuvor.

Der Besuch war interessant und erfreulich gewesen. Ich freute mich schon auf das erste Semester. Die Universität war hervorragend ausgestattet, hatte die besten Professoren weit und breit. Es war eine gute Idee gewesen, in diese Stadt zu gehen.

So ganz *zufällig* war die Wahl jedoch nicht gewesen: Mein Vater war lange Jahre Chefarzt und Leiter der städtischen Uniklinik gewesen, was mir bei den Professoren Bekanntheit und bei einigen von ihnen sogar einen kleinen Bonus eingebracht hatte.

Auf dem Rückweg fuhr ich den größten Umweg, den man machen konnte, allerdings absichtlich, um so viel wie möglich von der Stadt kennen zu lernen.

Es war keine riesengroße Stadt, aber schon ziemlich groß, auf jeden Fall größer als das langweilige Kaff, in dem ich aufgewachsen war und wo es mehr Kühe als Einwohner gab.

Während ich mit dem Stadtplan auf den Knien durch die verschiedenen Viertel der Stadt fuhr, machte ich mir eine Route, die ich abfahren wollte, um nach Hause zu finden. Am nächsten Tag wollte ich die Route in der anderen Richtung fahren. Ich war noch nie alleine in der Großstadt gewesen und ich gab mein bestes, um in diesem Dschungel nicht unterzugehen.

Ich schlenderte durch das Viertel, in dem ich wohnte. Es hatte einen üblen Ruf und als ich durch die Straßenschluchten ging, die alle fast identisch aussahen, fiel mir auf, dass hier auffällig viele Türken wohnten. Ganze Straßenzüge waren voller Kaffeehäuser, Obstmärkte und Bars, in denen Wasserpfeife geraucht und Tee getrunken wurde und unzähligen Dönerbuden. Zu meiner freudigen Überraschung wirkten die Türken hier alle sehr nett und freundlich und ich war überrascht, wie falsch ich es eingeschätzt hatte. Die Stimmung war herzlich und ausgelassen und alle grüßten mich mit einem Lächeln. Ich freute mich, dennoch plante ich es ein, nachts nicht draußen rumzulaufen.

Ich kam wieder vor dem Haus an, in dem ich wohnte. Hier wohnten überwiegend Deutsche, meistens Rentner oder Studenten. Vor dem Haus traf ich eine Frau, die eine schwere Einkaufstüte schleppte und sich abmühte, die Tür zu öffnen.

Ich ging zu ihr und hielt ihr die Tür auf.

„Danke, junger Mann!“ sagte die Frau.

„Soll ich ihnen tragen helfen?“ fragte ich hilfsbereit.

Sie sah mich überrascht an. „Wieso, wollen sie auch nach oben?“

„In den zweiten Stock.“ sagte ich.

„Ach, *sie* sind der Neue?“ fragte sie lächelnd.

„Ja, da wohne ich.“

„Na, das ist ja ein Ding! Dann bin ich ihre Nachbarin!“ sagte die

Frau. „Ach, wissen sie was, sie können mir ruhig die Tüte hoch tragen, sie sind ja ein starker Bursche, ich bin ja nun auch nicht mehr die jüngste!“

„Gerne doch!“ sagte ich und nahm ihr den schweren Beutel ab.

„Und dann mach ich ihnen erst mal ein Teechen! Sie sind ja ganz neu hier, nicht?“ fragte sie.

„Ja...“

„Dann muss ich ihnen erst mal alles erzählen!“ sagte die Frau. Sie hatte rote Locken und war recht kräftig. „Ich bin Edda! Edda Jürgens, ihre Nachbarin.“

„Freut mich!“ Ich hielt ihr den kleinen Finger hin, weil ich beide Hände brauchte, um ihre Tüte zu tragen.

Edda griff meinen kleinen Finger und schüttelte ihn.

„Ich heiße Lukas Haak. Ich studiere Medizin und wohne hier seit... gestern.“ sagte ich und schleppte mich die Treppe hoch bis in den zweiten Stock.

„Ja, ja, ein Fahrstuhl wäre nicht schlecht, was?“ lachte Edda. „Gibt gleich einen schönen Tee!“

Ich schleppte Eddas Einkäufe bis in ihre Wohnung, die gleich neben meiner lag. Die Wohnung war größer und viel heller als meine. Edda hatte ihre Wohnung, in der sie mit ihrem französischem Pudelpudel alleine wohnte, kitschig eingerichtet. Engel, Gartenzwerge, Puppen, Schnörkel und Nippes, so weit mein Auge reichte. Es gab viel Gold, Rosa, Plüsch und sonstigen Kitsch.

„Setzen sie sich!“ sagte sie und kam mit einer Kanne voll Tee in das Wohnzimmer.

„Vielen Dank!“ sagte ich, nachdem sie mir den Tee, Geschmacksrichtung Rooisbos, in die kitschige Tasse gegossen hatte.

„Also, sie wohnen seit gestern hier?“ fragte sie lächelnd. Für einen Augenblick flammte in mir die Angst auf, dass sie mich verführen wollte. Sie war so alt wie meine Mutter, mindestens! Doch ich verwarf den Gedanken schnell wieder.

„Ja, ich wohne seit gestern hier. Ich studiere Medizin.“ sagte ich steif. Diese Angst wollte nicht verschwinden.

„Oh...“ sagte Edda. Irgendwas war seltsam.

„Was ist das für eine Bank da draußen?“ sagte ich und deutete auf den Flur.

„Die Bank, ach so, ja, die hat einst zu der Arztpraxis gehört.“ sagte Edda.

„Eine Arztpraxis? Das ist die Wohnung mit der Milchglastür, oder?“ fragte ich.

„Ja, da wohnt Doktor Lorenz.“

„Doktor Lorenz? Was für ein Arzt ist er?“

„Allgemeinmediziner. Er hatte eine gut laufende Praxis in dieser Etage. Die Leute kamen hierher. Als es später zu viel wurde, hat er in einem Krankenhaus gearbeitet, aber das ist alles viele Jahre her. Er ist in Rente. Er hat die Praxis zu einer großen Wohnung ausgebaut.“ erzählte Edda.

Jetzt wusste ich, mit wem ich mir die Schlafzimmerwand teilte. Es war Doktor Lorenz.

Es gab also noch einen Mediziner auf diesem Stockwerk.

„Das Haus hier ist sehr alt und verwinkelt. Die Wohnungen liegen nicht symmetrisch voneinander. Ist immer so bei Altbauten in der Großstadt.“ sagte Edda.

„Ich komme vom Land!“ sagte ich. „Aus einem kleinen Kuhkaff.“

„Hier ist es auch nicht besser!“ sagte Edda lächelnd. „Also, im Erdgeschoss ist nur der Eingangsbereich, der Weg zum Keller und die Wohnung des Hausmeisters, Herrn Kamps. Den kennen sie ja schon...“

Ich nickte.

„Im ersten Stock beginnt ein anderer Grundriss. Auf jeder Etage gibt es sechs Wohnungen. Das Treppenhaus und der Flur liegen immer zentral und die Wohnungen sind im Kreis darum verteilt und haben

alle einen rechten Winkel in ihrem Grundriss. Jede Wohnung hat zwei Wände, die es sich jeweils mit einer anderen Wohnung teilt.“

„Aha!“ sagte ich etwas verwirrt.

„Im ersten Stock wohnen Rückert, Herzberg, Jaeger und Alexander, zwei Wohnungen stehen leer. Hier wohnen Doktor Lorenz, Herr Oldenburg...“

„Wilhelm?“ unterbrach ich sie.

„Ja, genau der!“ sagte Edda lächelnd und goss mir meinen Tee wieder nach. „Wo war ich stehen geblieben... ich, sie und dieser Öztürk.“

„Sind fünf.“ bemerkte ich.

„Ja, die Wohnung von Doktor Lorenz zählt doppelt.“ sagte Edda.

„Und oben wohnen fünf Parteien, aber mit denen hab ich nicht so viel zu tun. Kühtz, Funk, Kraus, Spiekermann und Brandt.“

Ich nahm einen Schluck Tee.

Es vergingen zwei Stunden, in denen wir uns gegenseitig vieles erzählten.

Ich erzählte ihr, wie meine Kindheit und Jugend in dem kleinen Kaff gewesen waren und wie es dazu gekommen war, dass ich Medizin studieren wollte, genau wie mein Vater vor mir.

Sie erzählte mir im Gegenzug zahllose Anekdoten über die Nachbarn, die ich ziemlich belanglos und langweilig fand. Ich hörte höflich zu und lächelte, während ich gelegentlich meinen Tee schlürfte.

„Ich will ja kein Spielverderber sein.“ sagte Edda. „Aber ich muss dich warnen.“

Das *Sie* war während des Gespräches ins *Du* übergegangen.

„Wovor?“ fragte ich.

„Vor den anderen. Herr Oldenburg ist ein netter, alter Mann und es ist angenehm, ihn als Nachbar zu haben, aber sieh dich vor!“

„Wieso?“ fragte ich.

„Glaubst du an Gott?“ fragte Edda.

„Nein.“ erwiderte ich direkt. Es war keine Frage: Es gibt keinen Gott.

„Nun, ich auch nicht sonderlich, aber Herr Oldenburg... er ist... er war mal Priester. Jetzt ist er im Ruhestand und ich würde ihn als fanatischen christlichen Fundamentalisten bezeichnen.“

„Was?“ fragte ich überrascht.

„Wenn er dich erst mal in seine Wohnung gelockt hat, wird er dich bekehren!“ sagte Edda.

Ich lachte, Edda lachte ebenfalls.

Ich mochte sie. Und wenn sie tatsächlich nicht vorhatte, mich zu verführen, war sie mir sogar sehr sympathisch. Vielleicht etwas geschwätzig, naiv und einfach, aber nett. Der ganze Kitsch in ihrer Wohnung war jedoch nichts für Zartbesaitete.

„Und dieser Öztürk...“ fuhr Edda fort. „Das ist ein Rauschgift Händler!“

„Tatsächlich?“ fragte ich.

„Ja! Ich hab es gesehen, durch meinen Türspion! Bei dem kommen dauernd Leute, bleiben kurz und hauen wieder ab. Den ganzen Tag lang, hier ist der totale Verkehr.“

Edda hatte keine weiteren Beweise dafür, dass der junge Türke tatsächlich mit Drogen handelte und so ließ ich diese vorschnelle Verurteilung unkommentiert. Ich wollte nicht herausfinden, ob Edda möglicherweise gar rassistisch veranlagt war.

„Und was ist mit Doktor Lorenz?“ fragte ich. Ich hatte unnützes Wissen über alle Nachbarn erlangt, von denen ich so gut wie keinen persönlich kannte, aber über meinen Wandnachbarn, Doktor Lorenz, hatte sie es stets vermieden, zu sprechen.

„Nun... wenn ich dir einen Rat geben darf... Halte dich von ihm fern!“ Edda war vollkommen ernst und sah mich mit einem durchdringenden Blick an.

„Wieso?“

„Er macht seltsame Sachen und seit dem Unfall ist er nicht mehr der selbe.“

„Was für ein Unfall?“ fragte ich.

Edda sah sich um, als müsste sie aufpassen, dass ihr Pudel sie nicht belauschte. „Er war Arzt und hatte diese Praxis. Dann war er mit seiner Frau auf Urlaubsreise in Afrika. Da hat sie irgendwas gestochen und jedenfalls ist sie dann hier gestorben. Es ist sechs Jahre her.“

„Oh, wie furchtbar!“ sagte ich. „In der Wohnung?“

„Ich glaube ja. Auf einmal war sie weg. Es war sehr traurig. Er schloss seine Praxis und verließ kaum noch seine Wohnung. Immer, wenn wir ihn sahen, war er mager und blass. Er war einst so fröhlich und lustig, nun ist er nur noch trübe und traurig. Es ist sehr tragisch. Seine Frau war so eine Nette. Er war eher so ein komischer

Einzelgänger, Arzt eben.“ Edda sah mich an, als hätte sie eben gerade einen fahren gelassen. „Entschuldigung!“

„Macht nichts.“ Ich grinste. „Aber wieso soll ich mich von ihm fernhalten?“

„Weißt du, ich hab ihn einige Male durch den Türspion beobachtet und gesehen, wie er Abends Männer mit nach Hause gebracht hat. Das waren Männer, die... na du weißt schon, die sind über Nacht geblieben.“

Ich verstand nicht ganz. „Was meinst du?“

„Männer, die Abends am Bahnhof stehen...“ sagte Edda. Offenbar waren ihr solche Themen sehr unangenehm.

„Stricher?“ fragte ich.

„Ja.“

„Und?“ fragte ich. Edda war offenbar konservativer als ich erwartet hatte.

„Irgendwas stimmt nicht mit ihm, nimm dich in Acht vor ihm!“ sagte Edda und sah zur Uhr. „Oh, jetzt hab ich dich hier über zwei Stunden aufgehalten...“

„Kein Problem!“ sagte ich lächelnd.

„Ja, nee, dann geh doch mal wieder, ich will dir doch nicht den ganzen Tag stehlen!“ sagte Edda.

„Warten sie, äh, ich meine, warte mal, ich habe noch eine Frage, die mich einfach nicht zufrieden lässt.“ Ich wartete ab, wie Edda darauf reagierte.

Sie sah mich verhalten an. „Was meinst du?“

„Was hat es mit meiner Wohnung auf sich? Herr Oldenburg wünschte mir viel Glück, als ich ihm sagte, dass ich da einziehe. Herr Kamps will eine Miete von mir haben, die kaum eine ist. Die Wohnung ist mit Abstand die billigste in der ganzen Stadt und sie steht nicht mal im Annoncenteil, ich habe diesen Kontakt über einen Mitstudenten geknüpft, der Kamps irgendwie kannte.“

Edda zögerte. „Na ja, da is etwas, das dir Herr Kamps wohl verschwiegen hat...“

„Jemand ist in der Wohnung ermordet worden, hab ich Recht?“ fragte ich.

„Nun, nein, das glaube ich nicht. Aber vor dir haben bereits zwei andere Leute in der Wohnung gewohnt, die einfach verschwunden sind.“ Edda sah mich ängstlich an. „Eigentlich wollte ich es dir nicht erzählen, aber vermutlich ist es alles nur halb so wild.“

„Wie bitte?“ Ich war Feuer und Flamme und hing an Eddas Lippen.  
„Weiter!“  
„Ja. Der erste war vor vier Jahren, ein Herr Ewers, Ende vierzig und Vollzeitalkoholiker. Hat zwei Jahre da gewohnt und dann war er einfach weg!“ sagte Edda.  
„Wie, weg?“ fragte ich.  
„Die Polizei war hier und hat alle befragt. Es gab keine Spuren eines Einbruches oder eines Kampfes, keine merkwürdigen Telefonate oder Briefe, kein Blut, keine Unordnung, nicht einmal eine Leiche. Sie suchten wochenlang nach ihm, doch ohne Erfolg.“  
Es lief mir eiskalt den Rücken runter, denn ich musste an meinen Traum denken. Es war seltsam, denn ich konnte mich nicht einmal daran erinnern, was ich geträumt hatte, doch die Geschichte dieses Herrn Ewers hatte mich unerklärlicherweise an die Schmerzensschreie aus meinem Traum erinnert.  
„Vermutlich hat er sich unter irgendeiner Brücke tot gesoffen und ist dann in die Förde gefallen, wo ihn hungrige Aale bis auf die Knochen abgenagt haben!“ sagte Edda. „Er war einfach weg. Ein Jahr später ist dort ein junger Mann eingezogen, so Anfang zwanzig, so wie du. Der hieß Aaron. Er war auch hier und hat mit mir Tee getrunken. War auch ein ganz Netter, hatte irgendwas mit BWL studiert. Er wohnte ein Jahr in der Wohnung und dann war er einfach weg. Genau wie Ewers, ohne Spur einfach verschwunden.“  
„Was ist mit ihm passiert?“ fragte ich.  
„Er ist einfach verschwunden und hat seine ganze Wohnung zurückgelassen. Als ein halbes Jahr später noch immer keine Spur von ihm aufgetaucht war, hatte Kamps alle persönlichen Sachen aus der Wohnung geholt und sie den Angehörigen übergeben. Dann hatte er die Wohnung gesäubert und später an dich vermietet. Tada!“  
Edda lächelte.  
„Das ist ziemlich hart!“ sagte ich schockiert.  
„Herr Oldenburg sagt, die Wohnung ist verflucht. Dort sei ein Tor zur Hölle oder weiß der Geier was noch.“  
„Deswegen hat er mir viel Glück gewünscht.“ Mir wurde etwas mulmig.  
„Mach dir keine Sorgen. Halte dich von Doktor Lorenz fern und dann wird dir nichts passieren!“ sagte Edda.  
„Was soll das heißen?“ fragte ich.  
„Ich sagte doch, halt dich von ihm fern.“ Sie brachte mich zur Tür.

„Sollte ich mit Kamps reden?“ fragte ich, während Edda die Tür aufmachte.

„Nein, Herr Kamps ist ein feiner Kerl. Er meint es nicht böse, wenn du ihn drauf ansprichst. Willst du Mietminderung beantragen?“

„Dann müsste mir Herr Kamps jeden Monat Geld überweisen. Nein, das wäre es nicht wert. Entweder ziehe ich aus, weil ich es nicht ertragen kann oder ich scheiß drauf und dulde es.“

Ich verließ Eddas Wohnung und stolperte unbeholfen durch den Flur. Zum einen waren meine Beine eingeschlafen von dem langen und unbequemen Sitzen auf dem viel zu weichen Sessel, zum anderen war ich vollkommen verwirrt, wieso Kamps es mir nicht erzählt hatte, dass zwei Menschen spurlos verschwunden waren. Ich beschloss, ins Erdgeschoss zu gehen und mit Kamps zu reden.

Kamps trug einen blauen Bademantel und sah mich mürrisch an, als er die Tür öffnete.

„Was wollen sie?“ fragte er mit einem starken russischen Akzent.

„Es geht um meine Wohnung!“ sagte ich, immer noch völlig durcheinander.

„Was kaputt?“ fragte Kamps.

„Nein... es geht um die Vermieter.“

Kamps sah mich erstarrt an. „Kommen sie rein!“ sagte er und öffnete die Tür so weit, dass ich hindurch passte.

Er führte mich in sein Wohnzimmer. Die Wohnung war größer als alle anderen Wohnungen im Haus und sehr spartanisch eingerichtet. Hier war nichts unnötig und alles an seinem Platz. Überall standen Geräte herum, die bezeugten, dass er als Hausmeister viel zu tun hatte.

„Worum geht?“ fragte Kamps.

Ich sah den kräftigen Glatzkopf an, der sich die Kaffeetasse vom Tisch nahm. „Ich habe mit Frau Jürgens gesprochen und sie erzählte mir, wer vorher in der Wohnung gewohnt hat.“

„Was mit denen?“

„Die sind verschwunden!“ sagte ich. „Wieso haben sie mir das verschwiegen?“

„Ich nix wissen, wo sind! Niemand hat getötet und keine Leiche da, ich hab nichts böses gedacht.“ sagte Kamps. In seinen Augen sah ich, dass er es ernst meinte.

„Die beiden Vormieter sind einfach verschwunden und sie haben es mir verschwiegen!“ wiederholte ich.

„Das tut mir Leid! Was wollen sie? Miete mindern?“ fragte Kamps.

„Nein, lassen sie mal gut sein. Ich wollte nur wissen, wieso sie es mir nicht gesagt haben!“

„Ich mir nichts dabei gedacht, sind einfach ausgezogen, wer will beweisen, dass was seltsames passiert ist? Die sind einfach ausgezogen und haben nichts abgemeldet!“ sagte Kamps.

Ich erkannte, dass Kamps die Sache weitaus realistischer sah. „Na ja, Frau Jürgens hat es etwas anders dargestellt und zwar...“

„Ach, Edda! Nicht alles glauben, was sie sagt! Edda redet viel wenn Tag lang ist, müssen nicht alles so ernst nehmen!“ sagte Kamps lächelnd.

„Ja, das hab ich mir auch gedacht...“ sagte ich.

„Es tut mir leid, wenn ich nicht alles erwähnt habe, aber ich fand nicht wichtig.“ Kamps lächelte.

„Ja, ist in Ordnung.“ sagte ich. „Tut mir leid, wenn ich sie gestört habe!“

„Kein Problem, ich Hausmeister und Vermieter!“

In der Nacht hatte ich wieder einen seltsamen Traum. Ich sah eine bizarre, fremde Welt, in der riesige, schwarze Felsen in den dunklen Himmel ragten und sich Flüsse aus Lava in die Täler ergossen. Blitze zuckten und ein diabolisches Mischwesen aus Mensch und Schlange wand sich in einer seltsamen Flamme und stieß dabei unbeschreibliche Geräusche aus. Als das Bild klarer wurde, erkannte ich, dass Milliarden von nackten Menschen in den Bergen um das Wesen herum eingesperrt waren und höllische Qualen erlitten. Sie schrieten aus vollen Kehlen ihre Schmerzen heraus, während dieses riesengroße Monster laut grunzte und röchelte und...

Schweißgebadet schreckte ich hoch. Ich lag den Rest der Nacht wach und machte mir Gedanken, fragte mich, wie viel Realität und wie viel Fiktion an der Geschichte um diese Wohnung dran waren.

In den folgenden Tagen normalisierte sich die Lage. Das Leben ging weiter und ich besorgte mir nach und nach alles, was ich brauchte, um mich wohl zu fühlen.

Ich traf Edda, Wilhelm und Herrn Kamps oft im Treppenhaus, auch andere Nachbarn, aber niemals den Doktor. Obwohl ich keine

seltsamen Träume mehr hatte, fragte ich mich nach der Bedeutung des letzten Traumes und suchte im Internet nach Traumdeutungen zu dem Thema, wurde aber leider nicht fündig, zu abstrakt war mein Traum.

Das Studium begann und lenkte mich von meinen seltsamen Gedanken ab. In der ersten Woche ging es gleich voll los und ich kam nur noch zum schlafen nach Hause.

Drei Wochen waren vergangen.

In diesen drei Wochen hatte ich zwei gruselige Träume, aber kaum Zeit gehabt, um über sie nachzudenken. Das Studium war anstrengend gewesen und ich hatte beschlossen, mit meinen Kollegen und neuen Freunden einen ordentlichen Umtrunk zu machen. Ich hatte mich mittlerweile mit einigen Leuten gut angefreundet und als in einer städtischen Szenekneipe eine sogenannte Medizinerparty geplant wurde, hatten wir beschlossen, dort zu feiern.

Ich kam also nach der besagten Party spät Abends nach Hause und torkelte durch die Straßen meines Viertels. Ich hatte es mit Mühe aus dem Bus geschafft und musste mich an so mancher Hausmauer abstützen, so betrunken war ich. Es war ein toller Abend gewesen und nun musste ich es nur noch heil ins Bett schaffen.

Leider war mir dies nicht vergönnt, denn ich traf leider auf zwei kriminelle Nachtschwärmer.

„Was machst du denn so spät hier draußen?“ fragte mich einer der beiden Jugendlichen.

„Ich will nach Hause!“ lallte ich.

„Ordentlich einen im Tee, was?“ fragte der andere.

„Ja, hab ich!“ sagte ich und hoffte, einer Abreibung zu entkommen.

„Warte doch mal, nicht so schnell!“ sagte eine Stimme hinter mir und da fühlte ich auch schon den Fuß, der mich hart in den Rücken traf und mich zu Boden beförderte.

Es folgten unsanfte Tritte und Schläge von allen Seiten.

Ich kam wieder zu mir und sah in ein grelles Licht.

Mein Kopf schmerzte höllisch.

Zuerst dachte ich, dass ich in einem Krankenhaus wäre, doch dann erkannte ich, dass es eine Arztpraxis war. Zumindest wirkte die Einrichtung so.

„Er kommt zu sich!“ sagte eine Stimme, die klang wie die von Edda. Ich atmete ein und stellte fest, dass es nach Desinfektionsmitteln roch. Wo war ich?

„Alles klar?“ fragte mich ein großer, schlanker Mann mit silbergrauen Haaren und einem dünnen Schnauzbart. Der Mann trug einen weißen Kittel.

„Ja...“ lallte ich benommen. „Wer sind sie?“ Ich sah Edda neben dem Mann stehen.

„Das ist Doktor Lorenz!“ sagte Edda und deutete auf den Mann neben ihr.

„Wo bin ich?“

„In meiner Praxis!“ sagte Lorenz.

„Wieso?“ fragte ich.

„Sie hatten ein wenig Ärger. Ich habe sie gefunden und Frau Jürgens hat mir mit ihnen geholfen!“ sagte Lorenz.

„Oh...“ Ich erinnerte mich, wie ich im Dämmerzustand von Lorenz entdeckt worden war. Er hatte mich zum Haus geschleppt, wo Edda ihn gesehen hatte. Zusammen hatten sie mich in die Wohnung von Lorenz geschafft.

„Ich habe sie wieder flott gemacht.“ sagte Lorenz.

Erst jetzt merkte ich, dass ich mehrere kleine Verbände und den Arm in einer Schlinge trug. „Was ist passiert?“

„Sie haben sich den Unterarm verstaucht. Außerdem haben sie eine leichte Gehirnerschütterung und ein paar blaue Flecken.“ sagte Lorenz. „In einem Krankenhaus hätten sie ewig gewartet, sie hatten Glück, dass ich sie gefunden habe!“

„Danke!“ sagte ich etwas durcheinander.

Ich blieb noch eine Weile in der Wohnung von Doktor Lorenz.

Er stellte mir ein paar Fragen und während ich immer klarer im Kopf wurde, beantwortete ich sie.

Er war erfreut, dass ein Medizinstudent nun neben ihm wohnte und versprach mir seine vollste Unterstützung bei meinem Studium.

„Sind sie dir Sohn von Gregor Haak?“ fragte Lorenz.

„Ja.“

„Ich kenne deinen Vater. Wie geht es ihm?“ fragte Lorenz.

„Na ja, er ist im Ruhestand und langsam wird er etwas tüddelig.“

Lorenz lächelte. „Ja, so geht es uns allen mal. Du studierst Medizin?“ fragte er.

„Ja.“

Mein Blick fiel auf ein gigantisches Bücherregal.

„Du kannst dich bedienen, wann immer du willst!“ sagte er freundlich.

Ich fragte mich, wieso Edda mir geraten hatte, mich von ihm fernzuhalten. Er war wirklich sehr sympathisch und zuvorkommend, abgesehen davon, dass er mich gerettet und verarztet hatte. Edda stand übrigens immer noch neben dem Doktor.

„Das ist sehr nett von ihnen!“ sagte ich ehrlich erfreut.

„Schade, dass wir uns erst jetzt und unter diesen Umständen kennen lernen!“ sagte Lorenz. „Aber ich gehe auch nicht viel raus...“ sagte er dann noch.

Von nun an lief alles perfekt.

Ich hatte Erfolg bei meinem Studium und Doktor Lorenz hatte sein Versprechen wahr gemacht und mir geholfen, wenn ich ein Problem hatte. In den folgenden vier Wochen besuchte ich ihn mehrere Male und jedes Mal half er mir sehr kompetent weiter.

Während wir in seinem steril aufgeräumten Arbeitszimmer über den Büchern saßen, versuchte ich mir vorzustellen, dass dieser Mann, der mir völlig selbstlos und freundlich bei den Studien half, Kontakt mit Strichern hatte. Ich verwarf diese Theorie, als ich mich an Kamps' Worte erinnerte und dachte, dass Edda da mal wieder etwas falsch gedeutet und uminterpretiert hatte.

Einmal hatte der Doktor sogar Kaffee und Kuchen parat und erzählte mir von seinen privaten Projekten, von einem Projekt, an der er arbeitete. Er führte mich zu einem Schrank, wo er nach eigenen Angaben ein selbstentworfenes Mittel zur Bekämpfung von Nekrose, also Zellersetzung, aufbewahrte. Er zeigte mir ein paar Mittel, die er zusammengerührt hatte und erzählte mir, dass seine Frau an dem Biss eines unbekanntes Tieres gestorben sei, welcher eine tödliche Zellersetzung zur Folge gehabt hatte.

Eines Abends, zwei Monate nach meiner letzten Sauftour, kam ich erneut vollkommen betrunken nach Hause.

Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass ich einen anderen Weg gegangen war, als beim letzten Mal, aber ich blieb tatsächlich unversehrt und kam heil zu Hause an.

Ich polterte in die Wohnung und zog mich umständlich aus. Während ich durch die Wohnung torkelte, um mich fertig fürs Bett zu machen, hörte ich, wie jemand auf dem Flur zugange war. Ich sah auf die Uhr und ging zur Tür. Es war vier Uhr morgens. Ich sah durch den Spion und erkannte Doktor Lorenz. Er war in Begleitung eines jungen Mannes, der seltsame Klamotten trug. Lorenz schloss hastig die Tür auf, schob den Mann hinein und sah sich misstrauisch im Flur um. War es doch wahr? War das ein Stricher, den Doktor Lorenz da in seine Wohnung geschoben hatte? Wenn ja, dann war es schon seltsam, regelmäßig zu einem Mann zu gehen, der ein Doppelleben führte. Andererseits war seine Homosexualität in meinen Augen nichts Schlimmes, eher war es so, dass er mir Leid tat, weil er sich offenbar nicht outen konnte oder wollte. Überrascht über diese neuen Ansichten torkelte ich zu Bett.

Ich fiel ins Bett und schlief sofort ein. Es dauerte nicht lange und ich träumte wieder diesen Traum. Es war heiß und stickig, ich sah dieses riesige, schlangenartige Wesen, das haushoch in die Höhe ragte und sich in dieser blauen Flamme drehte. Ich sah die leidenden Menschen, die zu Millionen in den Zellen saßen und schrieten, kreischten und riefen. Das laute Gurren und Atmen des Schlangenmonsters vermochte es jedoch, diese Symphonie der Schmerzen an Lautstärke und Grauen zu überbieten. Ich wurde wach, als die Geräusche immer lauter wurden und schreckte voller Panik hoch. Es war wieder so, dass die Geräusche immer noch da waren. Ich hörte sie ganz deutlich, als wären sie real. Ich saß einige Sekunden aufrecht im Bett und lauschte, doch mein Herz schlug so laut, dass ich die leisen Geräusche kaum hören konnte. Ein eiskalter Schock durchfuhr mich und umklammerte für einen eisigen Augenblick mein Herz, als ich realisierte, dass diese Geräusche tatsächlich echt waren und offenbar hinter der Wand ertönten. Zitternd und voller Angst krabbelte ich über das Bett und robbte auf die Wand zu, die ich mir offenbar mit Doktor Lorenz teilte und hörte, dass die Quelle der entsetzlichen Geräusche genau hinter dieser Mauer liegen musste.

Ich drückte mein Ohr an die Wand und hörte seltsame, gedämpfte Geräusche. Es klang nicht, als wäre es direkt hinter der Mauer, sondern hinter meterdickem, stahlverstärktem Mauerwerk und dennoch war die Richtung, aus der es klang, scheinbar eindeutig. Ich presste mein Ohr gegen die kalte Wand und hörte ein Stöhnen und Schnaufen.

Für einen Moment wurde mir klar, dass ich wahrscheinlich gerade Doktor Lorenz und dem Stricher beim Geschlechtsverkehr zuhörte und ekelte mich.

Gerade, als ich meinen Kopf wegnehmen wollte, hörte ich ein Fauchen, wie von einer Raubkatze. Dann ein entsetzliches Schreien. Das Blut gefror mir in den Adern, denn es war der Schrei der gequälten Menschen aus meinen Träumen. Ich hörte zwei Stimmen von zwei Wesen, die miteinander kämpften und eines davon war nicht menschlich. Es klang wie eine Raubkatze. Ich bildete mir ein, geschrieene Worte wie *Hilfe* oder *Nein* zu verstehen. Es dauerte nicht lange und die schmerz erfüllten, panischen Schreie verstummten. Dann hörte ich das Wesen jaulen und laut grunzen.

Mit rasendem Herzen und am ganzen Körper zitternd sank ich auf dem Bett zusammen. Was war geschehen? Hatte mir mein Verstand einen so fieseren Streich gespielt? Ich wusste nicht, was los war, ob es ein Traum oder der beginnende Wahnsinn war, der an mir nagte. Ich lag den Rest der Nacht wach und wartete auf das Geräusch der Tür von Doktor Lorenz, das mir verraten würde, dass sein Gast die Wohnung verlassen hatte, doch es tat sich nichts.

Ich lag die ganze Nacht wach und dachte währenddessen an meine beiden Vormieter, diesen Ewers und diesen Aaron. Was hatten diese seltsamen Geräusche mit der Tatsache zu tun, dass diese Leute irgendwann einfach weg waren? Ich hatte nicht die geringste Ahnung!

Ich musste dringend mit jemandem sprechen, sonst drohte dies, mein ganzes Leben aus den Fugen zu reißen.

Der nächste Tag war ein Sonntag und so konnte ich die Tür von Doktor Lorenz beobachten. Mittags kam er heraus und verließ seine Wohnung.

Ich überlegte lange und haderte mit meinem Gewissen, ob ich es wagen sollte, in die Wohnung von Doktor Lorenz zu gehen. Wenn er mich erwischen würde, würde ich einfach sagen, ich würde mir ein

Buch ausleihen wollen. Doch wer weiß, vielleicht war genau das der Grund, warum Ewers und Aaron irgendwann einfach weg waren... Ich überlegte lange und kam zu dem Entschluss, mit einem Dietrich die Tür zu öffnen und mich in der Wohnung umzusehen.

Mit klopfendem Herzen ging ich aus meiner Wohnung und zu der von Lorenz.

Ich stellte mich vor die Tür, umfasste den Griff und versuchte, sie zu öffnen. Sie war verschlossen.

Ich griff in meine Tasche, um den Dietrich hervor zu ziehen, doch bevor ich das tun konnte, hörte ich eine Stimme.

„Der ist nicht da!“ sagte der alte Wilhelm, der am Ende des Flures vor seiner Wohnungstür stand.

Ich erstarrte vor Schreck und ließ den Dietrich wieder in meiner Tasche verschwinden. Ich hatte den alten Kerl tatsächlich nicht gesehen, so aufgeregt war ich gewesen.

„Ach so...“ stammelte ich.

„Komm doch mal rüber!“ sagte Wilhelm.

Ich ging rüber zu ihm. Auf meinem Weg dorthin knarnten die Dielen des Flurs laut unter meinen Schuhen.

„Was willst du von diesem Kerl?“ fragte Wilhelm.

„Er hilft mir bei meinem Studium!“ sagte ich und deutete auf Lorenz' Wohnungstür.

„Komm mal rein!“ sagte Wilhelm und zog mich unsanft am Arm in die Wohnung.

„Was denn?“ fragte ich, nachdem er mich in den Flur gezogen und die schwere Tür zumacht hatte.

„Er ist des Satans!“ sagte Wilhelm.

Ich dachte sofort an Eddas Worte und diesmal hatte sie vermutlich Recht.

„Komm mal mit!“ Wilhelm zog mich am Ärmel in sein Wohnzimmer, das randvoll mit geweihten Kerzen und Reliquien war. Überall hingen prunkvolle Kreuze und Jesusportraits. An der Wand stand ein uralter, antiker Altar. Ich war beeindruckt und beunruhigt zugleich.

„Setz dich!“ Er schob mich zu einem Tisch, an dem ein Stuhl stand.

„Was denn?“ fragte ich verunsichert.

„Ich muss dich warnen!“ sagte Wilhelm.

„Vor wem?“

„Vor Doktor Lorenz! Er ist mit dem Satan!“

„Wieso? Weil er sich mit fremden Männern trifft?“ fragte ich abwertend.

„Zum Beispiel!“ sagte Wilhelm.

„Wegen Leuten wie ihnen muss er sich heimlich mit ihnen treffen!“ sagte ich wütend und wollte gehen.

„Du verstehst nicht, mein junger Freund!“ sagte Wilhelm und packte mich am Arm, dieses Mal etwas behutsamer.

„Er trifft sich mit vielen Leuten. Sie gehen in die Wohnung, kommen aber nicht mehr heraus. Das ist gestern Abend wieder passiert. Du kannst mir nicht erzählen, dass du nichts gemerkt hast!“ sagte Wilhelm.

Es war unheimlich, denn seit gestern Nacht konnte ich an nichts anderes mehr denken. „Ja, er hat sich mit einem Mann getroffen.“

„Ich bin nicht der einzige, der am Türspion steht!“ Wilhelm lächelte düster. „Ist dir was aufgefallen?“ fragte er.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, ob es klug wäre, ihm von meinem Traum zu erzählen. „Ich habe Geräusche gehört.“

„Ich weiß. Du hörst Geräusche. Jeder hört die Geräusche, der Mauer an Mauer mit ihm wohnt. Rate mal, warum die Wohnungen über und unter Doktor Lorenz leer stehen...“ Wilhelm sah mich eindringlich an. „Er opfert sie.“

„Wen?“ fragte ich.

„Die Leute, die in seine Wohnung gehen. Er holt sie in die Wohnung und opfert sie.“ sagte Wilhelm.

„Wie bitte?“ fragte ich. Ich kam zu dem Entschluss, dass der alte Kerl offenbar den Verstand verloren hatte und wirres Zeug redete.

„Er opfert sie einem Dämon, den er in seinen vier Wänden gefangen hält!“ sagte Wilhelm.

„Das ist doch lächerlich!“ sagte ich.

„Ach ja? Ewers und Aaron haben genau das gleiche gesagt.“

„Was?“ Ich erschrak. „Was wissen sie von denen?“

„Sie haben sich beide mit Lorenz angefreundet und beide haben etwas sonderbares an ihm bemerkt.“ sagte Wilhelm.

„Was?“

„Keine Ahnung! Sowohl Ewers als auch der junge Aaron wollten der Sache auf den Grund gehen. Genau wie du haben sie nachts Geräusche gehört! Sie haben nach der Antwort gesucht und den Tod gefunden!“ Wilhelm sah mich finster an.

Ich versuchte mich gegen diese reißerische Behauptung zu wehren, doch was war es gewesen, was ich letzte Nacht gehört hatte?

„Was für ein Dämon?“ fragte ich nach einer Weile.

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, seine Frau ist der Dämon, Ewers hatte so was vermutet. Also, dass seine Frau von Dämonen besessen ist.“

Wilhelm stand auf und holte Tee. Nicht schon wieder!

„Du darfst niemals alleine mit ihm in seiner Wohnung sein, sonst überrumpelt er dich und verfüttert dich an den Dämon!“ sagte Wilhelm und stellte eine Tasse auf den Tisch. Mir stellte er keine hin, was ich so unhöflich wie erleichternd fand.

„Deswegen war Edda die ganze Zeit bei mir gewesen, als der Doktor mich versorgt hatte...“ sagte ich.

„Versorgt? Er hat dich auf der Straße gefunden und wollte dich mitnehmen, um dich an den Dämon zu verfüttern. Edda, dieses gottlose Weib mit ihrem vorlauten Maul ist ihm aber dazwischen gekommen. Ich hab es alles im Türspion gesehen. Hättest mal sehen sollen, wie er sich geärgert hat, als Edda ihn mit dir entdeckt hat!“ Wilhelm sah mich erwartungsvoll an.

Es lief mir eiskalt den Rücken hinab, obwohl ich nicht wusste, ob ich diese alberne Dämonengeschichte glauben sollte. „Ich war ziemlich oft bei ihm. Er hat mir beim Studium geholfen, er war sogar ziemlich nett zu mir. Ich kann kommen, wann ich will und ihn fragen, er hat immer Zeit für mich!“ sagte ich.

„Er vertraut dir, sei froh. Du bist auch ein Mediziner, so wie er. Vielleicht weilt er dich sogar noch in sein düsteres Geheimnis ein!“

„Was für ein Geheimnis?“ fragte ich schon etwas genervt von dem düsteren Gehabe.

„Das weiß ich auch nicht. Aber wenn du einen Rat hören willst, dann solltest du lieber aus deiner Wohnung ausziehen! Die Mächte des Bösen sind sehr stark hier! Ich spüre, dass sie dich verzehren werden!“ Wilhelm stand auf und breitete die Arme aus. Er sah aus wie einer dieser heruntergekommenen Prediger, die immer lauthals vor dem Hauptbahnhof vom Ende der Welt predigten.

„Wieso ziehen sie nicht aus, wenn es hier so böse ist?“ fragte ich und stand auf.

„Ich bin zu alt und außerdem ist diese Wohnung hier geweiht. Sie ist stark genug, um mich vor den Mächten des Bösen zu schützen. Für den Rest meines Lebens wird es reichen!“ sagte Wilhelm.

„Nein, ich ziehe hier nicht weg!“ sagte ich.

„Dann nimm dich in Acht! Die Mächte des Bösen sind allgegenwärtig! Nur Jesus kann dich erlösen!“ Wilhelm bekam ein irres Funkeln in den Augen.

„Nein, danke!“ Ich ging zur Tür.

„Warte! Du musst dich schützen gegen den Satan! Er wird dich verzehren!“ Wilhelm steigerte sich immer mehr in seine Predigt hinein. „Der jüngste Tag steht bevor und Er wird kommen um uns alle zu richten!“

Ich riss die Tür auf und verließ die Wohnung.

Ich atmete laut aus, als ich wieder auf dem Flur stand und ging schnell zu meiner Wohnung. So verrückt dieser Wilhelm auch sein mochte, irgendetwas musste wahr sein an dieser seltsamen Geschichte.

Den Rest des Abends lag ich auf der Couch und zermarterte mir den Kopf, was der Grund für meinen seltsamen Traum gewesen sein könnte. Waren da wirklich Geräusche gewesen oder hatte ich das tatsächlich auch nur geträumt? Ich war an dem Abend nicht ganz nüchtern gewesen, vielleicht hatte ich es mir nur eingebildet oder die Grenze zwischen Traum- und Realwelt nicht mehr eindeutig bestimmen können.

Vielleicht lag es ja auch an der Wohnung selbst. Vielleicht war die Wohnung verflucht und ich war mindestens der dritte Bewohner, der kurz davor war, den Verstand zu verlieren.

Ich war absolut nicht imstande, zu schlafen und so lag ich wach und hörte gegen Vier Uhr morgens ein leises Kratzen hinter der Wand. Ich erschauerte und zitterte am ganzen Körper. Ich sprang aus dem Bett, ging zu meinem Sachen von der Uni und durchwühlte den Rucksack, bis ich mein Stethoskop fand und damit zurück ins Schlafzimmer ging.

Ich machte Licht und setzte mir die Ohrstöpsel ein. Dann nahm ich das Stethoskop und drückte es gegen die Wand, wo ich das Kratzgeräusch zuletzt gehört hatte.

Zuerst hörte ich nichts, nur das Rauschen meines Blutes und das Hämmern meines Herzens, doch dann hörte ich ein leises Schaben. Ungefähr eine Stunde lauschte ich dem, was so klang, als würde man abgebrochene, feuchte Äste an einer Betonwand reiben, bis plötzlich eine Stimme erklang. Es war eine Männerstimme, doch wer es genau war und was sie sagte, blieb mir verborgen. Ich hörte jedoch, dass er

wütend klang und herumschrie. Die Antwort ließ mich erneut erschauern, denn es war wieder dieses seltsame Geräusch, das klang wie ein wildes Raubtier, jedoch auch mit menschlichen Zügen und es sagte etwas, doch auch das konnte ich nicht verstehen. Ich war nicht in der Lage, das Stethoskop wegzulegen, obwohl mich jeder Moment, den ich länger zuhörte, noch mehr gruselte. Konnte es sein, dass jemand über oder unter mir gerade lautstark einen kranken Horrorfilm sah? Ich kam auf die seltsamsten Gedanken und Theorien, doch es gab keine plausible Lösung für dieses beunruhigende Phänomen. Es klang, als würde es direkt hinter der Mauer sein.

Bei meinen Besuchen bei Doktor Lorenz hatte ich oft versucht, einen Blick in den hinteren Teil der Wohnung zu erhaschen, doch er hatte es stets geschafft, einer Besichtigung des hinteren Teils seiner Wohnung zu entgehen. So hatte ich leider keine Vorstellung davon, wie es hinter der Wand aussehen mochte, sein Schlafzimmer lag dort zumindest nicht, das wusste ich. Aber was war dann dort? War dort überhaupt etwas?

In den folgenden Nächten saß ich mit einem Glas und später wieder mit meinem Stethoskop an der Wand und lauschte, wie ein Mann, den ich mehr und mehr als Doktor Lorenz identifizieren würde, mit etwas sprach, das klang wie ein rasender Dämon. Die alberne Geschichte, die Wilhelm mir erzählt hatte, schien immer mehr Sinn zu ergeben, obwohl ich mich wehrte, dies zu glauben. Ich war ein Mediziner und als dieser ein Teil der Wissenschaft. Und Wissenschaft widerlegt okkulte oder mystische Geschehnisse für Gewöhnlich.

Ich vernachlässigte mein Studium immer mehr und meine Leistungen sanken rapide ab. Ich ging kaum noch zu den Vorlesungen und wenn, dann war ich in Gedanken immer bei den seltsamen Geschehnissen der letzten Nächte.

Fast jede Nacht jaulte das Wesen herum und schrie, dass mir das Blut in den Adern gefror. Ich war seit dem versuchten Einbruch nicht mehr bei Doktor Lorenz gewesen. Ich hatte nicht mal meine eigene Wohnung verlassen, zudem hatte ich begonnen mir ein allgemeines Zittern anzueignen und wurde immer ungepflegter.

Zwei Wochen später traf ich Doktor Lorenz im Treppenhaus und er fragte mich nach dem Studium. Die Lage hatte sich mittlerweile so weit zugespitzt, dass ich gezwungen war, ihm zu beichten, dass es ziemlich schlecht um mich stand. Ich hatte einiges aufzuholen.

Lorenz war verständnisvoll und bot mir an, mir bei der Behebung der schulischen Probleme zu helfen.

Eine ganze Nacht lang lag ich wach und dachte über das Angebot nach. Schließlich beschloss ich, es anzunehmen. Die Lage war zu ernst und ich dem Wahnsinn zu nahe, es musste etwas geschehen. Und so seltsam die Vorkommnisse um Doktor Lorenz sein mochten, er war ein Genie und seine Hilfe konnte mir den Hals retten.

Ich ging am nächsten Tag zu ihm rüber und nahm sein Angebot an.

Innerhalb von einer Woche arbeiteten wir einen Teil meines Defizits wieder auf. Es war erfreulich, wie hilfsbereit Doktor Lorenz war und so langsam baute sich meine Paranoia wieder ab. Ich überlegte, mich in psychiatrische Obhut zu begeben, weil ich vermutete, das ich mir diese seltsamen Geräusche nur eingebildet hatte. So oft ich konnte, versuchte ich einen Blick in den hinteren Teil von Lorenz' Wohnung zu werfen, doch ich fand nichts.

Eine Woche war vergangen und ich hatte in meinem Studium wieder Fuß gefasst. Ich hatte die letzten Nächte auch wieder normal geschlafen. Es waren auch keine Geräusche mehr zu hören gewesen. Das Stethoskop hatte ich wieder weggelegt und beschloss, nicht mehr auf akustische Expeditionen zu gehen. Ich hatte beschlossen, die Meinungen von Edda und Wilhelm bezüglich Doktor Lorenz zu ignorieren und seine großzügige Hilfe dankbar in Anspruch zu nehmen.

Es war ein warmer Nachmittag und ich saß bei Doktor Lorenz, der mir mit einer Hausarbeit half. Das Unbehagen in mir flammte sofort wieder auf, als ich mir einbildete, diese rasende Bestie irgendwo hinter einer der Mauern zu hören. Die ersten Male ignorierte ich es, doch als es so laut war, dass ich mir klar war, dass ich es mir nicht eingebildet hatte und ich Doktor Lorenz fragend ansah, erwiderte er meinen fragenden Blick. Ich beließ es dabei, ihn nicht darauf anzusprechen, ich wollte mich nicht blamieren, falls es sich wirklich um Wahnvorstellungen handelte.

Ich musste erfahren, was im hinteren Teil seiner Wohnung war!

„Ich muss mal auf Klo!“ sagte ich und stand auf. Ich ließ Doktor Lorenz an dem großen Eicheschreibtisch über den offenen Büchern zurück und ging aus dem Arbeitszimmer.

Ich ging über den Flur und anstatt zum Klo, das im vorderen Bereich lag, ging ich zielstrebig zum hinteren Teil der Wohnung. Dort war eine Tür, die von einem Vorhang verdeckt war.

Ich sah mich unsicher um und ging vorsichtig in den dunklen Raum. Ich zog den Vorhang beiseite und erschrak, als ich eine massive Panzertür sah, die mit Stahlstreben gesichert war.

„Was willst du wissen?“ fragte mich Doktor Lorenz, der plötzlich hinter mir stand.

Er hatte mich erwischt! „Was ist hinter dieser Tür?“ fragte ich. Viel schlimmer hätte ich es ohnehin nicht mehr machen können.

Lorenz klang nicht annähernd so zornig, wie ich erwartet hatte und erklärte mir alles. „Hinter dieser Tür liegt mein Labor! Dort arbeite ich an etwas, das die Welt verändern kann!“

„Was denn?“ fragte ich unsicher.

„Ich zeige es dir!“ Lorenz öffnete die Tür, indem er das große Metallrad an der Vorderseite drehte, scheinbar eine Kombination aus verschiedenen Drehbewegungen in beide Richtungen.

Ein steriles, bestens ausgestattetes Labor kam zum Vorschein. Mit gemischten Gefühlen betrat sich den hermetisch abgeriegelten Bereich und mir war klar, dass er mich nun problemlos an das verfüttern konnte, was immer er dort hielt. Ich beschloss, positiv zu denken und sah mir das kleine fensterlose Labor an, in dem sich Reagenzgläser aneinander reihten, die mit bunten Flüssigkeiten gefüllt waren. Mischer, Schüttelgeräte und Computer standen auf den Tischen. Die Ausstattung beeindruckte mich und ich versuchte, die Quadratmeter zu schätzen, um die ungefähren Lage der betreffenden Wand zu ermitteln, die an meine Schlafzimmerwand grenzte. „Das ist ja absolut unglaublich!“ sagte ich.

„Das ist mein privater Geheimbereich. Nicht viele waren vor dir hier drinnen!“ sagte Lorenz.

Ein eiskalter Schauer durchfuhr mich. War ich dabei, das Geheimnis zu erfahren, dass Ewers und Aaron entweder das Leben oder den Verstand gekostet hatte?

„Hier forsche ich an einem Serum. An *dem* Serum. Ich habe eine Krankheit entdeckt und ein Gegenmittel entwickelt!“ sagte er und präsentierte mir zwei Käfige in denen jeweils zwei Albinoratten

waren. Die Ratten waren halbtot und teilweise verwest, dennoch lebten sie. Zwei von ihnen hatten blutige Augen und halb abgelöste Haut. Sie waren in einem separaten Käfig gefangen und knurrten ihre beiden gesünder aussehenden Artgenossen an. Die anderen beiden Ratten sahen aus, als würden sie sich von einer schrecklichen Entzündung erholen, die ihre Hinterläufe verkrüppelt hatte. Alles in allem waren die vier Ratten ein erschreckender und verstörender Anblick.

„Was ist mit denen?“ fragte ich entsetzt, als ich die leidenden Tierchen sah. Ich sah mich wieder in dem Raum um. Etwas fehlte. Es wirkte, als wäre da noch etwas, noch ein Teil des Raumes, den ich nicht sehen konnte...

„Diese vier Ratten sind mit dem Lorenz- Nekrose Syndrom infiziert. Diese beiden hier konnte ich heilen. Noch arbeite ich an der richtigen Zusammensetzung. Schauen sie, wie gut die beiden sich erholt haben!“

Ich sah in den Käfig. Die beiden kranken Ratten sahen aus wie kleine... Dämonen. Mit triefenden Mäulern und messerscharfen Zähnen, mit zerrissener, blutiger Haut und leerem, toten Blick. „Was haben die?“ fragte ich.

„Das Lorenz- Nekrose Syndrom.“ sagte Lorenz erneut.

„Das habe ich noch nie gehört!“ sagte ich.

„Diese Krankheit habe ich entdeckt. Sieh dir die Ratten an! Die beiden hier sind infiziert.“

„Was ist mit denen?“ Ich sah mich suchend um. Gab es vielleicht irgendwo noch einen verborgenen Raum hinter einer geheimen Tür? Es musste noch einen weiteren Teil des Raumes geben...

Lorenz deutete auf die beiden kranken Ratten. Eine Trennwand im Käfig sorgte dafür, dass die beiden infizierten Viecher sich nicht gegenseitig zerfleischten und, dass sie das tun würden, da machte ich jede Wette.

„Wenn die Krankheit ausbricht, stirbt ihr Gewebe ab und sie verwesen bei lebendigem Leib. Sie werden zu Kannibalen und verlieren jegliche Anzeichen ihrer vorherigen Intelligenz bevor sie dann verenden.“ sagte Lorenz. „Und nun stehe ich kurz davor, ein Gegenmittel zu finden!“

Ich konnte es nicht glauben, was er da beschrieb. „Von so einer Krankheit hab ich noch nie etwas gehört, das ist ja grauenhaft!“

„Diese Krankheit ist ein Geheimnis. Ich bin der einzige, der weiß, dass es sie gibt und wo sie vorkommt.“ Lorenz deutete auf seine Ausrüstung. „Ich bereite mich auf den großen Ausbruch vor!“

„Wieso gehen sie nicht zum Gesundheitsamt damit? Sicher kann ihnen jemand helfen, das Zeug zu finanzieren...“ sagte ich.

„Nein! Die Pharmakonzerne würden das Medikament für sich behalten und dann teuer verkaufen, wenn diese Krankheit ausbricht, sodass sich nur die reichen Menschen retten können. Nein! Das will ich nicht! Außerdem wird die Pharmaindustrie sich nie um ein Medikament kümmern, das eine unbekannte Krankheit behandeln soll.“ Lorenz sah mich traurig an. „Niemand weiß von der Krankheit.“

„Ist diese Krankheit denn nicht erforscht worden?“

„Doch, aber nur von mir. Alle Aufzeichnungen, die jemals dazu gemacht wurden, befinden sich ausschließlich hier.“ sagte Lorenz.

„Was ist das für eine Krankheit?“ fragte ich. Was war das für eine Krankheit, die so gefährlich war, aber scheinbar nicht existierte.

„Eine Affenart in Zentralafrika ist von mir als erster Träger der Krankheit ermittelt worden. Offenbar waren diese Affen immun gegen die Parasiten. Allerdings ist die Krankheit auf den Menschen übertragbar. Ich weiß leider noch nichts genaueres über die Ansteckungsgefahr, aber bei den Ratten scheint es sich zu übertragen, indem sie sich gegenseitig beißen. Das war bei den Affen auch so.“ Lorenz machte eine kleine Pause. „Meine Frau ist vor sechs Jahren an dieser Krankheit gestorben, ein Affe hat sie gebissen.“

„Das tut mir Leid!“ sagte ich verlegen.

„Schon gut... Seitdem arbeite ich Tag und Nacht an dem Gegenmittel. Und erst, wenn es absolut sicher ist, werde ich mit dem Mittel an die Öffentlichkeit gehen. Wenn diese Krankheit jemals in unserer Zivilisation ausbricht, würde es eine Epidemie von biblischen Ausmaßen bedeuten. Das könnte das Ende der Menschheit sein, schlimmer als die Pest!“

Ich wusste nicht, ob ich das glauben sollte.

„Ich habe das Virus in Reinform isoliert. In einer der Ampullen ist das Zeug.“ Lorenz deutete auf die verschlossenen Röhrchen an der Wand. „Diese Ampulle darf dieses Gebäude niemals verlassen! Erst, wenn ich ein absolut sicheres Gegenmittel erschaffen habe, dürfen wir das Wagnis eingehen, diese Ampulle in ein Labor zu bringen.“

Nicht auszudenken, was passiert, wenn es in die falschen Hände gerät!“

„Es ist doch viel zu gefährlich, es hier zu lagern!“ sagte ich. Ich fand es ziemlich verantwortungslos, dass Lorenz uns das Vorhandensein von tödlichen und bisher völlig unbekanntem Viren in unserem Haus verschwiegen hatte.

„Nein, dieser Raum ist hermetisch abgeriegelt und sogar Erdbeben- und bombensicher. Aber wenn ich diese Ampulle aus der Hand gebe und irgendein perverser Giftmischer von der Armee kriegt sie in die Finger, macht er ruckzuck einen biologischen Kampfstoff daraus und beschießt irgendwelche Terroristen damit. Das wäre eine Katastrophe!“

Ich war überwältigt von der Enthüllung. „Absolut beeindruckend.“

„Ich werde der Mann sein, der die Zellnekrose verhindern kann!“ sagte Lorenz. „Du darfst niemandem davon erzählen!“

Ein dumpfer Knall ließ mich zusammenschrecken. Etwas war hinter einem Schrank gegen die Wand gekracht. Sofort zog der Schrank meine Aufmerksamkeit auf sich, denn er lag an der Stelle, wo ich ungefähr den Ursprung der Geräusche vermutet hatte. War hinter dem Schrank noch ein Raum?

Lorenz ignorierte das beunruhigende Geräusch, was die ganze Szene noch unangenehmer machte. „Du musst mir versprechen, dass du niemandem davon erzählst!“ sagte Lorenz eindringlich.

„Sie haben mein Wort, Herr Doktor!“

Am nächsten Tag, der der letzte vor den Semesterferien war, suchte ich in der Uni einige Bücher heraus und fand tatsächlich Hinweise auf Tiere, deren Biss eine Nekrose verursachte, zum Beispiel der diverser asiatischer Schlangen. Doch keines der Symptome passte zu denen, die Doktor Lorenz mir am vorigen Abend beschrieben hatte.

Die folgende Nacht schlief ich nicht sehr gut und ich hing wieder die ganze Zeit mit dem Stethoskop am der Wand und versuchte, etwas zu verstehen. Ich hörte die Stimme von Lorenz und dieses seltsame Wesen, das fauchte, jaulte und stöhnte.

Der innere Drang, dieses Geheimnis zu lüften, ließ mich nicht mehr los und so begann ich, mir die täglichen Gewohnheiten von Doktor Lorenz einzuprägen. Eine Woche lang beobachtete ich ihn ganz genau. Fast jede Nacht horchte ich an der Wand und wenn ich es

nicht tat und schlief, weckten mich die bizarrsten Träume wieder auf und ließen mich mitten in der Nacht verwirrt und verstört im Bett sitzen.

Während ich Doktor Lorenz beobachtete, packte ich all meine persönlichen Habseligkeiten in zwei große Koffer und machte mich bereit, aus dieser verfluchten Wohnung auszuziehen. Die Tatsache, dass ich diese gruseligen Träume hatte, jede Nacht diese Geräusche hörte und nun auch noch wusste, dass mein Nachbar hochgefährliche Viren züchtete, die die gesamte Menschheit vernichten könnten, waren eindeutig zu viel für mich. Die grausamen Fratzen der infizierten Ratten ließen mich nicht mehr los und gruselten mich sogar in meinen Alpträumen, die an Vielfältigkeit kaum noch zu übertreffen waren.

Ich rief einen Kollegen an, der mir schon vor Wochen angeboten hatte, in seine WG einzuziehen, weil ein Zimmer frei geworden war. Ich sagte ihm zu, dass ich das Zimmer nehmen wollte, doch vorher musste ich noch ein paar Dinge in Ordnung bringen.

Es waren gerade Semesterferien und so verschwendete ich meine Freizeit damit, meinem unheimlichen und gleichzeitig hilfsbereiten Nachbarn zu beschatten.

Ich tat den ganzen Tag nichts anderes, als ihn zu beobachten.

Wo ich einst noch charismatisch und souverän war, so war ich nun nur noch ein Schatten meiner selbst, ich hockte auf meinem Sessel an der Haustür und spähte durch den Türspion.

In der dritten Nacht sah ich ihn, wie er wieder mit einem fremden Mann nach Hause kam und ihn in die Wohnung brachte. Ich horchte die ganze Nacht an der Wand und vernahm etwas, das klang wie grausame Kampfgeräusche, doch ich wagte es nicht, weiter zu lauschen.

Ich war mir sicher, entweder war auf der anderen Seite der Mauer das Tor zur Hölle offen oder ich war kurz davor, wahnsinnig zu werden. Oder beides.

Ich überlegte, was das zu bedeuten haben könnte. Hatte er Testpersonen für irgendwelche unheimlichen Experimente geholt? Waren es die mutierten Ratten, die ich gehört hatte?

Am nächsten Tag verließ Doktor Lorenz die Wohnung alleine und der fremde Gast von gestern kam nicht mehr zum Vorschein. Eine Gänsehaut kroch meinen Nacken hinauf. Ich plante, Lorenz nicht

mehr zu besuchen und wenn ich kurz davor wäre, von der Uni zu fliegen!

Die Beschattung sorgte dafür, dass mir weitere seltsame Details auffielen: Donnerstags ging Doktor Lorenz immer einkaufen. Immer gegen zwölf Uhr und dann war er eine Stunde weg. Er kam stets mit prall gefüllten Tüten zurück, das meiste waren Artikel vom Metzger. Ich begann mich zu wundern, wo der schlanke Mann all das Fleisch ließ.

Es war der dritte Donnerstag um kurz nach zwölf, als ich mir ein Herz fasste und beschloss, die Wohnung von Doktor Lorenz zu besichtigen.

Ich wartete ab, bis er das Haus verlassen hatte, dann schnappte ich mir meine Kamera und eine Taschenlampe, schlich ich mich auf den Flur und öffnete die Tür von Doktor Lorenz blitzschnell mit einem Dietrich. Es war mir egal, ob Edda oder Wilhelm mich beobachteten. Vermutlich taten sie es und dachten daran, dass Aaron und Ewers das gleiche getan hatten, kurz bevor sie für immer verschwunden waren.

Ich persönlich glaube, die beiden waren ebenfalls hinter das Geheimnis mit den Viren gekommen und hatten fluchtartig die Wohnung verlassen- So wie ich es auch tun wollte.

Ich schlich mich durch die akkurat aufgeräumte Wohnung, in der stets der frische, aber chemische Geruch von Desinfektionsmitteln lag.

Ich ging zu der Panzertür hinter dem Vorhang, schob ihn beiseite und umfasste das große Metallrad.

Ich hatte mir die Kombination der Drehungen genau eingeprägt und machte nun die selben Bewegungen, bis ich die Tür schließlich knarrend öffnete.

Ich sah mich noch einmal um. Mein Herz schlug mir bis zum Hals und meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Ich betrat das dunkle Labor und ging zu der Wand, an der die Ampullen hingen. Der Lichtkegel meiner Taschenlampe überflog das Regal mit den Fläschchen. Ich überlegte, ob ich eine mitnehmen und bei der Regierung abgeben sollte, doch ich beließ es dabei, ein Foto mit meiner Digitalkamera zu machen. Zu groß war meine Angst, versehentlich selbst der Verursacher einer biblischen

Epidemie zu sein, zudem war mir völlig schleierhaft, an wen genau ich mich hätte wenden sollen. Die Polizei? Meine Professoren? Oder gar meinen Vater?

Ich machte ein paar Fotos und konnte es nicht unterdrücken, immer wieder auf diesen Schrank zu sehen.

Ich untersuchte den Schrank, leuchtete jeden Winkel mit meiner Taschenlampe an und stellte fest, dass hinter ihm eine weitere Stahltür lag. Ich schob den schweren Schrank beiseite und stand nun mit klopfendem Herzen vor der Tür, hinter der vermutlich die Antwort auf alles lag, was mich in den letzten Wochen fast in den Wahnsinn getrieben hatte.

Ich suchte in dem ganzen Labor nach einem Schlüssel, doch ich fand nach einigen Minuten einen versteckten Schalter, der hinter einem gerahmten Exemplars des hippokratischen Eids verborgen lag. Als ich ihn drückte, gab die schwere Metalltür hinter dem Schrank ein lautes Ächzen von sich und öffnete sich einen Spalt.

Ich sah mich ein weiteres Mal um und ging vorsichtig zu der Tür. Sie lag nur an und ließ sich nach innen öffnen. Die stählerne Tür war schwer und fast einen halben Meter dick.

Ich bewunderte diese extrem massive Tür und fragte mich, woher man so was kriegte und vor allem, wieso solch eine Tür in diesem Haus verbaut worden war, denn es sah aus, als wäre diese Tür so alt wie das Haus selbst.

Ich schob mich mit dem Oberkörper durch die Tür und hielt meine Taschenlampe in die stinkende Dunkelheit.

Hinter der Tür schien ein einzelner, kleiner Raum ohne Fenster zu sein. An den Wänden waren weiße Kacheln, die jedoch beinahe flächendeckend mit einer schwarzen Dreckschicht beschmiert waren. Ich konnte nicht erkennen, welche Farbe oder Form die Fliesen am Boden hatten, denn eine klebrige Schmierschicht hatte sie gänzlich überzogen.

Ich nahm all meinen Mut zusammen und ging in den Raum.

Ein widerlicher Verwesungsgestank schlug mir entgegen, dass ich beinahe gekotzt hätte, doch ich nahm mich zusammen und machte mich auf das schlimmste gefasst. Der Anblick einer Leiche war an sich nicht all zu schlimm, ich hatte bereits einige Autopsien mit angesehen und war nicht zusammengebrochen. Aber nun hier, völlig unerwartet mit dem Geruch des Todes konfrontiert zu werden, machte mir zu schaffen.

Ich sah mich in dem Raum um. Wenn dieser Raum tatsächlich der Raum hinter meinem Schlafzimmer war und es war ziemlich eindeutig, dass er es sein musste, so hatte dieser Raum einen weitaus kleineren Grundriss. Ich sah zu der dicken Tür und stellte fest, dass dies kam, weil die Mauern in diesem Raum fast einen Meter dick waren.

Voller Schreck wurde mir bewusst, dass dies eine Erklärung für die seltsame Entfernung der Geräusche war, die ich nachts gehört hatte. Ich leuchtete in die Mitte des Raumes. Dort war ein heruntergekommenes Bett ohne Matratze, auf dem eine Frau lag. Ich ging dichter an die Frau heran und leuchtete sie mit meiner Taschenlampe an. Der Körper lag auf dem Drahtgestell des Bettes. Ich ekelte mich vor der Substanz, die auf dem Boden haftete und jeden meiner Schritte mit ihren klebrigen Fängen festzuhalten versuchte.

Ich schreckte entsetzt zurück, als der Lichtkegel mir den Anblick einer halb verwesenen Frauenleiche zeigte.

Ich hielt mir die Hand vor den Mund, als mir Tränen in die Augen schossen. Es war seine tote Frau!

Sie lag auf dem Rücken und war nur mit einer Unterhose und einem weißen Hemd bekleidet. Sie war schlank und hatte lange graublunde Haare. Ihre Haut war grünlich verfärbt und von schwarzen Flecken übersät, an denen sich teilweise bereits zersetztes Gewebe zeigte. An vielen Stellen hatte die Verwesung bereits das Fleisch so sehr zersetzt, dass ich die blanken Knochen erkennen konnte. Die Haut hatte die Oberfläche und Beschaffenheit einer Wachsfigur. Sie wirkte halbtransparent und unter ihrer Oberfläche lag das grünlich lila verfärbte Fleisch. Das Gesicht der Frau und dessen ehemalige Schönheit waren noch deutlich erkennbar, auch wenn ihr Gesicht schon ziemlich dunkel verfärbt und voller Blutflecken war. Die Haut wirkte zusammengezogen, ausgetrocknet und straff gespannt. Unter ihrer Oberfläche sah sie weich und matschig aus. Die Augen der Frau blickten starr ins Leere. Die Augäpfel waren halb zersetzt und die Augenlider verbogen. Ihre langen, hellen Haare waren fast unversehrt, doch ihr Mund war blutig und kaum mehr erkennbar. Die Farbe der Leiche entsetzte mich am meisten. Sie war fast vollkommen blaugrün, teilweise lila verfärbt.

Angewidert stand ich einen Moment vor der toten Frau und betrachtete fassungslos ihre Leiche. An ihrem rechten Unterarm

hatte sie eine offene Wunde, der die Verwesung am schlimmsten zugesetzt hatte. War dies die Bisswunde des Affen gewesen? Erst nachdem ich einen Moment später den Anblick der verfärbten Leiche verkraftet hatte, erkannte ich, dass die Flecken an der Wand eindeutig Blutspritzer waren. Einige davon waren noch verhältnismäßig frisch, denn sie schimmerten im Licht meiner Lampe.

Ein grauenhafter Schock nach dem anderen durchfuhr meinen Körper, als ich weiter durch den kleinen Raum leuchtete und Reste von Knochen und klebrige Pfützen vertrockneten Blutes entdeckte. Mir wurde klar, was das für eine Substanz war, die an meinen Schuhsohlen klebte.

Immer mehr staute sich in mir der Drang, diese Wohnung und dieses Haus für immer zu verlassen. Und zwar so schnell wie möglich.

Ich beschloss, ein Foto zu machen und dann zu verschwinden und die Polizei zu informieren. Seltsames Virus hin oder her, der Kerl hatte eine halb verwesene Leiche in seinem Verschlag!

Ich nahm die Leiche in den Sucher meiner Digitalkamera und sah mir die Tote ein letztes Mal an. Dafür, dass sie bereits sechs Jahre tot war, sah sie noch ziemlich gut erhalten aus. Nicht mal eingefallen war sie. Ich dachte für einen Moment daran, dass Doktor Lorenz seine geliebte Frau offenbar nicht loslassen konnte und stellte mir vor, dass er jeden Tag ihre Leiche mit Desinfektionsmitteln und anderen Chemikalien behandelte, um ihren Körper vor dem Verfall zu bewahren. Angewidert musste ich an die Geschichte eines gewissen Carl von Cosel denken, der in den Dreißigerjahren durch eine ähnliche Tat eine unfreiwillige weltweite Berühmtheit erlangt hatte.

Kurz davor, in den geheimen Raum, auf all die Knochen und Kleidungsfetzen zu kotzen, hob ich die Kamera und drückte ab. Ich weiß nicht mehr genau, was genau zuerst geschah, aber als der Blitz losging... ich weiß gar nicht, wie ich das in Worte fassen kann... Als der Blitz meiner Kamera den Raum erleuchtete, da schreckte die tote Frau auf dem Bett plötzlich hoch. Sie riss ihre toten Augen auf und stieß ein Fauchen aus, das klang wie das, was ich in meinen schlaflosen Nächten nur all zu oft gehört hatte. Ich stolperte entsetzt ein paar Schritte zurück und sah, wie die Leiche auf dem Bett saß. Es sah aus, als würde sie den Mond anheulen. Als sie mich sah, schoss sie buchstäblich nach vorne, um

mich mit ihren toten Fingern zu greifen, doch eine massive, schwere Stahlkette, die an ihrem Hals befestigt und fest in der Rückwand verankert war, hielt sie zurück. Erst jetzt bemerkte ich die Kette und atmete ein wenig erleichtert auf. Ich konnte meinen Blick nicht von diesem Wesen abwenden! Sie stand am Ende des Bettes, die Kette straff gezogen. Sie grunzte und gurgelte mich an, folgte jedem meiner Schritte mit ihren toten Augen.

Sie riss den halb eingerissenen Mund auf und stieß ein gruseliges Fauchen aus. Ich erkannte die faulen, toten Zähne in ihrem blutigen Maul.

Ich ging zitternd und völlig entsetzt zurück und schob mich durch die dicke Tür, zurück in das Labor.

Meine Hände zitterten so stark wie nie zuvor, während ich die Tür bis auf einen Spalt verschloss.

Ich hatte keine Zeit, über das Gesehene nachzudenken, ich wollte nur noch raus aus diesem verfluchten Haus! Meine Koffer standen bereit und notfalls wäre ich auch ohne sie abgehauen.

Ich ging vorsichtig aus dem Labor und wollte gerade die Tür verschließen, da riss mich ein einsamer Applaus aus meiner Konzentration.

„Toll gemacht!“ sagte Doktor Lorenz.

Ich erstarrte. Er wusste, dass ich sie gesehen hatte. Langsam drehte ich mich um.

„Das hätte ich nicht von dir gedacht. Ich hätte gedacht, du bist ein anständiger Kerl!“ sagte Lorenz enttäuscht.

Ich sah Lorenz völlig fassungslos an, offenbar war ihm nicht klar, dass ich *sie* gesehen hatte.

„Ich habe sie gesehen!“ sagte ich unter Tränen.

Doktor Lorenz erstarrte und sah mich eindringlich an. „Wen hast du gesehen?“

„Ihre Frau!“ sagte ich.

Doktor Lorenz sagte einen langen, bedrückenden Moment lang gar nichts. Ich wollte nur noch weg, ich hätte alles gegeben, um aus dieser Wohnung rauszukommen.

„Was hast du gesehen?“ fragte Doktor Lorenz.

„Ihre Frau, sie ist tot...“

„Das ist sie nicht. Jedenfalls nicht richtig.“ Lorenz sah traurig ins Leere.

Ich hielt es nicht mehr aus und begann, panisch zu schreien, die Tränen liefen mir übers Gesicht. „Ich weiß es! Sie wollte mich angreifen!“ sagte ich völlig verstört. Noch immer hatte ich es nicht geschafft, das Erlebnis zu verarbeiten oder gar zu verstehen.

„Setz dich!“ sagte Doktor Lorenz nach einer Weile und setzte sich mit mir auf die Couch.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte ich.

„Ich habe dir doch von dieser Krankheit erzählt...“ begann Lorenz.

„Sie sagten, ihre Frau wäre daran gestorben, wieso lebt sie dann noch?“ fragte ich weinend und verwirrt. „Sie haben gesagt, die Ratten sind bei lebendigem Leib verwest und dann gestorben!“

„Ich habe dir nicht die ganze Wahrheit erzählt.“ begann Lorenz in einem sanften Ton.

Ich sah Doktor Lorenz fragend an. „Was meinen sie?“

Lorenz überlegte einen Moment. „Man erkrankt, vermutlich durch einen Biss, dann verwest und stirbt man. Gehirn und Vitalfunktionen sind völlig tot, aber die Muskeln, beziehungsweise das, was von ihnen übrig ist, bewegen sich wieder. Die verwesenden Körper werden von der Krankheit so manipuliert, dass sie wieder aktiv werden. Sie sind nach dieser Metamorphose fast genau so stark und schnell wie vorher, doch wesentlich aggressiver.“

„Was zur Hölle ist das?“ fragte ich entsetzt.

„Eine Metamorphose! Es gibt viele Tiere, die eine Metamorphose durchmachen!“ sagte Doktor Lorenz. „Schmetterlinge!“

„Verdammt, das ist doch total krank! Sie wollen mir erzählen, dass ihre Frau seit sechs Jahren so tot da rumliegt?“ fragte ich.

„Ja...“

„Wer wurde denn in ihrem Sarg beerdigt?“ fragte ich.

„Jemand anders. Guck mal, ich war früher der Leiter im städtischen Krankenhaus, es war kein Problem irgendeine anonyme Leiche zu besorgen und sie in ihren Sarg zu schmuggeln. Es war irgendein kleiner Junkie, den man tot aus einem Bahnhofsklo gezogen hatte. Hatte nicht mal Verwandte, die sich um eine Beerdigung gekümmert hätten. Hat niemand gemerkt. Ich habe sie dann hier behalten und gepflegt, mich um sie gekümmert...“

„Und sie angekettet!“ sagte ich. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Hätte es mir jemand erzählt, hätte ich drüber gelacht und es als albernen Blödsinn abgetan, aber nun, da ich die lebendige

Leiche im Hinterzimmer gesehen hatte, war meine Meinung eine andere.

„Das war leider nötig, sonst hätte sie mich schon hundertmal gefressen!“ sagte Lorenz traurig.

„Das ist nicht mehr ihre Frau, ihre Frau hätte vermutlich niemals versucht, sie zu fressen, oder? Das ist irgendwas anderes! Geben sie es auf und beerdigen sie sie!“

„Ich kümmere mich gut um sie!“ sagte Lorenz. „Ich arbeite Tag und Nacht daran, dass sie geheilt werden kann!“

„Was? Sie wollen ihre Frau heilen? Sie ist seit sechs Jahren tot und ich fand, dass sie auch schon ziemlich tot aussah, wie wollen sie die denn retten?“ fragte ich angewidert.

„Das werde ich schon schaffen. Ich kümmere mich gut um sie, ich liebe sie mehr als alles andere auf der Welt und ich kann nicht ohne sie leben!“ sagte er.

„Verdammt, aber sie ist tot! Das muss ein Ende haben!“ sagte ich.

„Was meinst du damit?“ fragte Lorenz und sah mich finster an.

„Ich werde sie melden müssen!“ sagte ich und mir war klar, dass ich soeben mein Todesurteil ausgesprochen hatte.

„Schade. Ich dachte, ich könnte dich zu meinem Nachfolger heranziehen. Du warst mir sympathisch, deinen Vater mochte ich auch. Schade, dass ich dich nicht umstimmen kann!“

Er hatte versucht, mich umzustimmen? „Ihr Nachfolger? Soll ich ihnen dabei helfen, wehrlose Menschen in die Wohnung zu locken und an ihre Frau zu verfüttern?“

„Was?“ Lorenz sah mich entrüstet an.

Ich lachte ihn an. „Ja, das hätten sie nicht gedacht, dass ich das weiß, was? Das ganze Haus ahnt, dass hier irgendwas nicht stimmt, ich werde die Wahrheit ans Tageslicht bringen!“ sagte ich und es war mir mittlerweile egal, ob ich das hier überleben würde oder nicht. Ich beschloss, ab jetzt nur noch zu versuchen, meinen Tod so weit wie möglich hinauszuzögern.

Lorenz reagierte nicht auf diese Anschuldigung, was mir eine beklemmende Gewissheit verschaffte. Hatte ich in dem Moment, wo ich es gesagt hatte, noch die halbe Wahrheit gekannt, so hatte mir sein Schweigen danach gezeigt, wie brutal die Wahrheit wirklich war.

Ich versuchte, gefasst zu wirken, doch es erschien mir unmöglich, wenn ich an das dachte, was ich in den letzten Momenten erfahren hatte.

„Es tut mir Leid, aber ich muss dich jetzt töten!“ sagte Lorenz.

„Wie bitte?“ fragte ich perplex, als er auf mich zukam. „Haben sie Herrn Ewers und Aaron auch an ihre Frau verfüttert?“

„Die wussten leider zu viel. Und du weißt jetzt leider auch zu viel. Ich werde dir meine Frau vorstellen, sie ist immer hungrig!“ sagte er und packte mich.

„Das erste Treffen war schon mehr als genug!“ sagte ich voller Panik, als er mich zum Eingang des Labors zerrte.

Die Tür war einen Spalt weit offen und ich hörte bereits das gruselige Jaulen der untoten Frau.

Schlagartig wurde mir klar, was ich und vermutlich all meine Vormieter in den letzten sechs Jahren gehört hatten. Es waren Fütterungen gewesen. Die untote Frau hatte etwas zu fressen bekommen. Stricher, die ihr Mann am Bahnhof aufgegabelt hatte oder auch mal einen neugierigen Nachbarn... Sie ernährte sich von rohem Fleisch, vorzugsweise von einem frischen Menschen.

„Tut mir Leid, kleiner!“ sagte Lorenz und ging auf mich zu. „Es tut mir wirklich sehr Leid, ich wünschte, ich müsste das nicht tun!“

Obwohl ich mich bereits innerlich damit abgefunden hatte, in wenigen Momenten von einer lebendigen Leiche in Stücke gerissen und verspeist zu werden, nutzte ich die winzige Chance, die sich mir bot, als Lorenz sich von mir abwandte, um sich gegen die schwere Tür zu drücken, um diese zu öffnen.

Als er sich umdrehte, schlug ich ihm die schwere Gipsbüste, die auf dem Schreibtisch gestanden hatte, auf den Kopf, dass die Knochen unter dem schweren Hieb laut krachten.

Leblos fiel der Doktor zu Boden und ich ließ augenblicklich die Büste fallen.

War er tot? Sollte ich ihn untersuchen? War es Notwehr gewesen? Sollte ich die Leiche entsorgen, indem ich sie zu der Untoten schaffte? Nein, keine zehn Pferde würden mich je wieder in diesen muffigen, stinkigen Raum kriegen! Ich ließ alles stehen und liegen und rannte aus der Wohnung.

Panisch und voller Schrecken ließ ich die schwere Tür halb offen, hinter der das abscheuliche Monster war, auch die geheime Tür zum Labor ließ ich offen stehen, ich wollte nur noch weg!

Ich stürzte aus der Wohnung und fühlte ein unglaubliches Gefühl der Erleichterung. Ich lebte noch!

Ich rannte in meine Wohnung und schnappte mir hastig meine beiden Koffer. Alles war bereits gepackt. Genau wie meine Vormieter beließ ich die Möbel in der Wohnung. Ich wollte nur noch weg, scheiß was auf die Möbel, waren sowieso nicht meine eigenen gewesen. Die Spielekonsole würde ich später abholen, wenn überhaupt.

Ich stürmte aus der Wohnung und rannte über den Flur, wo mir gleich Edda völlig aufgeschreckt entgegenkam.

„Was ist denn hier passiert?“ Edda deutete auf die offenen Wohnungstür von Doktor Lorenz. Die unmenschlichen Schreie den Untoten waren deutlich zu hören.

„Ich hau ab hier!“ sagte ich und schob mich an Edda vorbei.

„Was ist hier los?“ fragte sie.

„Das ist viel zu krass, ich glaub es selber nicht... Geh nicht in die Wohnung, hast du verstanden? Pack deine Sachen, verlass auf der Stelle das Haus und komm nie wieder! Mach es so wie ich und verschwinde so weit weg wie du nur kannst! Ich mag dich und deswegen gebe ich dir diesen Rat!“ Ich sah sie kurz an, lächelte und ging weiter.

Edda stand verwirrt auf dem Flur und sah mir nach.

Wilhelm kam aus seiner Wohnung. „Du warst bei Doktor Lorenz, ich habe dich gesehen!“

„Nicht jetzt!“ sagte ich und wollte zur Treppe.

„Der Satan ist unter uns, ich kann es spüren! Jesus Christus, unser Erlöser wird kommen und uns alle retten vor dem Bösen!“ rief er mir hinterher.

Ich hatte keine Lust, auf Jesus zu warten und zog es vor, selbst zu verschwinden. „Halten sie sich von seiner Wohnung fern!“ rief ich, kurz bevor ich die Etage verließ.

Sogar als ich draußen auf der Straße angekommen war, ließ mich der Drang nicht los, von diesem Ort zu verschwinden.

Ich ging sofort zur nächsten Polizeistation und erzählte alles, was ich erlebt hatte. Doch anstatt eines herzhaften, schnellen Vorgehens erntete ich nur irritierte Blicke. Sie glaubten mir nicht. Der Anblick, wie ich mit zwei gepackten Koffern und panischem

Gesichtsausdruck in das Revier gestürmt war, hatte wohl schon seltsam genug gewirkt.

Ich saß völlig deprimiert vor dem Polizisten an seinem Schreibtisch und wollte gerade wieder gehen, da kam ein Anruf auf seinen Apparat und der Bulle sah mich argwöhnisch über seine antike Schreibmaschine hinweg an.

„Es gibt ein Feuer!“ sagte er trocken. „Höchstwahrscheinlich Brandstiftung. Sieht ziemlich übel aus!“

Ich sah ihn an. *Wie schön, sie müssen weg und haben keine Zeit mehr für mich.* „Ja, dann müssen sie wohl los...“

„Wo haben sie gesagt, bewahrt dieser Doktor Lorenz seine untote Frau auf?“ fragte er mich.

„Ich hab es schon verstanden! Sie halten mich vermutlich für völlig durchgeknallt! Ist schon in Ordnung, ich werde mich an jemand anderen wenden...“ sagte ich, doch der Bulle brüllte mich an und schnitt mir das Wort ab.

„Wo, verdammt?“

„Heintzestraße 24“ erwiderte ich erschrocken.

Der Bulle sprang auf und sah mich finster an. „Mitkommen!“

„Was ist denn passiert?“

„Das Haus steht in Flammen! Es brennt lichterloh!“ sagte er.

„Was?“ rief ich entsetzt. „Das muss ein Irrtum sein!“

„Ich hoffe, sie haben nichts damit zu tun!“ sagte der Polizist finster und warf sich seine Jacke über, während sich vier andere Beamte bereit machten.. „Na los, wir haben nicht ewig Zeit!“ rief er mir zu. Völlig verwirrt stieg ich in den Polizeiwagen ein und die Polizisten nahmen mich mit zum Tatort.

Es stimmte tatsächlich! Das Haus, das ich vor knapp zwei Stunden voller Panik verlassen hatte, brannte. Feuer und dicke, dunkle Rauchwolken quollen aus den Fenstern der zweiten Etage, aus der Wohnung von Doktor Lorenz!

Zahllose Anwohner standen um das brennende Haus herum und gafften. Es kam nicht oft vor, dass ein Mehrfamilienhaus am helllichten Tag ausbrannte.

Zwei große Feuerwehrgewerke standen vor dem Haus und löschten bereits.

Ich konnte es einfach nicht fassen.

Ich sah, wie die Familien aus dem dritten Stock über eine Drehleiter befreit wurden. Auch Herr Kamps und die Mieter aus dem ersten

Stock waren in Sicherheit. Sie standen fassungslos, in Decken eingehüllt, vor dem Haus. Rettungswagen und Sanitäter erschienen am Unglücksort.

Bevor mich der Polizist, der mich mitgenommen hatte, davon abhalten konnte, brach ich durch die Absperrungen und rannte in das brennende Haus. Ich musste sehen, ob der Doktor in Ordnung war, schließlich hatte ich ihn bewusstlos geschlagen. Zumindest hoffte ich, dass er bewusstlos war. Ich konnte es nicht drauf ankommen lassen! Mein schlechtes Gewissen trieb mich mitten in das brennende Haus, in dem der schwarze Rauch schon dicht stand. Ich hob mir meinen Kragen vor Mund und Nase und rannte in das Inferno aus Rauch und Feuer. Ich weiß nicht mehr wie, aber ich schaffte es tatsächlich bis in den zweiten Stock. Leider musste ich feststellen, dass das Feuer hier am heftigsten tobte, genauer gesagt kam es direkt aus der Wohnung von Doktor Lorenz. Ich wollte in die Wohnung gehen, doch es war fast nicht möglich. Mit letzter Kraft schleppte ich mich in die Wohnung und rannte in das Labor, um zu sehen, was mit dem Doktor war. Die Luft war dick und brennend heiß, sodass ich kaum atmen konnte. Der Rauch brannte in den Augen und ich fühlte mich wie in einem riesigen Backofen. Das Labor konnte ich nicht betreten, weil es bereits vollkommen in Flammen stand, aber ich schaffte es, einen Blick quer durch den Raum in das offene Hinterzimmer zu werfen, dessen schwere Tür offen stand und das von dem Feuer im Labor erleuchtet war. Für eine Sekunde erstarrte ich, als ich ganz genau die Umriss des Bettes erkannte, jedoch die dort angekettete Frau nicht sehen konnte. Sie war frei...

Der Doktor lag nicht mehr am Boden, also verließ ich das Labor. Ich entdeckte eine blutige Schleifspur auf dem Boden, an dessen Ende ein stark verstümmelter und halb verbrannter Leichnam lag, den ich als Doktor Lorenz zu identifizieren glaubte. In dem verbrannten und halb verkohlten Fleisch in Genick der Leiche erkannte ich brutale Bisswunden.

Ich hustete und es fühlte sich an, als würde ich Teile meines Lungengewebes aushusten, so sehr brannte die heiße Luft.

Auf meinem Wag nach draußen sah ich eine weitere Leiche, die ziemlich übel zugerichtet worden war. An der Kleidung erkannte ich, dass es Wilhelm gewesen sein musste.

Hatte diese Bestie ihn gerissen? Wieso war Wilhelm in der Wohnung von Lorenz gewesen und wieso lag er in Richtung der Tür? Er war offenbar aus dem hinteren Teil der Wohnung geflohen. Ich sah neben der Leiche von Wilhelm einen leeren Stahlkanister liegen. Ein grauenvoller Verdacht kam in mir hoch. Ich war nicht mehr in der Lage, mich zu bewegen. Ich fiel auf die Knie und schrie aus Leibeskräften meine Verzweiflung heraus. Der Boden unter meinen Knien schien zu kochen und mein heiserer Schrei sich in dem Rauschen und Knistern des Feuers zu verlieren.

Während ich so da hockte und realisierte, dass ich doch in diesem Haus sterben würde, packte mich eine kräftige Hand an der Schulter und wirbelte mich herum.

Es war ein Feuerwehrmann mit einer Gasmaske und einem großen Schutzhelm. Er packte mich und schaffte mich aus dem brennenden Haus.

Der Feuerwehrmann schaffte mich nach unten und brachte mich zu einem Krankenwagen, wo bereits ein paar sehr wütende Polizisten auf mich warteten.

Bevor ich jedoch dort ankam, fiel mir Edda um den Hals, die ihren Pudel auf dem Arm hielt, dessen Fell etwas angekokelt war.

„Was ist passiert?“ fragte ich sie.

„Der Teufel!“ schrie sie hysterisch. „Der Teufel war da, im Zimmer von Doktor Lorenz!“

„Wie ist es zu dem Feuer gekommen?“ fragte ich.

„Wilhelm wollte den Dämonen ausräuchern. Dann ist Lorenz zu sich gekommen und es kam zum Kampf zwischen ihm und Wilhelm.

Dabei ist der Dämon irgendwie entkommen!“ Edda schluchzte. „Ich habe es ganz deutlich gesehen! Es war kein Mensch! Es war ein Dämon!“

„Was ist dann passiert?“

„Es hat erst Doktor Lorenz und dann Wilhelm getötet, kurz bevor es mich schnappen konnte, kam das Feuer zwischen uns.“

Einige Sanitäter kamen, um Edda zu stützen.

„Wo ist das Wesen jetzt?“ fragte ich Edda, die abtransportiert wurde, doch sie schien es nicht zu wissen.

Na ja. Und dann kamen auch schon ihre Männer und nahmen mich fest.

Das ist genau das, was alles passiert ist. Sie müssen sich beeilen, diese untote Frau und all diese gefährlichen Viren, das ist alles noch in dem Haus!

Was? Mein geistiger Zustand? Ja, an dem zweifle ich auch und schon eine ganze Weile...

***ENDE***

# YOGITZE

Hagen

Hagen-Süd

Fundort



26. Oktober 1984

## **Vorwort zu „YOG'TZE“**

Was klingt wie ein bizarrer Film, ist hier tatsächlich geschehen. Hier habe ich ein tatsächlich geschehenes Ereignis genommen, das für niemanden erklärlich war und habe mir eine übernatürliche Erklärung dazu ausgedacht. Am Ende der Geschichte, quasi im Nachwort, ist der wahre Ablauf noch einmal aufgelistet. Ich habe alle erdenklichen Fakten in die Geschichte einfließen lassen und hoffe, sie funktioniert. Inspiriert wurde ich dazu durch den Film „From Hell“, in dem die wahre Geschichte des Mörders Jack the Ripper mit den unbestätigten Fakten und vielen Theorien zu einer fiktiven Geschichte zusammengewürfelt wurde. Eine ordentliche Prise Lovecraft und Cthulhu Mythos sind auch noch mit dabei. Ich habe mich bei den Dialogen und Handlungen an einem Videomitschnitt der Sendung „Aktenzeichen XY“ orientiert. Es gibt in diesem Fall, den ich eins zu eins zu dokumentieren versucht habe, große Lücken, die ich mit fiktiver Handlung gefüllt habe.

## **„YOG'TZE“**

von M. Nuncio Alexander

Es ist der 26. Oktober 1984 und ich erzähle Ihnen die Geschichte meines Lebens im Angesicht des nahenden Todes.

Mein Name ist Günther Stoll und unheimliche, mysteriöse, sogar verstörende Ereignisse haben sich durch mein ganzes Leben gezogen, angefangen bei meiner Geburt im Jahre 1950.

In der Nacht, in der mich meine Mutter zu Hause in Haigerseelbach unter der Aufsicht einer Hebamme und ohne Komplikationen zur Welt brachte, starben drei schwangere Frauen, die ebenfalls kurz vor der Entbindung standen. Eine starb bei einem Hausbrand, eine weitere bei einer Kollision, als sie und ihr Mann auf dem Weg ins Krankenhaus waren und die dritte wurde von einem Auto überfahren. Somit war ich das einzige Kind im Umkreis von vierzig Kilometern, das es geschafft hatte, in dieser Nacht zur Welt zu kommen.

Diese Tatsache erfuhr ich zwar erst mit vierzehn Jahren, aber auch schon vorher geschahen seltsame Dinge.

Als ich fünf Jahre alt war, ging ich durch die Straßen meiner Heimatstadt Haigerseelbach, einer idyllischen Kleinstadt im Siegerland. Ich ging an einem Verkehrsschild vorbei, das sich an einer Hauswand stand und sah flüchtig auf das rote Schild, dessen Bedeutung mir in diesen jungen Jahren noch unbekannt war. Ein Schrecken durchfuhr mich, als ich sah, dass sich um den Stiel des Schildes ein gräulich schimmernder, schmieriger und schuppiger Körper wand. Das Wesen erinnerte an eine Schlange, doch der Kopf des Wesens, der auf dem Verkehrsschild thronte, sah aus wie der eines Drachens. Das Wesen hatte feuerrote Augen und glänzende Haut. Es hockte seelenruhig auf diesem Schild und hatte meinen Blick schon längst erwidert.

Ich war wie gebannt und wagte es nicht, noch einen weiteren Schritt zu gehen. Die glühenden Augen des Monsters, das ich vollkommen real vor mir auf diesem Schild sitzen sah, hatten mich hypnotisiert. Ich sah, wie einige Passanten vollkommen ahnungslos an dem Schild vorbei gingen und das Monster offenbar nicht sahen. Als ich diesen Gedanken in meinem Kopf hatte, sah mich das Wesen an und schien zu lächeln, so als wüsste es, dass niemand außer mir es sehen konnte.

Das laute Hupen eines Autos weckte mich aus meiner Trance. Ich war mitten auf der Straße stehen geblieben und hatte das Schild angestarrt. Ich ging zu dem Schild und stellte mich auf dem Bürgersteig davor, um das Wesen genauer anzusehen, doch es war nicht mehr zu sehen. Nicht einmal den Schleim, den es abgesondert hatte, konnte ich dort erkennen.

Ich sah oft solche oder ähnliche Wesen in meiner Kindheit, mit einigen sprach ich auch, doch sie antworteten nie, sie starrten mich immer nur tatenlos an, deswegen hatte ich auch kaum noch Angst vor ihnen, auch wenn einige von ihnen schrecklich aussahen mit ihren haarlosen, aufgedunsenen und sich windenden Körpern und der blassen, glänzenden Haut.

Meine Eltern hielten dies für normal, sie nannten es einen imaginären Freund und schoben es auf meine kindliche Phantasie zurück, dass ich mit Monstern und Fabelwesen sprach.

Durch diese Ereignisse dachte auch ich, dass dies völlig normal wäre und jeder Monster sehen konnte.

Es war bitter, in die Realität geholt zu werden, denn als ich in den Kindergarten kam, merkte ich schnell, dass ich anders war. Keines

der Kinder konnte die Sachen sehen, die ich sah und ich war für die damalige Zeit erstaunlich schlau, diese Sichtungen ab einem gewissen Zeitpunkt für mich zu behalten. Ich wusste, dass sie es mir nicht glauben würden, genau wie meine Eltern.

Die Kindergartenzeit verlief einigermaßen gut, doch es gab einen nennenswerten Zwischenfall. Ich ahnte ja nicht, dass dies nur der erste in einer ganzen Reihe von merkwürdigen Zwischenfällen darstellte. Ich war, wie gesagt, fünf Jahre alt, als mich ein Mann im Kindergarten angriff.

Die Kinder aus meiner Gruppe waren gerade draußen, spielen, als ein verwirrt aussehender Mann auf den Hof gestürmt kam, der eine Axt in den Händen hielt.

Panisches Geschrei ertönte, als der Mann durch die Horden der Kinder rannte. Ich erkannte für den Bruchteil einer Sekunde jedes Detail seiner lumpigen, abgenutzten und dreckigen Kleidung und seines verwirrten und ungepflegten Aussehens, als er direkt auf mich zu stürmte und mit der Axt nach mir schlagen wollte.

Ich erinnere mich, dass eine Kindergärtnerin sich auf den Mann stürzte und drei weitere den Mann bändigen konnten, der mich die ganze Zeit anstarrte und panisch zappelte. Ich erinnere mich nicht mehr an alles, aber noch an seine Worte: „Seht ihr es denn nicht?

Der Kleine muss sterben! Jemand muss ihn töten!“

Die Polizei kam und verhaftete den Mann.

Sein Name war Holger Speck und er sagte aus, das Motiv seiner Handlungen war die Tatsache, dass das Opfer, also ich, das Ende der Welt einleiten würde. Er wollte mich töten, um die gesamte Menschheit zu retten und sprach von einem Auftrag Gottes, den er erhalten hatte. Das Gericht verurteilte ihn 1953 zu lebenslanger Sicherheitsunterbringung in einer psychiatrischen Anstalt in Hagen.

In meiner Kindheit sprach ich oft mit Frau Hellfritz, einer älteren Dame, die in der Nähe meines Elternhauses wohnte. Sie war im ganzen Dorf dafür bekannt, äußerst religiös und fromm zu sein. An einem sonnigen Nachmittag saß ich wieder bei ihr, aß Plätzchen und trank Kakao, als sie mir von den Mächten des Bösen erzählte. Ich lauschte gebannt, als sie von Gott und dem Satan erzählte, von der Offenbarung und dem Tag des jüngsten Gerichts, von dem Fegefeuer und den tiefsten Abgründen der Hölle.

Meine Mutter sah es nicht so gerne, wenn die Alte mir so viel von Religion erzählte. Auch wenn selbst ich gläubig war und so erzogen wurde, so war die Gläubigkeit von Frau Hellfritz doch eine andere. Im Dorf sagten die Leute im Spaß, dass Frau Hellfritz einen direkten Draht zu Gott hätte.

Diese Monster, die ich sah, verschwanden nach und nach und mit zunehmenden Alter wurde mir klar, dass es sich offenbar tatsächlich um eine sehr lebhaft Phantasie gehandelt hatte.

Im Jahre 1960, als ich zehn Jahre alt war, kam es zum nächsten Zwischenfall.

Ich war gerade auf dem Weg nach Hause von der Schule, als mich ein Mann angriff. Er sprang aus einem Gebüsch und wollte mich packen.

Schreiend rannte ich davon und rannte an einer Reihe geparkter Autos vorbei. Ich sah mich um, niemand war zu sehen. In dieser Stadt wohnten ohnehin schon wenig Menschen, doch zu diesem Zeitpunkt war wirklich niemand zu sehen. Der Angreifer hatte den Angriff offenbar sorgfältig geplant und ihn der Situation angepasst. Ich sah, wie die Tür eines weißen Transporters aufschnellte und ein Mann mit einem riesigen Messer heraussprang. Ich wollte schreien und weiter laufen, doch der Mann stieß meinem Verfolger das riesige, geschwungene Messer in den Bauch, sodass dieser schlaff nach vorne fiel. Der Mann warf das Messer samt der Leiche, die es durchstoßen hatte, in den Laderaum seines Transporters und sah sich unsicher in der Gegend um. Dann kam er auf mich zu.

Ich hatte Tränen in den Augen und vor Angst meine Hose vollgepisst.

„Keine Angst, Kleiner! Alles ist in Ordnung! Mach dir keine Sorgen!“ sagte eine raue Männerstimme und streichelte mir liebevoll durchs Haar. „Du darfst niemandem erzählen, was du gerade gesehen hast, niemandem!“ Seine Stimme klang freundlich und warm, aber gleichzeitig auch hart und bedrohlich.

Ich nickte nur stumm.

„Dann pass auf dich auf!“ sagte der Mann, stieg in den weißen Transporter ein und fuhr damit davon.

Meine Schulzeit war nicht gerade schön, mal abgesehen von diesem traumatischen Erlebnis, das ich tatsächlich niemandem verraten

hatte. Ich schloss das Geheimnis tief in mir ein und das Ergebnis war eine tiefverwurzelte und permanent vorhandene Angst, dass mich jemand töten würde.

Ich war ein Einzelgänger, ein Außenseiter und meine Klassenkameraden ärgerten mich pausenlos. Sie demütigten, verprügelten oder verarschten mich, wann immer sich ihnen die Gelegenheit dazu bot.

Als ich fünfzehn war, eskalierte die Sache auf einer Klassenfahrt nach Föhr.

Die dominanten Schüler, die Alphamännchen, hatten einen fiesen Plan ausgeheckt, um mich zu demütigen. Sie hatten ein Mädchen, von dem sie wussten, dass ich in sie verliebt war, überredet, mir mit Absicht das Herz zu brechen. Nachdem sie ebendies getan hatte und alle mich ausgelacht hatten, fesselte man mich und sperrte mich in den Geräteschuppen am Strand.

Drei Typen traten mich zusammen, warfen mich lachend in den kleinen Schrank am hinteren Ende des Strandes und schlossen die Tür ab. Die Typen und ein paar der Mädels gingen in das naheliegende Strandhaus und feierten eine Party.

Ich lag ungefähr zwei Stunden weinend und gefesselt am Boden des schäbigen Schuppens, als ich plötzlich panische Schreie hörte, die offenbar aus dem Strandhaus kamen.

Als man mich einige Stunden später befreite, erfuhr ich, dass das Strandhaus abgerannt war und bei dem Feuer alle vier Jungs gestorben waren, die mich in dem Schuppen eingesperrt hatten. Dieses traumatische Erlebnis verstörte mich noch mehr und meine Eltern, die nicht der Ansicht waren, dass es ein mysteriöses Ereignis, sondern eine schreckliche Tragödie war, schickten mich zu einem Psychiater.

Es war sehr schade, dass ich bei meinen Eltern nicht die Wärme, die Liebe und vor allem, das Verständnis bekam, wonach ich mich gesehnt hatte.

In den folgenden Monaten ging ich regelmäßig zu einem Therapeuten namens Doktor Wiegand, der mit mir über meine Ängste sprach und mir half, die Erlebnisse zu verarbeiten. Er half mir, die Schuld für den Feuertod der Rowdies nicht bei mir zu suchen, sondern es als tragischen Unfall hinzunehmen.

Ich hatte das Gefühl, dass ich seit meiner Geburt unter dem Einfluss eine dunklen Macht stand, was mir erklärte, dass schon mehrere

völlig fremde Menschen versucht hatten, mich zu töten. Ich war nun kein kleines Kind mehr, sondern in einem Alter, in dem ich neugierig war und nach Antworten suchte.

Doktor Wiegand diagnostizierte eine wahnhaft-paranoide Störung, die ich mit vielen Medikamenten in den Griff kriegen konnte.

Mit zwanzig brach ich die Sitzungen bei Doktor Wiegand ab, weil alle erdenklichen Medikamente die Ängste zwar lindern, aber niemals abschalten konnten. Ich spürte, dass die Angst nicht in meinem Kopf war, sondern von einem fremden Ort auf mich projiziert wurde. Die langen Therapiegespräche waren angenehm, aber völlig sinnlos. Ich war nicht krank, auch wenn ich das selbst versucht hatte, zu glauben. Doktor Wiegand war stets einfühlsam und freundlich gewesen, doch hatte er den Kern meiner Wunden nicht finden können. Etwas spirituelles in mir war nicht in Ordnung, doch ich war nicht spirituell genug, um das vollends zu glauben. Ich fühlte mich stark genug, um endlich auf die Uni zu gehen und zu studieren.

1972 begann ich mein Studium. Ich studierte Lebensmitteltechnologie an der Uni Bonn.

Das Studium der Lebensmitteltechnologie ist sehr interdisziplinär aufgebaut und bedient sich verschiedener klassischer Naturwissenschaften, der Ingenieurwissenschaften, der Wirtschaftswissenschaften und verschiedener spezifischer Fachwissenschaften zur Spezialisierung und Vertiefung. Ich musste mich durch eine Vielzahl haarsträubender Fächer wie Chemie, Physik, Biologie, Ingenieurwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, Getränketechnologie, Getreidetechnologie, Frucht- und Gemüsetechnologie bzw. Technologie der Lebensmittel pflanzlicher Herkunft, Technologie der Lebensmittel tierischer Herkunft, Lebensmittelverfahrenstechnik, Lebensmittelbiotechnologie und – Mikrobiologie, Lebensmittelanalytik und Qualitätsmanagement kämpfen, um den Titel eines Diplom-Ingenieurs zu erlangen.

Während des Studiums war ich oft in einem nahegelegenen Park, um, alleine mit meiner panischen Angst, mein Pausenbrot zu verdrücken. Gelegentlich sprachen mich verlottert aussehende Menschen an, die durch den Park schlenderten. Oft baten sie mich

um Kleingeld, aber einmal kam ein alter Typ mit einem weißen Rauschbart so dicht an mich ran, dass ich seinen strengen Körpergeruch aus Schweiß, Alkohol und Pisse riechen konnte. Er sah mir schockiert in die Augen und stammelte etwas durch seine faulen, halb verfallenen Zahnruinen. „Du musst dich vorsehen! Sie sind hinter dir her!“

Ich sah den alten Mann fragend an und drehte mich um, doch da war niemand. „Was meinen sie?“

Der Alte sah mich flehend an. „Du musst dich in Sicherheit bringen! Sie werden dich umbringen! Sie sind hinter dir her! Pass auf!“ Der alte Mann ging schnell weiter.

„Warten sie!“ rief ich ihm hinterher, doch er reagierte nicht darauf.

Ich teilte mir die Studentenbude in Bonn mit einem anderen Studenten namens Martin Haupt. Er studierte Psychologie und war ein ewig verplanter und dauerbreiter Kiffer. Trotz seiner lockeren Lebenseinstellung verstanden wir uns recht gut und organisierten unser Zusammenleben in der WG sehr anständig.

Martin hatte schon früh gemerkt, dass mit mir etwas nicht stimmte und so brachte er mich dazu, ihm die meisten meiner unheimlichen Erlebnisse zu erzählen. Ich sprach mit ihm über meine Ängste und ich fühlte mich bei ihm fast so gut verstanden wie bei Doktor Wiegand.

Eines Abends gab er mir einen LSD Trip. Die Wirkung der Drogen sollte mir einen Einblick in meine Psyche verschaffen, die Ursachen meiner Ängste finden und herausfiltern, damit ich sie gezielt bekämpfen konnte. Ich war erst sehr skeptisch, doch Martin erzählte mir, dass viele Psychologen in den USA experimentell LSD an psychisch Kranke gegeben haben, um sie zu behandeln. Widerwillig gab ich nach und begab mich auf einen Trip.

Die Reise war äußerst seltsam und befremdlich gewesen. Ich hatte Halluzinationen und seltsame Farben vor den Augen. Alles war seltsam, bis ich begann, mich auf die Reise in das Innerste meines Bewusstseins zu begeben.

Schlagartig wurde die Heiterkeit zu panischer Angst, als ich *es* sah. Ein Wesen, so groß wie ein Gebirge. Es lag am Meeresgrund und schlief seit Millionen von Jahren. Würde es erwachen, würde es mit seinen gewaltigen Tentakeln auf die Erde stürzen und jegliches Leben auf diesem Planeten vernichten.

Nach diesem schrecklichen Trip erzählte ich Martin, was ich gesehen hatte, doch wir waren nicht in der Lage, Klarheit in diese merkwürdige Geschichte zu bringen.

Ich wusste nur, dass Drogen nicht der richtige Weg waren, um zu den Antworten meiner Fragen zu gelangen.

1979 begann ich in einem großen Lebensmittelbetrieb in Hagen mit meiner Tätigkeit als Lebensmitteltechniker. Ich war im mittleren Management im Bereich der Produktionsentwicklung als Abteilungsleiter tätig.

Die Arbeit war ertragreich und ich kaufte mir ein eigenes Auto. Kurz Zeit später lernte ich in einem Lokal meine spätere Frau Doris kennen. Unsere Beziehung verlief wie im Bilderbuch und endlich hatte ich jemanden gefunden, der mich zu verstehen schien.

Als ich eines Tages zu meinem Wagen gehen wollte, rempelte mich ein alter Mann von der Seite an.

„Du musst sterben, um die Welt zu retten!“ sagte der Mann und ging sofort wieder.

Ich dachte kurz über die Worte nach und ging sofort hinter dem Mann her. Ich wollte endlich wissen, was los war.

„Was wollen sie von mir?“ fragte ich den Mann und folgte ihm, anstatt mich damit zufrieden zu geben, dass er offenbar geistig etwas verwirrt war.

Der Mann antwortete nicht und ging immer schneller, er rannte fast, als würde er vor mir flüchten.

„Warten sie!“ rief ich energisch und legte einen Zahn zu. „Was ist los?“

„Sie sind hinter ihnen her! Sehen sie es denn nicht?“ rief der Mann und rannte über die Straße.

Es gab einen lauten Knall, als der Bus den Mann bei voller Fahrt erfasste und sofort tötete.

Ich erinnere mich an den Anblick seiner zerschmetterten Leiche, die mich mit offenen, toten Augen ansah, als die Beamten sie einpackten.

Die Polizei war gekommen und hatte mich ausführlich verhört.

Mehrere Zeugen hatten ausgesagt und der Fall wurde als *Unfalltod einer verwirrten Person* zu den Akten gelegt.

Mir ließ diese Sache keine Ruhe und so beschloss ich, in die Klinik nach Hagen zu fahren, wo Holger Speck einsaß, der damals versucht

hatte, mich zu töten. Ich musste mit ihm reden und wenn ein Gitter zwischen ihm und mir war, war er nicht in der Lage, mir an den Hals zu springen. Ich war bereit, das Risiko einzugehen, um endlich ein paar Antworten zu bekommen.

Um so enttäuschender war die nüchterne Antwort an der Rezeption, dass Herr Speck zwei Wochen nach seiner Einlieferung tot in seiner Zelle gefunden worden war. Er hatte sich erhängt.

Ich suchte erneut Doktor Wiegand auf und nahm an ein paar Behandlungen teil, die jedoch keine neuen Erkenntnisse brachten.

Ein Jahr später heirateten Doris und ich und wir zogen in eine gemeinsame Wohnung nach Anzhausen.

Die Liebe meiner Frau half mir in so manchem schweren Moment, die depressiven Gefühle und den Verfolgungswahn für einen Moment abzuschütteln. Obwohl ich Doris nie erzählte, was genau der Grund für meine Ängste war, hatte sie immer Verständnis. Ich liebte sie so sehr, dass ich sie mit den beunruhigenden Erlebnissen meines bisherigen Lebens verschonte.

Dennoch litt ich in den folgenden Jahren unter ständiger Angst und Depressionen, was mich letztendlich 1980 den Arbeitsplatz kostete.

1984 waren ich bereits vier Jahre ohne Stellung und wir lebten nur noch so gut, weil Doris als Krankenschwester noch etwas Geld ins Haus brachte und ich damals eine Menge auf die hohe Kante gelegt hatte.

Es war mitten im Januar, als Martin anrief und mich einlud, ihn in Holland zu besuchen. Er wohnte jetzt in Utrecht und arbeitete dort als esoterischer Naturheiler. Als Grund für die lange Reise gab er an, dass er Informationen für mich hätte, Informationen, die mir vielleicht bei meiner Suche helfen könnten.

Wie gebannt verabschiedete ich mich von Doris und fuhr sofort mit meinem kleinen Golf los.

Martin hatte das Psychologiestudium abgebrochen und kiffte den ganzen Tag. Er lebte in einer verlotterten Kommune und verdiente sein Geld als Alternativmediziner. Er und seine drei Mitbewohner waren eindeutig Freunde von Verschwörungstheorien und hatten jede Menge Halbwahrheiten zu allen erdenklichen Ereignissen akribisch zusammengetragen.

Martin und seine Freunde erzählten mir von einer okkulten Gruppe, die als *Die Kultisten* bekannt waren. Es war angeblich eine Geheimgesellschaft, die seit der grauen Urzeit dunkle Gottheiten anbetete und noch heute existiert. Angeblich hatten die Kultisten ihre Hände in allen wichtigen Ämtern von Recht, Staat und Politik. Ihr Ziel war es, ihren antiken Gott, den sie *Yog'Tze* nannten aus seinem Tiefschlaf auf dem Meeresboden zu erwecken, damit dieser die Apokalypse herbeiführen und die Welt zerstören würde. Er würde lediglich die Kultisten am Leben lassen, damit sie eine neue Zivilisation erbauen könnten, die *Yog'Tze* anbeten und ihm dienen könnte.

Am nächsten Abend sofften wir so viel Rotwein, dass wir alle kotzen mussten.

Am Tag darauf trugen wir so viel Informationen über die Kultisten zusammen, wie es uns möglich war, doch es gab fast keine Informationen zu dieser Sekte, obwohl sich die Beschreibung der apokalyptischen Gottheit genau mit den Visionen aus meinem Drogentraum deckte. Ich war mir nicht sicher, ob es die Realität war, die mir zu schaffen machte, oder die geistesranke Traumwelt, in die mein gesunder Verstand abzudriften drohte.

Martin gab mir den Rat, eine Wahrsagerin namens Madame Sophie in Dillenburg, ungefähr fünfundzwanzig Kilometer südöstlich von Anzhausen, aufzusuchen.

Er gab mir ihre Adresse und den eindringlichen Rat, sie aufzusuchen. „Du hast ein spirituelles Problem, du musst dir professionell helfen lassen!“

„Ich glaube nicht an Wahrsager. Das sind alles Schwindler!“ sagte ich abwertend.

„Da hast du Recht. Das sind wirklich alles Schwindler!“ sagte Martin. „Aber Madame Sophie nicht. Sie hat tatsächlich die Gabe. Ich weiß es! Vertrau mir! Geh zu ihr und frage sie, sie wird dir weiterhelfen können!“

Als ich zurück nach Hause fuhr, fragte ich mich wirklich ernsthaft, ob ich nicht wirklich wahnsinnig war. Noch viel wahnsinniger als Doktor Lorenz es bereits festgestellt hatte...

In den folgenden Wochen erklärte ich Doris lediglich, dass ich einen alten Studienkameraden in Holland besuchte und fuhr jedes Wochenende nach Utrecht zu Martin.

Wir recherchierten und wälzten staubige, alte Bücher in Archiven und Kirchen, in Museen und historischen Instituten, doch fanden kaum etwas neues heraus.

Lediglich die Information über einen steinernen Altar aus der Antike, den Kultisten eines unbekanntes Stammes vor knapp fünftausend Jahren nach einer ganz bestimmten, wiederkehrenden Planetenkonstellation ausgerichtet hatten. Dieser Altar stand in einem Museum in Amsterdam und Martin plante, das Museum bei unserem nächsten Treffen zu besuchen.

Drei Tage später rief Martin mich völlig aufgewühlt an. Er war den Tränen nahe und wimmerte. Da Martin so vernarrt in diese Geschichte war, hatte er es nicht mehr ausgehalten und war nach Amsterdam gefahren. In dem Museum hatte er den Altar vergeblich gesucht und auf seine Nachfragen hatte das Personal ihm gesagt, der Altar wäre an einen anderen Ort geschafft worden. Martin berichtete mir, dass die Angestellten etwas nervös und zunehmend aggressiv auf seine Nachfrage zum Standort des Altars reagierten. Zu spät habe er bemerkt, das er in Gefahr gewesen war. Er warnte mich vor denen, die auch hinter ihm her seien. Er und ich, wir hatten uns in eine Angelegenheit eingemischt, die kosmischen Ausmaßes und viel zu groß für uns wäre.

Ich konnte nicht mehr aus ihm rauskriegen und so rannte ich sofort zu meinem Wagen und fuhr augenblicklich nach Utrecht.

Ich kam in Utrecht an und ging gleich zur Wohnung von Martin. Die Tür stand offen und ich ging hinein. Im Flur standen Polizisten, die einen Tatort sicherten.

Ein Polizist, der glücklicherweise Deutsch sprach, fragte mich aus und ich erzählte ihm von Martins verzweifeltem Anruf.

Als er merkte, dass ich sauber war, bereitete er mich auf einen unschönen Anblick vor und brachte mich zu Martins Zimmer, wo dieser tot am Boden lag. Jemand hatte ihm die Kehle durchgeschnitten, von einem Ohr zum anderen und das Blut war bis an die Wände gespritzt.

Schockiert sah ich ihn in seinem Blut liegen, während unzählige Polizisten den Tatort sicherten.

Der leitende Beamte nahm meine Aussage auf und erklärte mir den möglichen Tathergang. Martin war hochgradig in Drogengeschäfte verwickelt gewesen und dieser Mord war die Handschrift von

organisierten Verbrechern und glich einer Bandenhinrichtung. Er hatte sich offenbar mit den falschen Leuten eingelassen, doch ich konnte diese Theorie nicht ganz glauben, so stimmig sie auch sein mochte.

Ich wurde eine Weile festgehalten, damit die Behörden meine Personalien überprüfen konnten. Der Kommissar gab die Daten weiter, telefonierte mit seinem Vorgesetzten und nach einer Weile kam er wie ausgewechselt wieder und entschuldigte sich für Unannehmlichkeiten.

Der Kommissar bat mich freundlich, zu gehen und als ich hinausging und ein letztes Mal auf Martins Leiche sah, entdeckte ich etwas an der Tapete. Jemand hatte mit Blut ein paar Buchstaben an die Tapete geschmiert, nur wenige Zentimeter hoch und knapp über dem Boden, sodass es den Anschein hatte, als hätte der sterbend am Boden liegende Martin diese Buchstaben mit letzter Kraft und seinem eigenen Blut an die Wand geschmiert.

„YOG“

Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Ich behielt diese Tatsache im Hinterkopf und fuhr nach Hause, um Doris von dem Tod meines Freundes zu erzählen. Ich erzählte ihr die Version, die mir der Kommissar erzählt hatte.

Es war Donnerstag Abend, der 25.10.1984

In den letzten Tagen fühlte ich mich extrem verfolgt. Ich spürte stets die Präsenz von jemandem oder etwas und ich spürte, dass es kam, um mich zu holen. Ich war mir sicher, dass sie noch in dieser Nacht kamen, um mich zu holen. Ein intuitives Gefühl in mir machte mich vollkommen sicher, dass meine Zeit abgelaufen wäre.

Ich saß mit meiner Frau am Tisch, wir hatten gerade zu Abend gegessen. Auf dem Tisch mit den leeren Tellern standen zwei Bierflaschen.

„Ich halt das nicht mehr aus, alle sind sie gegen mich!“ sagte ich.

„Ach was, red dir doch nichts ein!“ Doris war verständnisvoll, doch mittlerweile war mir klar, dass sie mich auch nicht verstand.

„Doch, doch! Ich hab einfach Angst, dass die mir was antun!“ sagte ich.

„Wer soll dir den was antun?“ fragte Doris und sah mich fragend an. Ich atmete laut. „Ich weiß nicht!“

„Komm, du bist einfach ein bisschen down, das geht vorbei!“ Doris legte ihre Hand auf meinen Unterarm.

Ich stand auf und ging rastlos im Zimmer auf und ab.

„Komm!“ Doris stand auf und nahm mich liebevoll in den Arm, sodass ich mich kurzfristig geborgen fühlte. Mir wurde erneut klar, dass sie kommen und mich holen würden. Sie hatten schon so viele andere geholt und würden vor Doris nicht Halt machen. Mir graute vor dem Gedanken, sie würden mich hier in unserer Wohnung töten. Ich hatte Doris lang und breit von meinen Ängsten berichtet und ihr auch von einigen meiner verstörenden Erlebnisse erzählt. Sie war es gewohnt, dass ich nervlich dünnbesaitet und zeitweise depressiv war und akzeptierte mich so, wie ich war, was ich sehr tolerant fand, im Gegensatz zu mir, denn ich hasste dieses Anderssein an mir seit ich denken konnte.

Es war elf Uhr abends, Doris hatte schon ihr Nachthemd an und lag lesend im Bett, als ich etwas apathisch in einem Sessel des gemeinsamen Schlafzimmers sitzend einen Stift und einen Zettel nahm.

„Jetzt geht mir ein Licht auf!“ sagte ich.

Ich schrieb „YOG“ auf, die letzten Zeichen, die Martin in seinem Leben geschrieben hatte. Dann komplettierte ich das Wort und schrieb „TZE“. „YOGTZE“. Yog'Tze, das Wesen aus der Legende der Kultisten...

Ich starrte auf den Zettel, auf dem ich geistesabwesend den Namen der apokalyptischen Gottheit geschrieben hatte. Die Gestalt, die in so vielen Kulturen unter zahllosen Namen bekannt war, die am Meeresgrund schlummerte und darauf wartete, erweckt zu werden. Mir wurde bewusst, dass die Anhänger dieser Gottheit, die Kultisten, etwas mit dem Mord an Martin zu tun hatten und dass sie es waren, die hinter mir her waren. Sie waren es, die mich mein ganzes Leben lang beobachtet und verfolgt hatten. Sie wollten mich töten, in dieser Nacht.

Ich setzte mich zu Doris ans Bett. Mir war klar, wenn die Kultisten mich töten würden, wollte ich ihnen nicht dazu noch meine geliebte Frau auf dem Silbertablett liefern. Ich musste von zu Hause weg.

„Du, ich muss noch mal weg! Ich kann hier nicht ruhig sitzen bleiben!“ sagte ich.

„Ich versteh das nicht, was ist denn bloß los mit dir?“ fragte Doris.

„Ich hab Angst. Unheimliche Angst, dass ich umgebracht werde.“  
sagte ich ehrlich.

„Wieso denn nur? Wer soll dich denn umbringen?“ fragte Doris.  
Ich beantwortete ihre Frage nicht, sagte auch nichts von meinen  
Theorien über die Kultisten. Je weniger sie wusste, desto weniger  
war sie in Gefahr.

„Ich fahr noch mal ein Bier trinken, ins *Papillon*, vielleicht wird's  
dann besser.“ sagte ich. Das *Papillon* in Wilnsdorf war seit einigen  
Jahren meine Stammkneipe, in der ich gerne mal das eine oder  
andere Bierchen trank. Dort war ich zwar auch nicht sicherer als zu  
Hause, aber Doris war nicht mehr in Gefahr.

„Na ja, wenn du meinst... Aber du kommst gleich wieder, ja?“

„Ja okay, bis gleich!“ log ich.

„Machst noch den Fernseher aus?“ waren die letzten Worte, die  
meine Frau zu mir sagte.

Wenige Minuten später kam ich ins *Papillon*, einer kleinen, soliden  
Kneipe und setzte mich gleich auf einen Barhocker vor den Tresen.  
Alfred, der Wirt putzte gerade ein Glas und grüßte mich mit einem  
Nicken. Die Kneipe war verhältnismäßig leer, nur am anderen Ende  
des Tresens saßen zwei Fremde, die sich unterhielten und Bier  
tranken.

„Auch n Bier?“ fragte der bärtige Alfred.

„Ja, bitte!“ sagte ich. Noch immer peitschten die Gedanken durch  
meinen Kopf. Was war bloß los? Was war es, das mich bedrohte und  
mich zu jagen schien. Ich fühlte, dass etwas näher kam und dann traf  
mich die Vision mit der Kraft eines Vorschlaghammers.

Ich saß dort und spielte mit einem Bierdeckel, während ich auf das  
Bier wartete, plötzlich packte es mich. Ich riss die Augen auf,  
bäumte mich auf und versuchte, nach Luft zu schnappen, doch eine  
unsichtbare Kraft schien mir den Brustkorb zusammenzudrücken.  
Ich stand von dem Hocker auf und sah zu Alfred rüber, der jedoch  
nichts zu merken schien, denn er lächelte mir nur zu. Erst wurde  
mein Blick unscharf und schummerig, ich hörte nur noch gedämpfte,  
dumpfe Geräusche und dann wurde mir schwarz vor Augen.

In der Dunkelheit sah ich die Welt. Sie war vollkommen zerstört und  
ausgebrannt. Fremdartige Wesen liefen auf ihrer Oberfläche herum  
und jagten die letzten überlebenden Menschen. Die Wesen sahen aus  
wie die größeren, hässlichen und bösen Brüder derer, die ich in

meiner Kindheit gesehen hatte. Finstere Wolken hingen über der Welt und verdunkelten die Sonne, während ein Wesen aus dem Meer stieg, das so groß war wie ein Gebirge und dessen Gesicht voller riesiger Tentakel war. Während es einen tiefen, grollenden Schrei ausstieß, flüsterte mir eine unbekannte Stimme zu, dass ich das verursacht hatte. Ich hatte dieses Wesen erweckt, ich war der Schlüssel gewesen, ich...

„Mann, was machen sie denn?“ Einer der beiden Männer, die am Tresen gesessen hatten, sammelte mich vom Boden auf. Offenbar war ich gestürzt.

„He, sie bluten ja im Gesicht!“ sagte der junge Kerl.

Ich war noch immer völlig verwirrt, berührte geistesabwesend meine linke Wange und sah auf meine blutigen Finger. Tatsächlich, ich hatte eine blutige Schramme im Gesicht.

„Was war 'n los? Ganz schön was geladen, häh?“ fragte mich der Mann besorgt.

„Nee, überhaupt nichts.“ sagte ich und wischte mir mit einem Taschentuch das Blut von den Fingern und aus dem Gesicht. „Ich will gerade mein erstes Bier trinken, da war ich plötzlich weg. Ein richtiger Aussetzer.“

Alfred holte eine Flasche Korn hervor und stellte ein kleines Glas auf den Tresen. „Hier, auf den Schreck! Und für den Kreislauf!“ Er kippte das Glas voll.

„Danke!“ sagte ich und leerte das kleine Glas in einem Zug.

„Ich glaub, ich hab hier noch n Pflaster, das sollten sie draufmachen!“ sagte Alfred.

Doch ich hörte ihn schon nicht mehr, denn ich ging schnurstracks aus der Kneipe und zu meinem Auto.

Ich fuhr mit meinen blauen Golf bis nach Siegen, wo ich versuchte, Doktor Wiegand zu kontaktieren.

Zuerst rief ich ihn an, dann klingelte ich an der Tür seines Wohnhauses, doch niemand machte auf. Offenbar war er gar nicht da.

Ich wurde immer rastloser und aufgeregter. Was hatten diese Wahnvorstellungen zu bedeuten? Offenbar war ich tatsächlich krank und brauchte professionelle Hilfe. Scheinbar hatte ich die Krankheit unterschätzt.

Ich stand verwirrt vor Wiegands Haus und dachte nach, was ich tun sollte. Es war mittlerweile fast Mitternacht und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Vermutlich war es das beste, nach Hause zu meiner Frau zu fahren und ihr alles zu erzählen. Offenbar bestand keine Gefahr und ich hatte mir all die Bedrohungen tatsächlich nur eingebildet. Die Krankheitseinsicht beruhigte mich und schlagartig wurde ich entspannter.

Diese Entspanntheit hatte ein abruptes Ende, als mich ein Mann angriff, der aus den Büschen gesprungen kam. Es war ein dicker, kräftiger Kerl, etwas älter als ich und er hatte eine Eisenstange, mit der er nach mir schlug.

Voller Schreck und Panik sprang ich zur Seite und die rostige Eisenstange verfehlte mein Gesicht so knapp, dass ich den Luftzug spüren und das Geräusch des Hiebes hören konnte.

„Du musst sterben!“ rief der Kerl.

„Was wollen sie von mir?“ fragte ich ängstlich. „Wollen sie mein Geld?“

„Scheiß auf dein Geld! Du musst sterben! Du wirst die ganze Welt zerstören!“ rief der Mann und holte zu einem weitrein Schlag aus.

„Das muss eine Verwechslung sein!“ rief ich und rannte zu meinem Wagen.

„Oh nein! Es ist dein Schicksal, seit deiner Geburt, aber wir werden es verhindern!“ Der Angreifer schlug mit der Stange auf die Motorhaube meines Wagens, während ich hinter das Lenkrad kletterte und mit hastigen Bewegungen versuchte, den Schlüssel in das Zündschloss zu stecken. Es war der falsche Zeitpunkt, mit diesem Mann über die Antworten zu meinen Fragen zu sprechen. Er wusste definitiv etwas, das war mir klar, aber ich glaubte kaum, dass er Zeit und Lust hatte, dieses Wissen mit mir zu teilen.

Ich schaffte es, den Wagen in Gang zu setzen und ohne weitere Blessuren zu verschwinden.

Der Angreifer rannte hinter dem Auto her und rief wie von Sinnen irgendwelche Flüche nach mir aus.

Ich saß zitternd und panisch hinter dem Lenkrad. All meine guten Vorsätze waren dahin und mir war erneut klar, dass ich nicht krank war, sondern, dass die Bedrohung real war. Jemand wollte mich tatsächlich töten, ich durfte auf keinen Fall nach Hause zu Doris! Ich hatte schreckliche Visionen über eine apokalyptische Zukunft und war mir sicher, dass ich von einer dunklen Macht besessen war.

Mittlerweile war ich ziemlich überzeugt davon, den Grund für all das gefunden zu haben. Ein Dämon aus der Hölle. Er hatte von mir Besitz ergriffen, das wäre die Erklärung gewesen! Frau Hellfritz hatte es mir in meiner Kindheit oft genug erzählt. In meiner Verzweiflung wusste ich nur noch eine Person, die mir helfen konnte und fuhr sofort zu ihr nach Haigerseelbach.

Fünfzehn Kilometer von Anzhausen entfernt lag Haigerseelbach, in dieser kleinen Gemeinde wurde ich geboren und verbrachte meine Kindheit. Eine Eltern lebten immer noch dort, aber zu denen hatte ich kein gutes Verhältnis. Mein Vater hatte mich nie akzeptiert, weil er mich für psychisch labil hielt. Ich war ein Freak, ein Wahnsinniger. Er mochte meine beiden Brüder lieber und obwohl ich mehr erreicht hatte, als Heinz und Karsten, sah mein Vater in mir arbeitslosen Abschaum, einen Schmarotzer, der seine psychischen Schäden vorschiebt, um umsonst durchs Leben zu kommen. Na ja, das ist eine andere Geschichte...

Es war mittlerweile ein Uhr nachts, als ich an der Haustür von Erna Hellfritz klingelte.

Ich sah an dem weißen Haus hoch und sah, dass Licht im ersten Stock anging und die schwarzen Fensterladen aufgeschoben wurden. „Ist da jemand?“ rief eine alte, gebrechliche Stimme aus dem Fenster.

Ich ging am Haus entlang und sah die alte Dame im Fenster des ersten Stocks. „Guten Abend, Frau Hellfritz! Ich bin's, der Günther.“

„Ja Günther, was willst du denn? Weißt du, wie spät es ist?“ fragte Frau Hellfritz etwas besorgt.

„Ich muss mit jemandem reden! Heute Nacht passiert noch was! Etwas ganz fürchterliches!“ sagte ich.

„Was fürchterliches? Wie meinst du das?“

„Ja, wirklich!“

„Warum gehst du nicht zu deiner Mutter? Die ist doch zu Hause. Mit der kannst du doch reden!“ sagte sie.

„Das geht nicht! Die verstehen mich ja nicht!“ Mir wurde klar, dass Frau Hellfritz mich ebenfalls nicht zu verstehen schien, zudem schien ich sie mit meinem Auftreten zu beunruhigen. Die Chancen, dass sie mich reinbitten würde, standen eher schlecht.

„Günther hör mal... Hast du was getrunken?“ fragte sie und ich hörte eine leichte Angst in ihrer Stimme.

„Nein, ich bin nicht betrunken!“ sagte ich so gutmütig, wie ich konnte.

„Dann fahr doch nach Hause, zu deiner Frau! Da kann dir doch nichts passieren!“

„Ja, ja, vielleicht haben sie Recht! Gut, dann... dann fahr ich jetzt zu meiner Frau.“ Sie hatte mich nicht verstanden und wollte nicht mit mir sprechen!

Lange Zeit saß ich in meinem Auto und überlegte, bis ich mich an den Hinweis von Martin erinnerte. Ich kramte die Visitenkarte aus dem Handschuhfach, die er mir einst gegeben hatte und fuhr zu der Adresse von Madame Sophie nach Dillenburg.

Ich fand ihre Wohnung und klingelte sie unsanft aus dem Schlaf. Die ältere, korpulente Dame mit den langen, schwarzgefärbten Haaren war nicht sehr erfreut, so spät noch Kundschaft empfangen zu müssen, doch nachdem sie mich gemustert hatte, schlug sie die Hände vors Gesicht. „Kommen sie rein!“ sagte sie entsetzt.

Ich erzählte Madame Sophie, was mich quälte und fasste die wichtigsten Erlebnisse der jüngsten Zeit zusammen. Offenbar hatte sie tatsächlich diese Gabe, denn urplötzlich war es ihr egal, dass ich sie mitten in der Nacht aus dem Bett geholt hatte, sie war völlig verändert und ich fragte mich, was sie in mir sah.

„Was ist los mit mir?“ fragte ich sie.

Madame Sophie brachte mich in ihr Wohnzimmer, wo wir uns auf die Couch setzten.

Sie sah mich eindringlich an. „Hören sie!“ Sie sprach mit einem französischen Akzent. „Ich spüre die Aura des Bösen in ihnen! Es wartet darauf, auszubrechen!“ Sie schloss die Augen. „Ich kann spüren, wie es in ihnen lebt und ruft, es wartet darauf, auszubrechen. Ich glaube, es steht unmittelbar bevor!“

„Ich bin überzeugt, dass ich von einem Dämonen besessen bin!“ Es war ein seltsames Gefühl, diesen Gedanken vor jemandem auszusprechen, der mir das vermutlich tatsächlich glauben würde und ich ärgerte mich, dass ich nicht schon früher zu Madame Sophie gegangen war.

„Sie müssen sich einen sicheren Ort suchen, wo sie niemand finden kann. Sie brauchen geistigen Beistand, sie müssen sich befreien von den Mächten des Bösen!“ sagte Madame Sophie.

„Könne sie mich davon befreien?“ fragte ich fast panisch.

„Nein, das kann nur ein Priester!“ sagte sie. „Gehen sie ins Kloster!“  
„Was?“

„Fahren sie zur Wallfahrtstätte Eremitage nach Niederdielfen, das ist nicht weit von hier! Dort sind die Brüder des Klarissen- Ordens, die werden sie heilen können!“ sagte sie. „Gehen sie jetzt!“ Es war eindeutig, dass sie große Angst hatte.

Ich hatte neue Hoffnung geschöpft und fuhr hochmotiviert nach Niederdielfen.

Es war halb zwei Uhr morgens, als ich wie ein Verrückter an der schweren Holztür des antiken Fachwerkhauses klopfte.

Zwei Mönche öffneten mir und ließen mich ein.

Ich hatte keine Zeit zu verlieren und erzählte den Mönchen alles, was sie wissen mussten.

Die Mönche schienen mir zu glauben und bereiteten alles für eine Reinigungszeremonie vor. Andere Mönche wurden kurzfristig aus den Betten geholt und begannen hastig mit den Vorbereitungen.

Offenbar spürten sie, wie dringend mein Bedürfnis war.

Der Abt erklärte mir, dass ich mich reinigen sollte und man dann eine Austreibung an mir vornehmen würde.

Ich erklärte mich einverstanden und ging in den Keller, wo man ein heißes Bad in einer steinernen Wanne für mich vorbereitet hatte.

Die Wanne sah aus, als wäre sie aus einem Felsen gehauen worden. Auch der Boden und die Wände sahen aus wie massiver Felsen. Das Wasser war heiß und voll mit Kräutern und Aromen, die mich entspannen sollten.

Ich zog meine Kleidung aus und glitt in das warme Wasser.

Ich lag dort eine Weile, doch die Entspannung setzte nicht ein.

Stattdessen wurde die Unruhe immer stärker. Ich war verkrampft und angespannt. Und ich hatte immer noch Angst.

Ich lag in der Wanne und hatte die Augen geschlossen, weil ich versuchte, mich zu entspannen, doch das Klicken einer Waffe riss mich aus meinem erfolglosen Versuch.

Ich machte die Augen auf und sah einen Mann, der eine Pistole auf mich richtete.

„Keine Bewegung, das ist ganz schnell vorbei!“ sagte er und zielte auf meinen Kopf.

Ich tauchte in das Wasser ab und hörte das Geräusch der Schüsse, die mich verfehlten. Blitzschnell kam ich auf der anderen Seite der riesigen Wanne aus dem Wasser und sprang aus der Wanne.

Ich hatte keine Zeit, meine Blöße mit einem Handtuch zu bedecken und rannte sofort aus dem Keller. Der Mann wollte erneut auf mich schießen, doch ich warf ihm ein nasses Handtuch ins Gesicht, was ihn kurzfristig irritierte und mir Zeit zur Flucht ließ.

Ich rannte nackt durch den steinernen Flur und die Treppe hoch. Ich fand keinen der Mönche, stattdessen sah ich einen weiteren Mann, der durch einen der Flure im Erdgeschoss ging.

Als er mich sah, eröffnete er sofort das Feuer auf mich. Er verfehlte mich nur knapp, aber das Fenster hinter mir zerbarst durch die Kugeln.

Ich rannte sofort zu dem Fenster und sprang heraus.

Ich landete auf dem Platz vor dem Gebäude. Es war bitterkalt und alles tat mir weh, zudem trieb mich die Panik wie ein scheues Tier. Ich wollte nur noch flüchten.

Zwei Scheinwerfer flammten auf und ich hörte einen Motor, der laut aufheulte. Ich sah zur Seite, doch es war schon zu spät. Ein Auto raste direkt auf mich zu und erfasste mich. Der Wagen rammte mich und der Kühlergrill brach mir die Rippen. Der Wagen setzte zurück, als ich zu Boden gestürzt war und überfuhr mich. Ich hörte meine Knochen brechen, als der Wagen mich überrollte.

Ich sah, dass der Wagen anhielt und den Rückwärtsgang einlegte, um mich erneut zu überrollen. Mir wurde klar, dass dies mein Ende war. Sie hatten mich also doch erwischt.

Ich sah, wie vier Personen auf das Auto zu gingen, dann hörte ich drei ohrenbetäubende Schüsse, splitterndes Glas und erstickte Schreie.

Ich sah, dass die vier Personen die beiden in dem Auto erschossen hatten und auf mich zu kamen.

„Alles klar?“ fragte mich einer der Männer.

Ich konnte nicht viel sagen, zu stark waren die Schmerzen. Meine Beine und Rippen waren gebrochen.

„Scheiße, der stirbt!“ sagte einer der Männer.

„Das werden wir nicht zulassen!“ sagte ein anderer.

„Wir müssen ihn sofort wegschaffen und zur Basis bringen!“

Die Männer sammelten mich auf und stützten mich. Unter starken Schmerzen konnte ich mit ihnen mitgehen, doch ich schaffte es nicht, sie etwas zu fragen.

Der Anführer der Gruppe ging zu dem Wagen, der mich überfahren hatte. „Den können wir nicht mehr nehmen.“ Er deutete auf die zerschossenen Scheiben und die beiden blutigen Leichen.

„Nehmen wir seinen Wagen!“

„Die Schlüssel!“ murmelte ich. „Die sind da drinnen!“ Ich deutete mit dem Kopf zum Kloster. „Und noch mehr von denen.“ Ich deutete auf die Leichen.

„Alles schon erledigt!“ sagte der Mann und zeigte mir den Schlüssel meines Wagens.

Ich war überrascht, doch hatte keine Kraft, zu fragen, wie sie das geschafft hatten. Auch war mir unklar, was aus den hilfsbereiten Mönchen geworden war.

Die Männer setzten mich auf den Beifahrersitz meines Wagens und deckten mich mit einer Wolldecke zu.

Drei Männer stiegen nach hinten, ein vierter fuhr los.

Ich weiß nicht, wo sie mit mir hinfuhren, doch sie waren sehr besorgt um meine Gesundheit.

Mehrere Minuten musste ich Kraft sammeln, um meine Frage zu stellen. „Was ist hier los?“

„Wir haben dich gerettet! Sie wollten dich töten und sie hätten es fast geschafft, aber wir werden nicht zulassen, dass du stirbst, bevor du dein Schicksal erfüllst!“ Der Mann am Steuer legte eine Hand auf meine Schulter. „Halt noch ne Weile durch!“

„Wer seid ihr?“ fragte ich unter höllischen Schmerzen.

„Wir? Wir sind die Kultisten! Weißt du das nicht?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Dann weißt du gar nicht, was du heute Abend machen wirst?“

Ich schüttelte erneut den Kopf.

Die Männer brachen in Gelächter aus.

„Heute Nacht ist die Planetenkonstellation, die es uns ermöglicht, das Tor von Mu zu aktivieren. Die Planeten stehen in einer Reihe und wir können Yog'Tze endlich erwecken! Es fehlt nur der Schlüssel!“

„Was?“ fragte ich.

„Du! Du bist der Schlüssel! Deine Lebensaufgabe! Seit deiner Geburt stand es fest! In der Nacht, in der du geboren wurdest, hast Yog'Tze dich erwählt, die Planeten standen richtig! Du bist der Schlüsse! Es ist in jeder Zelle von dir, in jedem Gen, in jedem Atom deines Körpers! Dein ganzes Leben lang haben wir dich beobachtet!“

Ein kosmischer Schrecken durchfuhr mich.

„Du musst lebendig sein, um das Schlüssel dienen zu können. Religiöse Fanatiker haben Zeit deines Lebens versucht, dich zu vernichten oder zu manipulieren, doch wir haben dich bewacht und beschützt!“

„Was?“ stammelte ich. Ich konnte es nicht fassen, dass ich nun die Leute um mich hatte, die ich für mein verpfushtes Leben verantwortlich machen konnte, doch ich war völlig hilflos und mehr tot als lebendig.

„Der große Yog'Tze wird kommen und die Welt vernichten. Er wird jeden vernichten, außer uns Kultisten!“

„Satan?“ stammelte ich.

„Nenn ihn Satan, Luzifer, Iblis, Ahriman, Belial, Baphomet, Devadatta oder auch Cthulhu! Jede Kultur hat versucht, ihn zu beschreiben, doch es ist alles das gleiche. Er wird kommen und die Menschheit wird leiden! Vor Millionen von Jahren kam er aus einer anderen Zeit und aus einer anderen Dimension auf die Erde und wurde von mächtigeren Göttern besiegt und zu einem Tiefschlaf verbannt, den er selbst nicht beenden kann. Nur wenn eine Planetenkonstellation gegeben ist, die alle fünftausend Jahre eintritt, können die Kultisten ihren Gott befreien. Mit Hilfe eines menschlichen Schlüssels, den Yog'Tze selbst bestimmt, wenn die Sterne in der Nacht seiner Geburt richtig stehen. Heute Nacht ist es so weit! Wir fahren zur Basis, wo der Hohepriester bereits wartet. Es ist alles genau geplant! Du kannst stolz auf dich sein! Du wirst der menschliche Schlüssel sein! Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr dich deine Brüder beneiden!“

„Was habt ihr mit mir vor?“ fragte ich benommen.

„Die Planeten stehen günstig. Wenn sie in einer Linie stehen, wirst du auf den Altar von Mu gelegt. Dein Körper komplettiert die Linie und öffnet das Portal zu einer anderen Dimension, aus der wir die Lebensenergie beziehen, die Yog'Tze wiederbelebt, der bis jetzt auf dem Meeresgrund liegt und schläft. Er wird endlich erwachen und

unsere Welt in ein neues Zeitalter führen!“ Er sah auf die Uhr. Es war halb drei. „Noch dreieinhalb Stunden, halt durch!  
Der Mann am Steuer hatte mir die meisten meiner Fragen beantwortet, doch ich war zu schwach, um etwas zu sagen. Ich wusste, dass ich tot sein musste, bevor die Zeremonie begann, sonst würde die Welt tatsächlich untergehen, so wie ich es vorausgesehen hatte. Die Last dieser Erkenntnis und die Schmerzen meiner schweren Verletzungen waren zu viel für mich und ich wurde ohnmächtig.

Ich kam zu mir, nachdem ich einen Traum voller dunkler Visionen hatte. Ich war in stiller Panik und sammelte all meine Kraft für eine letzte Verzweiflungstat.

Wir waren gerade auf der Autobahn A45, auf der sogenannten Sauerlandlinie in Richtung Dortmund unterwegs, kurz vor der Autobahnausfahrt Hagen Süd, als ich hochschnellte und dem Fahrer ins Lenkrad griff, sodass der Wagen sich bei voller Fahrt überschlug. Es krachte, scheppte und drehte sich, etwas quetschte mir den Arm ab. Der Wagen raste von der Autobahn runter und krachte ungebremst in die Böschung.  
Stille.

Ich hörte, wie zwei schwere LKWs abbremsten und jemand ausstieg. „Scheiße, wir müssen weg!“ rief einer der Männer.

„Mein Arm! Verdammt, mein Arm!“ jammerte der Mann, der am Steuer gesessen hatte.

„Verdammt, holt ihn da raus!“

„Der ist doch tot!“

„Wir dürfen es nicht drauf ankommen lassen!“

„Scheiße, da kommt jemand!“ Ich hörte, wie die vier Männer davonliefen.

„Hallo, ist hier jemand? Hallo? Können sie mich hören?“ rief jemand, der sich dem Wagen näherte. Von der anderen Seite kam noch jemand und leuchtete mit einer Taschenlampe.

Ich lag noch immer nackt und schwerverletzt auf dem Beifahrersitz des Wagens. Gedanken irrten durch meinen Kopf. Was war bloß geschehen?

Jemand kam zu mir und deckte mich mit einer Jacke zu.

„Was is los?“ fragte mich jemand.

„Da sind noch vier Männer!“ sagte ich.  
Mein Gegenüber sah sich um, doch schien niemanden zu sehen.  
„Was ist denn passiert?“ hörte ich jemanden fragen, der neben dem Auto stand.  
„Der lag da drinnen, splitternackt. Der rechte Arm ist ganz kaputt, hängt bloß noch dran.“ sagte der andere Mann, der sich zu mir gebeugt und mich zugedeckt hatte.  
„Ist er bei Bewusstsein?“ hörte ich den anderen fragen.  
„So halb, glaub ich. Vier Mann waren in dem Auto, hat er mir gesagt.“  
„Ich hab einen ums Auto rumgehen sehen.“ sagte der andere in einem bayrischen Akzent.  
„Ich auch. Deswegen hab ich ja auch gerufen.“  
„Frag mal, was er noch weiß!“  
„He Kumpel, wo sind denn die anderen? Waren das Freunde von dir?“ fragte er mich.  
„Keine Freunde, nicht meine Freunde! Die sind abgehauen, weg!“  
Ich schaffte es gerade noch, mich aufzubäumen.  
„Ruhig, ganz ruhig! Der Arzt kommt gleich!“ Der LKW Fahrer half mir, mich wieder hinzulegen. „Bleib schön liegen!“  
„Ich will weg hier, ich will auch weg!“ sagte ich mit letzter Kraft. Ich wusste, dass es noch nicht zu ende war.  
„Mensch, hoffentlich kommt der Krankenwagen bald!“ sagte der andere LKW Fahrer, dann wurde es plötzlich ganz dunkel.  
Mir wurde klar, dass ich es geschafft hatte, die Welt zu retten, denn ich spürte den Tod. Ich dachte an mein bisheriges Leben, an meine geliebte Frau, an meine Eltern, während ich wahrnahm, dass man mich auf eine Bäre schnallte und in einen Krankenwagen schob.

Hier nun endet meine Geschichte. Es wird dunkel. Ich habe sie besiegt!

***ENDE***

## **Hier nun der tatsächliche Ablauf der realen Ereignisse:**

Quelle: Wikipedia

*Der so genannte YOGTZE- Fall bezeichnet den ungeklärten Tod eines arbeitslosen Lebensmitteltechnikers aus dem Siegerland am 26. Oktober 1984. In Zusammenarbeit mit der ermittelnden Kripo Hagen strahlte die Fernsehserie Aktenzeichen XY in der Sendung vom 12. April 1985 einen Filmbeitrag über den Fall aus. Er gilt als einer der mysteriösesten Kriminalfälle der deutschen Geschichte und ist bis heute ungeklärt.*

*Günther Stoll, ein stellungsloser Lebensmitteltechniker aus Anzhausen, fühlte sich 1984 bereits über einen längeren Zeitraum hin verfolgt. Ohne weitere Präzisierungen sprach er des Öfteren von „denen“, die ihm etwas antun wollten, zuletzt am 25. Oktober 1984, als er kurz vor 23 Uhr in Anwesenheit seiner Ehefrau etwas apathisch in einem Sessel des gemeinsamen Schlafzimmers sitzend rief: „Jetzt geht mir ein Licht auf!“ Daraufhin schrieb er die sechs Buchstaben „YOGTZE“ auf einen Zettel, strich diese aber sofort wieder durch.*

*Anschließend begab sich Stoll auf den Weg zu seiner Lieblingskneipe in Wilnsdorf, wo er bald darauf eintraf. Er bestellte ein Bier, fiel dann aber ohne vorherige Anzeichen rücklings von seinem Barhocker, wobei er sich eine Gesichtsverletzung zuzog. Er galt zu diesem Zeitpunkt als nicht alkoholisiert.*

*Nach dem Vorfall verließ Stoll das Lokal und fuhr mit seinem blauen VW Golf weiter. Innerhalb der nächsten zwei Stunden sah ihn niemand. Um 1 Uhr morgens erschien Stoll in Haigerseelbach, wo er aufgewachsen war, zu einem nächtlichen Besuch bei einer alten Frau, die als sehr religiös galt. Das spätere Opfer drängte auf ein Gespräch mit der Dame und sagte seinen eigenen Tod voraus. Aufgrund der nächtlichen Stunde wies sie den etwas verwirrt wirkenden Mann, den sie seit seiner Kindheit kannte, jedoch ab. Anschließend verlor sich seine Spur wieder für rund zwei Stunden.*

*Um 3 Uhr morgens entdeckten zwei LKW-Fahrer den verunfallten VW Golf Günther Stolls im Graben auf der A45 kurz vor der Ausfahrt Hagen-Süd. Beide sagten später aus, sie hätten eine Person um den Wagen herumlaufen sehen, die sie für verletzt gehalten*

*hätten. Um Hilfe zu leisten, hielten sie an und riefen von einer Notrufsäule aus die Polizei. In dem Wagen lag – vollkommen nackt – der schwer verletzte Günther Stoll, der noch bei Bewusstsein war. Er berichtete den Männern, es seien vier weitere männliche Personen im Wagen gewesen, die „einfach abgehauen“ seien. Stoll starb noch auf dem Weg ins Krankenhaus.*

*Die Ermittlungen ergaben, dass die tödlichen Verletzungen des Opfers nicht durch den Unfall verursacht worden waren, sondern Stoll an anderer Stelle von einem Fahrzeug überfahren, daraufhin in seinen VW Golf gesetzt und dann zum Unfallort (Fundort) gefahren wurde. Stoll muss dabei bereits unbekleidet gewesen sein. Die Beschädigungen an seinem Wagen rührten vom Unfall auf der Autobahn her. Wo die Tat verübt wurde, konnte nicht ermittelt werden. Ein Rätsel bleibt bis zum heutigen Tage auch die Buchstabenkombination „YOG'TZE“. Die Polizei fand lediglich heraus, dass ein solches Wort in keiner Sprache der Welt existiert.*

*Quellen:*

*Stefan Ummenhofer, Michael Thaidigsmann: Aktenzeichen XY ... ungelöst – Kriminalität, Kontroverse, Kult. Villingen-Schwenningen: Romäus 2004. ISBN 3980927814, S. 192-194*

# DER GEFANGENE



## **Vorwort zu „Der Gefangene“**

Hier habe ich versucht, eine Geschichte zu schreiben, die das Thema Zeitreisen, oder noch genauer, das Paradoxon darum thematisierte.

Wikipedia schreibt zum Thema „Großvaterparadoxon“:

Das Großvater-Paradoxon ist das am häufigsten verwendete Beispiel, um Probleme mit der Kausalität bei Zeitreisen zu illustrieren. Es handelt sich dabei um folgendes Szenario: Jemand, der über die Möglichkeit der Zeitreise verfügt, reist zurück in die Vergangenheit vor der Zeugung seines Vaters und tötet dort seinen Großvater. Das Paradoxon in dieser Situation entsteht durch die Tatsache, dass der Zeitreisende ohne die Existenz seines Vaters, der nun wegen des Todes des Großvaters nicht geboren wird, selbst nicht geboren werden kann und folglich auch nicht hätte in der Zeit zurückreisen können, um seinen eigenen Großvater zu töten. Das Paradoxon zeigt somit, dass die Probleme, die sich durch die Veränderungen, die das Auftauchen des Zeitreisenden zwangsläufig mit sich bringen muss, ergeben, weder vernachlässigbar, noch in jedem Fall korrigierbar sind. Entsprechend muss eine wirklich realisierte Zeitreise diesen Widerspruch in irgendeiner Form vermeiden.

Dies war die Inspiration zu dieser Geschichte. Auch der LHC Teilchenbeschleuniger spielte eine große Rolle bei der Angelegenheit. Auch ein (eigentlich total schlechter) TV Film, den ich gesehen, aber größtenteils vergessen habe, spielte mit rein...

## **„Der Gefangene“**

von M. Nuncio Alexander

Es ist dunkel.

Ich wache auf und bin, wie ich feststellen muss, nicht bei klarem Verstand.

Meine Sinneswahrnehmung scheint zeitverzögert zu sein, als hätte mich eine schwere Droge betäubt, allerdings kann ich nicht gerade behaupten, dass es hier viel gibt, was meine Sinne wahrnehmen könnten, denn ich befinde mich offenbar in einem klimatisierten, aber fensterlosem Raum bei völliger Dunkelheit.

Ich kann auf beunruhigende Weise meinen eigenen Körper nicht spüren und am schlimmsten quält mich die Tatsache, dass ich offenbar mein gesamtes Gedächtnis verloren habe. Von dem, was einmal ein blühendes Leben war, habe ich nur verschwommene, fetzenhafte Erinnerungen, die keinen Sinn ergeben.

Ich kann mich nicht erinnern. Ich weiß nicht, was ich mache oder warum ich hier bin. Ich weiß auch nicht, warum ich so seltsam betäubt und lethargisch bin.

Je länger ich hier festsitze, desto näher kommt der klaffende Rand des Wahnsinns auf mein letztes Bisschen Verstand zu.

Eine Erinnerung kehrt zurück, die keinen Sinn ergibt. Ich erinnere mich, dass ich in einem Waldstück umherirrte, bis mich seltsam gekleidete Männer, die auf Pferden ritten, aufgriffen.

Sie trugen altertümlich anmutende Rüstungen und redeten wirres Zeug. Ich kann mich nicht erinnern, was genau gesprochen wurde, doch das Gespräch endete damit, dass ich von den Reitern verhaftet und in Handschellen abgeführt wurde.

Sie brachten mich in ein Dorf. Die Infrastruktur war fast so erbärmlich wie die hygienischen Zustände. Die schwarzen und halb verwesenen Leichen der Pesttoten stapelten sich in der Nähe der Wohnhäuser, deren Bewohner ihre Abfälle und Fäkalien auf die Straße spülten.

Es war ein sonniger Tag, doch die Hauptstraße war eine riesige, widerlich stinkende Schlammputze, durch die sich Pferdeutschen und Gespanne gruben.

Die Menschen, die mich aufmerksam und argwöhnisch musterten, waren dreckig und ungepflegt. Die meisten Dorfbewohner waren in Lumpen gekleidet, einige hatten abgenutzte Gewänder oder andere Stofffetzen an.

Mit Ketten an den Handgelenken marschierte ich angespannt neben einem der Pferde durch die Straßen und hatte nicht die geringste Ahnung, wo genau ich war, geschweige denn, wie ich hierher geraten war. In weiter Ferne lag ein großes, prunkvolles Gebäude, das aussah wie ein Schloss. Obwohl ich dieses Gebäude kannte, sah es anders aus, als in meinen Erinnerungen. War es mir nur als altes, halb verfallenes und baufälliges Relikt aus dem Mittelalter bekannt, so war dies nun ein gut erhaltenes Gebäude, das den Anschein machte, als wäre es erst vor kurzem erbaut worden.

Es lag eigentlich außerhalb der Stadt, die mir zwar bekannt war, jedoch wusste ich nicht, weshalb. Auch der desolate Zustand der Stadt war mir gänzlich fremd.

Je dichter ich an das Gebäude herankam, desto besser wurde die Straße.

Kurz vor dem Tor, des prächtigen, gotischen Gebäudes stand ich auf Pflastersteinen und am Wegesrand boten Händler ihre Waren und Magier ihre Dienste an. Ich konnte ihre Sprache zwar verstehen, doch sie klang seltsam altmodisch.

Die beiden Reiter mit den altertümlichen Rüstungen brachten mich zum Eingangstor, wo zwei Wachposten standen, die aufwändig verarbeitete Uniformen und Helme trugen.

„Den haben wir in den Wäldern aufgegriffen. Ein unheimlicher Fremder, der in fremden Zungen spricht und seltsame Gewänder trägt. Wir müssen ihn zu unserem Grundherrn bringen!“ sagte einer der Reiter, nachdem er sein Helmvisier hochgeklappt und ein kräftiges, bärtiges Gesicht freigelegt hatte.

Man ließ uns ein und die beiden Ritter stiegen von ihren Pferden ab, wobei sie immer die Ketten fest im Griff hatten, die meine Hände gefesselt und mich in Reichweite hielten.

Sie brachten mich durch den Innenhof und ich sah weitere Männer in beeindruckenden Rüstungen, die aussahen wie Kreuzritter und offenbar ihre Schwertkampftechnik trainierten.

Des weiteren sah ich blasse, junge Frauen in bunten, edlen Kleidern, zahllose bedienstete, die in weitaus besserem Zustand als die Stadtbevölkerung waren und viele Tiere, hauptsächlich Pferde, die in ihren Bestellungen standen und von Angestellten versorgt wurden.

Man führte mich in einen prunkvoll geschmückten Audienzsaal, in dem ein mürrisch aussehender Mann auf einem prunkvollen Stuhl saß. Einige Bedienstete standen um ihn herum und warteten darauf, ihm zu Diensten zu sein.

Das Zimmer war der krasse Gegensatz zu den Zuständen, die vor den Mauern dieser Festung herrschten. Hier gab es frisches Obst, Wein, pures Gold in Hülle und Fülle, teure Gemälde, heilige Reliquien und zahllose Abbilder von Jesus Christus.

Der Grundherr hockte in einem teuren Gewand auf einem Thron und sah aus wie ein König.

Die Ritter stießen mich, sodass ich direkt in das Sichtfeld des Grundherrn stolperte. „Das ist unser Grundherr, der Vicedominus, Alamand de Saint-Jeoire, der Bischof von Genf!“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, nicht einmal, wie ich reagieren sollte. Die Stadt Genf war mir durchaus bekannt. Ich hatte eine Verbindung zu dieser Stadt, doch hier stimmte so gut wie alles überhaupt nicht mit dem Bild überein, dass ich von Genf kannte. Es wirkte, als wäre ich in einer falschen Epoche der Stadt, in die ich nicht gehörte.

Der dünne, alte, graue Mann sah mich aus seinen eingefallenen Augen an.

Ich trug einen dunkelblauen Pullover, verwaschene Jeans und Turnschuhe, sicherlich nicht die passende Kleidung...

„Wer ist das?“ fragte er den einen der beiden Ritter, die mich hineingebracht hatten.

„Diesen haben wir in den Wäldern aufgegriffen. Er spricht in fremden Zungen und trägt seltsame Gewänder. Wir glauben, dass er ein Bote des Bösen, ein Diener des Teufels ist!“ sagte der Ritter mit dunkler Stimme.

„Wer bist du?“ fragte mich der Bischof.

„Ich heiße Viktor.“ sagte ich etwas unsicher und verwirrt über den seltsamen Dialekt, mit dem der Bischof sprach.

„Woher kommst du?“ fragte der Bischof.

„Ich komme aus Frankreich.“

„Wer schickt dich?“ fragte der Alte mit einem Gesichtsausdruck, als würde er überlegen, auf welche grauenvolle Weise er mich hinrichten lassen sollte.

„Mich schickt niemand!“ sagte ich. Langsam kam in mir die Angst hoch.

„Was soll das heißen?“

„Ich... ich wohne hier!“ sagte ich. Gelogen war es nicht, zumindest nicht komplett.

„In dieser Kommune wohnen nur Bauern. Und du siehst nicht aus wie ein Bauernlummel. Du hast nicht den Körper eines Bauern. Auch nicht das Gesicht. Und du bist gepflegt.“ Der Bischof musterte mich von Kopf bis Fuß. „Was sind das für Gewänder, die du trägst? Ich habe so etwas noch nie gesehen. Und deine Zunge klingt so fremdartig. Wo kommst du wirklich her? Was du sagst, klingt wie nichts, dass ich kenne!“ Er sah mich finster an.

„Euer Ehren, welches Jahr haben wir?“ fragte ich.

„Du Narr, das weißt du nicht? Wir haben das Jahr unseres Herren 1350!“

„Wollen sie mich verscheißern?“ fragte ich entsetzt. Was hatte das zu bedeuten? War ich in einen schlechten Fernscherz geraten?

„Wie meinen?“ fragte einer der Diener des Bischofs.

„Ich...“ Ich ging ein paar Schritte auf den Bischof zu und die Diener gerieten in Alarmbereitschaft. „Ich muss ihnen etwas sagen!“

„So sprich!“ forderte der Bischof.

„Ihr seid ein weiser Mann, wahrscheinlich der weiseste, den ich hier überhaupt finden kann, deswegen glaube ich, dass ihr mich verstehen werdet.“ Ich atmete tief durch und nutzte die Pause, um die richtigen Worte zu wählen. „Ich komme aus der Zukunft. Aus einer anderen Welt im Morgen, aus dem Jahre unseres Herren 2010.“ Ich versuchte, in seinen Worten zu sprechen.

„Was redest du für ein wirres Zeug?“ fragte der Bischof amüsiert.

„Hier, seht meine Kleidung an!“ Ich zeigte ihm den Stoff meiner Jeans. „Dieser Stoff wird erst in ein paar Hundert Jahren erfunden.“ Ich überlegte, was ich noch bei mir trug, um ihm zu beweisen, dass ich aus einer anderen Zeit kam.

„Ich weiß nicht, wie ich hergekommen bin, mein Gedächtnis ist...“

„Dieser Mann ist von Dämonen besessen!“ murmelte einer der Diener.

„Hast du uns den Schwarzen Tod gebracht?“ fragte der Bischof in einem strengen Ton.

„Was? Nein! Das habt ihr euch selbst eingebrockt!“ sagte ich.

„Was sagst du da?“ fragte der Bischof erbost.

„Hier!“ Ich zog mein Handy aus der Tasche.

„Was ist das?“

„Das ist ein Gegenstand aus meiner Zeit!“ sagte ich und suchte in dem Menü nach einem Klingelton, den ich ihm vorspielen konnte. Ich hielt das tatsächlich für eine gute Idee.

„Du bist besessen! Von Dämonen heimgesucht! Sie haben Besitz von dir...“

Ein schriller, polyphoner Klingelton schallte durch die Mauern des Saales.

Der Bischoff schrie wie im Wahn. „Der Teufel, es ist der Teufel! Verbrennt ihn, richtet ihn, auf der Stelle!“ Der Bischof sprang von seinem Stuhl auf und fuchtelte mit seinem Zepter herum.

„So lasst mich doch erklären!“ sagte ich voller Angst, doch die beiden Ritter kamen schon mit ziemlich grimmigen Gesichtern auf mich zu.

„Er darf nicht entkommen, er ist ein Jünger des Teufels! Ein Hexenmeister! Er ist für die Aufstände und die Dürre verantwortlich! Er hat uns den Schwarzen Tod gebracht!“

„Nein, das habe ich nicht!“ sagte ich, doch vier stahlharte Hände packten mich.

„Du wirst brennen, auf dem Scheiterhaufen!“ schrie der Bischof wie von Sinnen.

In diesem Moment piepte meine Armanduhr laut.

Was dann geschah, weiß ich nicht mehr.

Ich erinnere mich an meinen Namen, Viktor. Und mit dem Namen kommen weitere Eindrücke. Ich habe nun so viel Gefühl in meinem Körper, dass ich gerade spüren kann, dass dicke Ledergurte mich an ein Bett fesseln. Meine Arme und Beine sind ebenfalls fixiert, obwohl ich sie kaum spüren kann.

Es ist still und ich höre das Klopfen meines Herzens. Verzweifelt versuche ich, Erinnerungen zu erlangen und langsam lichtet sich der graue Schleier des Vergessens und weitere Bruchstücke meines Gedächtnisses kommen zum Vorschein.

Ich betrat meinen Arbeitsplatz, eines der über tausend Laboratorien innerhalb der CERN Großforschungseinrichtung der Europäischen Organisation für Kernforschung bei Genf, in der Schweiz. Die Abkürzung CERN leitete sich von dem französischen Namen *Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire* ab.

Ich betrat das Labor und war völlig durcheinander.

„Wo haben sie sich rumgetrieben?“ fragte mich mein Vorgesetzter, Professor Lionel Mégret, ein strenger alter Herr mit grauen Haaren und Schnurrbart, einem messerscharfem Scheitel und stechendem Blick.

„Ich weiß es nicht.“ lallte ich.

„Sie sind spät dran, Viktor! Beinahe wäre der Versuch abgebrochen worden! Was haben sie an dem Ding rumgefummelt?“ fragte Mégret verärgert.

„Ich hab nichts angefasst!“ sagte ich verlegen und gesellte mich zu meinen Kollegen, die vor einer gigantischen Plexiglasscheibe

standen, hinter der ein riesiger Tunnel verlief. Riesige Metallringe waren in der Innenwand des Tunnels angebracht und armdicke Kabel verliefen an den Wänden. Wenn man dichter ans Fenster ging und zu beiden Seiten sah, konnte man erkennen, dass der Tunnel mehrere Kilometer lang war.

Es handelte sich um den größten Teilchenbeschleuniger, der jemals von Menschenhand erschaffen worden war. Der LHC, der Large Hadron Collider, zu deutsch Großer Hadronen- Speicherring, war ein ringförmiger Teilchenbeschleuniger für Hadronen. In einem siebenundzwanzig Kilometer langen, unterirdischen Tunnel verliefen zwei benachbarte Röhren, in denen die Hadronen, also physikalische Teilchen, gegenläufig auf nahezu Lichtgeschwindigkeit beschleunigt und zur Kollision gebracht wurden, um unterschiedliche Elementarteilchen zu erzeugen. „Starten wir den ersten Versuch!“ sagte Professor Mégret und fuhr die gewaltige Anlage hoch.

Unser französisches Forscherteam hatte ein Labor gemietet, wo es diverse versuche mit dem Teilchenbeschleuniger machen konnte. Die Anlage war so groß, dass dort Forscherteams aus weiteren neunzehn Staaten ihren Versuchen und Forschungen nachgehen konnten.

Ich erinnere mich daran, dass ich Physik studiert hatte und einer der jüngsten Forscher in Professor Mégrets Team war. Ich hatte mich für Kern- und Astrophysik entschieden und war vernarrt in die Theorie der Wurm Löcher. Laut dieser Theorie gab es Verbindungen zwischen zwei Punkten an verschiedenen Orten im Raum- und Zeitkontinuum. Theoretisch war es möglich, durch so ein Wurmloch zu anderen Orten und Zeiten zu reisen. Leider gab es keinerlei Beweise oder gar Hinweise darauf, dass es diese Wurm Löcher außerhalb des Science-Fiction Genres tatsächlich gab.

Die Forschungen am LHC waren phänomenal.

Unser Team versuchte, den Urknall zu simulieren- im Miniaturmaßstab, um die Fragen nach der Entstehung des Universums zu beantworten. Sie ließen die Teilchen kollidieren und ich realisierte, dass dies ein Weg sein könnte, ein kleines schwarzes Loch oder ein Wurmloch zu erschaffen.

„Maximale Leistung!“ sagte Mégret und einer der Wissenschaftler schob die Energieregler hoch. Ein dumpfes Summen ertönte und schien in jeder Zelle eines jeden Anwesenden zu pulsieren.

„Jetzt!“ befahl Mégret.

Wir alle starrten auf durch die Scheibe auf das Versuchsobjekt, das mitten in dem Tunnel stand und der Strahlung ausgesetzt war. Es war eine handelsübliche Thermoskanne.

Die Energiestrahlen knisterten und summten und die gigantischen Magnetspulen brummt leise, doch es war nichts zu sehen, kein Licht, keine Blitze oder ähnliches.

Plötzlich geschah etwas mit der Thermoskanne. Erst begann sie zu flackern, dann war sie plötzlich zweimal zusehen und auf einmal war sie weg. Wie vom Erdboden verschluckt.

Applaus entbrannte, dann ging die Stimmung in eine ungewisse Anspannung über. Zwei endlos lange Minuten geschah gar nichts und dann, völlig unerwartet materialisierte sich die Thermoskanne vor unser aller Augen und war wieder da.

Wir jubelten und tanzten, denn unser Team hatte einen bahnbrechenden Erfolg erzielt.

Hatten unsere beschleunigten Teilchen wirklich ein Wurmloch oder gar einen Riss im Raumgefüge erzeugt? Tatsache war, dass die Thermoskanne für einen Moment verschwunden war. Wo sie war und was genau geschehen war, das mussten die Wissenschaftler nun anhand der Daten errechnen, die während des gesamten Versuches an zahllosen Computern aufgezeichnet worden waren.

Professor Mégret hatte meine Theorien über Wurmlöcher ausführlich studiert war während der ursprünglichen Versuchsreihe auf die Idee von Teleportation gekommen und versuchte nun, einen Weg zu finden, einen Gegenstand anhand dieser Theorie von einem Ort zum anderen zu teleportieren.

Ich erinnere mich daran, dass meine Berechnungen und theoretische Grundlagen über Wurmlöcher dieses Experiment erst möglich gemacht hatten.

Am Abend des selben Tages lud uns Professor Mégret in ein nobles Restaurant ein, um den Erfolg zu feiern.

Wir wussten ja nicht, dass dies erst der Anfang sein sollte. Er kann mich noch vage daran erinnern, wie mich Professor Mégret mit einem Weinglas in der Hand lobte und mir sagte, dass er von meinem Fachwissen begeistert und das ganze Projekt ohne meine Berechnungen gar nicht erst möglich gewesen wäre.

Ich dachte an meine Kindheit, in der Ärzte und Psychologen mir eine psychische Störung attestiert hatten, die mich viele Jahre lang von

allen sozialen Kontakten ausgegrenzt hatte. Ich war anders. Aber auch extrem begabt. Dass diese Störung nun der Grund für meinen Erfolg war, fand ich amüsant. Ich hob das Glas und prostete meinen Kollegen zu.

Die Dunkelheit umschließt mich und ich kann nicht einmal den kleinsten Fetzen Licht in dieser Finsternis erkennen. Ich höre keine Stimmen oder andere Menschen. Um mich herum ist völlige Stille. Immer mehr Erinnerungen kehren in meinen Kopf zurück, doch noch immer kann ich die bruchstückhaften Puzzleteile meiner Erinnerung nicht in eine richtige Reihenfolge bringen, zu bizarr sind sie. Eine weitere Erinnerung schlägt in meinen Kopf ein und macht die Verwirrung noch größer.

Ich schlenderte aufgeregt durch eine scheinbar unbekannte Welt. Die Luft war schwer und roch nach Schwefel und seltsamen Pollen. Mein Herz raste und meine Sinneswahrnehmung war bis aufs Äußerste beansprucht. Obwohl ich das eindeutige Gefühl hatte, hier schon oft gewesen zu sein, kam mir die Gegend seltsam fremd vor. Ich ging über festen, mit grünen Gräsern und Moosen bewachsenen Erdboden. Keine Straßen oder Fußwege waren erkennbar, die Gegend wirkte gänzlich unberührt.

Zu meiner Rechten erstreckte sich ein gigantisches Moorgebiet mit weiten, grünen Flächen, auf denen Pflanzen wuchsen, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, buschige, meterhohe Farne und seltsame Bäume, deren Äste aussahen, als wären sie zu Kringeln aufgerollt. In der Ferne ragten riesige Berge in den gelblich trüben Himmel.

Ich ging nach links und kam in einen Wald, wo ich riesige Bäume sah, die größer waren als alle, die ich je zuvor gesehen hatte. Die monströsen Stämme ragten in den Himmel und in den gigantischen Kronen waren Blätter mit mir völlig fremden Formen und Farben. Seltsame, meterhohe Farne und undefinierbare Moos- und Pilzgewächse waren um mich herum und die Luft war schwer und feucht, wie in einem Regenwald.

Ich ging vorsichtig weiter.

Es gab kein Anzeichen von Städten oder Zivilisation, was mich etwas verwunderte.

Ich ging weiter und kam an das Ufer eines kleinen Sees.

Am Ufer standen riesige, schlanke Palmen und wieder diese gekringelten Bäume. Die kleinen grünen Gewächse am Uferstrand sahen aus wie Meereskorallen. Ihre verbogenen, knöchigen Finger ragten wie Fächer in die Luft. An den Ästen wuchsen kleine, rote Blüten, die mir ebenfalls völlig fremd vorkamen.

Knollige, kleine Bäume und buschige Wurzeln in allen Farben ragten aus dem Uferschlamm und fremdartige Gräser, Palmen und kleine Bäume wuchsen rund um das Ufergebiet herum.

Je weiter ich in den Wald ging, desto höher und dichter wurden die Bäume.

Einige der riesigen, spitz zulaufenden Bäume hatten glänzende Rinden und andere wiederum waren voller Stacheln. Tropisch anmutende Bäume und riesige Palmen wechselten sich ab, während ich weiter durch den Wald ging. Umgestürzte Bäume lagen am Boden. Einige von ihnen waren verfault und allein die leere Rinde war groß genug, dass ich darin hätte wohnen können.

Es kamen immer verrücktere und buntere Varianten der Bäume, je weiter ich ging. Einige der Bäume hatten Rinde, die schuppig glänzte, andere waren matt schimmernd und hatten dreieckige Stämme. Es wuchsen die seltsamsten Pflanzen, teilweise sahen sie aus wie riesige Disteln, teilweise wie eine gigantische, mindestens zehn Meter große Blüte eines Löwenzahns.

Völlig atemlos und fasziniert spazierte ich durch diese seltsame Welt und stieg dabei über die Wurzeln der Bäume.

Für einen Moment fragte ich mich, ob ich als Zwerg in einer Riesenwelt gelandet war.

Ein schreckliches Rauschen ertönte und vor mir erschien ein Wesen. Es war so schnell, dass ich völlig unvorbereitet und überrascht war, als es plötzlich vor mir schwebte.

Entsetzt blickte ich in die Facettenaugen einer gigantischen Libelle. Sie ähnelte den Libellen, die ich bisher gekannt hatte sehr, nur mit dem Unterschied, dass sie eine Flügelspannweite von ungefähr einem Meter hatte!

Dieses Vieh war gigantisch und es kam mir vor, als käme ein Helikopter mit voller Beschleunigung auf mich zu, als dieses Wesen zum Angriff überging.

Ich rannte davon und das Wesen verfolgte mich. Nur der Zufall rettete mich, denn ich stolperte und fiel zu Boden, sodass die Bestie über mich hinwegflog und mich verfehlte.

Das riesige Insekt flog weiter und hatte mich offenbar aus den Augen verloren.

Ich weiß nicht mehr warum, aber ich musste ständig auf meine Armbanduhr sehen.

Vorsichtig schlich ich mich zu einer Lichtung und noch bevor ich sehen konnte, was dort lag, hörte ich ein Geräusch, das noch viel furchterregender war, als der Flügelschlag der Riesenlibelle. Ich kroch vorsichtig zur Kante und sah in die Vertiefung, die dahinter lag.

Mir stockte der Atem.

Ich sah eine freie Fläche, die von ein paar großen Steinen und einigen Palmen umgeben war. In der Mitte saß, hockte, lag ein Wesen.

Es war eine ungefähr vier Meter lange Eidechse mit schuppiger Haut voller knöcherner Verhärtungen, die offenbar als Panzerung dienten, einem kleinen, schmalen und länglichen Kopf, vier kurzen, aber kräftigen Beinen und einem langen, spitz zulaufendem Schwanz. Am auffälligsten war jedoch der Rücken der Eidechse. Aus dem Rücken wuchs ein knöcherner Kamm, der mit Haut überogen war und wie ein Segel nach oben ragte. Dieses Segel war dünn, hatte aber fast die gleiche Fläche wie der restliche Körper des Tieres.

Ich erkannte das Wesen, es war ganz eindeutig ein *Edaphosaurus*, der vor ungefähr dreihundert Millionen Jahren gelebt hatte.

Dieser hier sah jedoch quicklebendig aus. Und der andere, den ich erst bemerkte, als er schon auf mich zugekrochen kam, sah noch viel lebendiger aus.

Panik machte sich in mir breit, als sich dieses völlig fremde Wesen mir näherte. Mir fiel ein, dass diese Wesen Pflanzenfresser waren und der einzige Grund für so eine Konfrontation mit dem Schutz ihres Nestes zu tun haben könnte, zog ich es vor, schnell zu verschwinden.

Meine Armbanduhr piepte und an dieser Stelle endet meine Erinnerung an den Moment.

Ich erinnere mich an das Forschungszentrum, an den LHC Teilchenbeschleuniger. An meine Experimente und meine Berechnungen, doch ich kann einfach nicht herausfinden, was ich berechnet hatte und worum es die ganze Zeit ging. Professor Mégrets Gesicht verfolgt mich in fast jeder meiner Erinnerungen. Er

war scheinbar überzeugt davon, dass es tatsächlich möglich war, einen Gegenstand von einem Ort an einen anderen zu bringen.

Einige Tage nach dem erfolgreichen Versuch plante Doktor Mégret einen weiteren Testlauf. Diesmal hatte ich eine exaktere Berechnung gemacht und war mir sicher, dass wir die Thermoskanne an einen anderen Ort schicken würden. Die Antimaterie, die bei der Kollisionen entstand, erschuf tatsächlich ein Wurmloch, zumindest waren sich alle Wissenschaftler darüber einig.

Professor Mégret plante den zweiten Versuch. Wir sollten einen Tisch mit rotierbarer Platte in den Strahlentunnel stellen und die Thermoskanne auf die linke Seite des Tisches stellen. Dann sollte der Computer die genaue Lage der Kanne scannen und die Daten zur Berechnung der Bestrahlung verwenden. Danach sollten wir die Tischplatte drehen, sodass die Thermoskanne auf der gegenüberliegenden Seite steht und sie dann auf ihren ursprünglichen Platz, der identisch mit den im Computer verwendeten Positionsdaten war, teleportieren.

Ich erinnere mich, dass wir gerade dabei waren, den Versuch zu besprechen, da geschah etwas seltsames. Wie aus dem Nichts erschien unser Versuchsobjekt, die Thermoskanne, auf der rechten Seite des Tisches, der in dem Strahlentunnel stand, während die linke Thermoskanne noch immer auf ihrer Seite stand. Einige der Anwesenden waren so überrascht, dass sie einen kurzen Schrei ausstießen.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Professor Mégret murmelnd.

„Leute, es sind zwei Kannen!“ sagte Jacques.

Wir standen auf und begutachteten beide Thermoskannen durch die dicke Scheibe. Sie waren absolut identisch!

Einige Minuten später verschwand die Thermoskanne einfach und es sah aus, als wäre sie nie da gewesen.

„Was hat das zu bedeuten?“

Wir starteten den Versuch wie geplant, drehten die Tischplatte um hundertachtzig Grad, sodass die Thermoskanne auf der rechten Seite stand. Wir hatten vor, die Thermoskanne von der rechten auf die linke Tischseite zu teleportieren. Die Thermoskanne verschwand tatsächlich für einige Minuten, nachdem wir sie bestrahlt hatten.

In diesem Moment wurde uns klar, was geschehen und wo die Thermoskanne gelandet war. Wir hatten sie anscheinend einige Minuten in die Vergangenheit geschickt.

Nach dem für gescheitert erklärten Versuch sprach Professor Mégret mit mir unter vier Augen in einem Nebenraum.

„Was hatte das zu bedeuten, Viktor?“ Seine Stimme klang gereizt.

„Offenbar haben wir die Thermoskanne nicht an einen anderen Ort, sondern in eine andere Zeit geschickt.“ sagte ich.

„Wie bitte?“

„Sehen sie,“ begann ich „die Thermoskanne stand rechts, als sie erschien. Genau die Position, in der sie war, als sie bestrahlt wurde und sich dematerialisiert hat. Das heißt, sie ist verschwunden und in der Vergangenheit, ein paar Minuten vorher, wieder aufgetaucht.“

„Ich dachte, wir schicken sie an einen anderen Ort.“

„Das hab ich auch gedacht. Die Komponente, mit der ich gerechnet habe, war nicht für den Ort, sondern... für die Zeit!“ sagte ich begeistert.

„Das kann und will ich nicht glauben!“ sagte Mégret abwehrend.

„Denken sie an meine Worte: Zeitreisen sind unmöglich, weil sie unlogisch sind!“

„Sie haben es mit eigenen Augen gesehen! Das wäre ein bahnbrechender Erfolg!“ sagte ich.

„Sind sie noch bei Trost, Viktor? Wissen sie, was wir da vielleicht entdeckt haben? Wenn es tatsächlich stimmt, ist es die schlimmste Entdeckung der Menschheit! Wir müssen es um jeden Preis geheim halten!“ sagte Mégret.

„Da haben sie Recht, wir müssen es geheim halten.“ Ich gab ihm in dieser Hinsicht Recht.

„Das ist Wahnsinn! Merken sie nicht, dass das falsch ist? Dieses Experiment hat beinahe alles total durcheinander gebracht!“ sagte der Professor gereizt.

„Wie meinen sie das?“

„Es ist nicht richtig, an der Zeit herumzuspielen. Die Grenzen der Logik sind im Begriff, gestört zu werden. Wer weiß, was das für Folgen haben kann?“

Ich war überrascht, dass mein Forschungsleiter, der ein Wissenschaftler durch und durch war, solch theologische Gedanken aussprach. „Hören sie, die Logik wird doch nicht gestört.“

„Ach ja? Was wäre gewesen, wenn wir das Experiment nach dem überraschenden Erscheinen der Thermoskanne überhaupt gar nicht gestartet hätten?“ fragte Mégret.

„Verstehen sie nicht? Wenn wir das Experiment nicht gemacht hätten. Wäre die Kanne niemals erschienen. Es war alles vorherbestimmt. Wir haben quasi die Vergangenheit beeinflusst. Und weil wir gerade dabei waren, kam es so unlogisch vor. Wir haben es selbst miterlebt, was passiert, wenn man seine eigene Vergangenheit und damit gleichzeitig auch seine eigene Zukunft beeinflusst!“ sagte ich.

„Sehen sie, genau das meine ich. Wir bewegen uns an den Grenzen der Logik und unserer physischen Welt. Es ist verwirrend und könnte uns an einen Ort bringen, an den wir vielleicht niemals hätten gelangen sollen!“

„Und was schlagen sie vor, wie wir das umgehen können?“

Mégret sah mich an. „Können sie weiter zurückreisen? Vielleicht können wir mehr erfahren, ohne unsere Mitarbeiter mit grotesken und unlogischen Situationen zu verwirren?“

„Ich weiß es nicht. Alle meine Berechnungen beruhten auf falschen Daten und Annahmen. Ich müsste alles durchrechnen, bis ich die Komponente finde, die ausschlaggebend ist. Bis dahin müssen wir weitere Versuche machen!“

„Aber halten sie es geheim! Davon darf niemals jemand erfahren!“

Mégret sah mich eindringlich an, während ich nickte. „Wissen sie etwas, das ich nicht weiß?“ fragte er dann.

„Was meinen sie?“

„Ich frage sie ein letztes Mal. Verheimlichen sie mir etwas? Wissen sie etwas, dass sie geheim halten?“ Mégret sah mich drohend an.

„Nein!“ sagte ich.

„Gut. Gehen wir erst mal einen Kaffee trinken!“

Ich erinnere mich, dass ich wochenlang, jede Nacht, in meiner Mietwohnung in der Genfer Innenstadt über meinen Zahlen saß und mir das Gehirn zermartete. Ich rechnete und grübelte, schrieb endlose Formeln, Wurzeln, Bruchstriche, mathematische Zahlen und Werte, bis ich eines Nachts wie im Wahn ein paar Koordinaten errechnet hatte, die mir das Blut in den Adern gefrieren ließen.

Ich spazierte über diese große, weite Wiese. Das Gras war grün und die Sonne schien vom blauen Himmel. Es war angenehm warm und eine leichte Brise erfrischte die Luft.

Ich war wieder etwas verwirrt und mir tat alles weh, allerdings weiß ich nicht mehr, weshalb.

Ich trug wieder meine übliche Kleidung und spazierte über die Weiten dieser schönen, grünen Landschaft.

Doch der Frieden war trügerisch und als ich zu einem gigantischen Findling kam und über die Kante sah, erschrak ich bei dem Anblick, der sich mir bot.

Ich sah zwei riesige Armeen von Menschen, die einander in der schönen, weiten Landschaft gegenüberstanden.

Ich erkannte Soldaten mit Schilden, Schwertern und Äxten. Ich sah Bogenschützen und Reiter mit Lanzen.

Die beiden Armeen wirkten optisch äußerst unterschiedlich. Auf der einen Seite waren Soldaten, die eher wie Bauern aussahen. Sie trugen keine einheitlichen Uniformen, hatten teilweise primitive Waffen wie Mistforken oder Knüppel und wirkten nicht gerade wie ein motivierter und gut organisierter Haufen.

Die Armee auf der anderen Seite war zahlenmäßig überlegen. Die Soldaten trugen allesamt einheitliche Rüstungen und Uniformen, Helme und Schilde, Schwerter und Panzer. Die trugen goldglänzende Helme mit rotem Kopfschmuck und prunkvolle und gleichzeitig funktionale Rüstungen. Ihre Pferde wirkten stärker als die der Gegner und die Infanterie wirkte wie ein Bollwerk, das unaufhaltsam auf die Opfer zu marschierte.

Ich erkannte Rammböcke und Katapulte, Armbrustschützen und Behälter mit griechischem Feuer, einer antiken Brandwaffe.

Ich erkannte die Rüstungen der Soldaten, es waren eindeutig Soldaten des Römischen Reiches.

Völlig überwältigt von dem Anblick der zahllosen Soldaten betrachtete ich die Schlacht von meinem sicheren Versteck aus.

Zuerst ertönte ein lautes Rauschen und dann verdunkelte sich der Himmel. Zehntausende von Pfeilen waren abgeschossen worden und prasselten auf die Bauernsoldaten herab.

Viele der Bauern fielen, doch im selben Moment schossen die Pfeile der Bauern los, von denen die meisten brannten. Die Geräusche der Einschläge und die darauffolgenden Schreie klangen so furchterregend, dass ich mich kurzzeitig abwenden musste. Ich hatte

die Römer dichter dran und konnte so erkennen, was sich abspielte, nachdem der Pfeilhagel der Bauern in ihre Reihen eingeschlagen war.

Dann gingen die Reiterschaften aufeinander los und stürmten in die Reihen der gegnerischen Soldaten. Lanzen wurden hochgerissen, Pferde aufgespießt.

Dann begann das Gemetzel.

Die Soldaten hieben mit Schwertern und Äxten aufeinander ein, beschossen sich mit Pfeilen und Brandgeschossen, gelegentlich schleuderten die Römer schwere Steine in die Menge ihrer Gegner. Die Bauern schafften es teilweise, die Phalanx der Römer zu durchdringen, doch waren sie machtlos gegen die Überzahl ihrer Gegner.

Blut färbte das grüne Gras rot und Leichen säumten das Schlachtfeld. Überall wurde gekämpft und jeder Soldat versuchte so viele Gegner wie möglich zu töten.

Der Anblick abgehackter Gliedmaßen, verstümmelter Leichen und grausam zugerichteter Verletzter packte mich tief in meinem Inneren, sodass ich mich erneut abwenden musste.

Ich sah auf meine Armbanduhr.

Plötzlich kamen zwei Männer um den Stein herum. Die Schlacht hatte sich zerstreut und ich hatte in meiner voyeuristischen Situation völlig übersehen, dass sie mir erschreckend nah gekommen war.

Die beiden Männer, ein Römer und ein Bauernsoldat, die sich mit Schwertern bekämpften und mit Blut und Dreck beschmiert waren, sahen mich und hielten für einen Moment inne.

Der Römer nutzte die Verwirrung und stieß seinem Gegner das Schwert in den Bauch.

Ich sah angewidert zu, wie er die Klinge mit einem schmatzenden Knirschen aus den blutenden Eingeweiden seines sterbenden Opfers riss und auf mich zu stürmte.

Dann kam wieder dieser große Filmriss, doch diesmal bin ich in der Lage, ihn vage zu beschreiben, es wurde plötzlich sehr hell und auch sehr... schnell. Was dann war, weiß ich nicht mehr.

Ich kann mich erinnern, dass Professor Mégret einen weiteren Versuch anordnete. Entweder glaubte er noch nicht, dass wir einen Gegenstand tatsächlich auf eine Zeitreise schicken konnten, oder er

weigerte sich, es einzusehen. Er wollte Klarheit und dies führte zu einem wirklich guten Einfall.

Diesmal hatte ich die richtige Komponente gefunden und sie statistisch so hochgerechnet, dass es ein Zeitpunkt in der weiten Vergangenheit sein müsste, falls es sich tatsächlich um eine Zeitreise handelte. Es war nur ein hypothetischer Wert, doch die Idee von Professor Mégret, eine Digitalkamera zu teleportieren, war einfach grandios!

Wir stellten die Kamera in den Strahlentunnel, beschossen sie mit der Strahlung und sie verschwand für eine Weile.

Vor dem Versuch war es glücklicherweise nicht zu sonderbaren Ereignissen gekommen, also dachte ich, dass meine Berechnungen auf jeden Fall nicht komplett falsch gewesen sein mussten.

Mégret hatte die Kamera so programmiert, dass sie automatisch ein Foto nach dem anderen schießen sollte, während sie auf Reisen war. Nach einigen Minuten kam die Kamera zurück. Ich stellte fest, dass ich noch keinerlei Einfluss auf die Dauer der Reise hatte und überlegte fieberhaft, welche Komponente meiner Berechnungen für die Dauer der Reise verantwortlich sein könnte.

Als die Kamera zurück war, hatte die Speicherkarte tatsächlich eine Menge Bilder zu bieten. Zu unserer Enttäuschung waren alle Bilder dunkel.

Erst nachdem mein Kollege und Assistent Dr. Jacques Dupont die Bilder an einer Bildbearbeitungssoftware aufgehellt hatte, erkannten wir, dass die Kamera den Sternenhimmel fotografiert hatte.

Wir schalteten eine Nachtoptik vor die Kamera und schickten sie erneut auf Reisen.

Diesmal waren die Bilder klar und deutlich: Ein nächtlicher Sternenhimmel.

In den folgende Wochen studierten wir zahllose astronomische Karten, die alle den Sternenhimmel über Genf zeigten. Wir suchten fieberhaft nach antiken Konstellationen, die mit der auf den Fotos übereinstimmten.

Es vergingen ein paar Wochen, in denen wir Karten verglichen, Archive durchsuchen ließen und zahllose Simulationen am Computer machten.

Irgendwann hatte meine Kollegin Dr. Carla Malraux eine umfassende Computersimulation erstellt, die den Sternenhimmel über Genf zeigte. Man konnte jedes beliebige Datum eingeben und

das Programm zeigte den nächtlichen Sternenhimmel ebendiesen Datums.

Wieder vergingen Arbeitstage mit langen Nächten, in denen unser zwanzigköpfiges Team versuchte, die Bilder auf den Fotos mit denen aus der Simulation zu vergleichen.

Noch immer tut sich nichts und die Erinnerungen kommen langsam und schleppend zurück. Mehr und mehr ergibt alles einen Sinn, auch wenn er mir noch nicht völlig klar ist.

Ich sah diese Berge vor mir, ich hatte sie bereits zuvor gesehen, auf einer anderen Reise. Doch dieses Mal waren sie schneebedeckt. Die ganze Landschaft war, so weit meine Augen reichten, von einer meterdicken Schicht aus Schnee und Eis bedeckt.

Es war schrecklich kalt und ich befürchtete, sofort zu erfrieren, als mich der eiskalte Wind traf und die Kälte mich wie eine Brise aus Rasiermessern traf.

Ich sah auf meine Armbanduhr und stapfte durch den dichten Schnee. Ich war mit meinen beinahe sommerlichen Klamotten absolut unpassend gekleidet und fror nach wenigen Minuten so sehr, dass ich am ganzen Körper zitterte. Ich kann mich erinnern, dass ich es beenden wollte, aber nicht wusste, wie. Ich habe keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte.

Ich ging weiter und sah ein riesiges Wesen im Schnee stehen, das aussah, wie ein zottiges Mammut. Es hatte gigantische Stoßzähne und stapfte gemächlich durch den Schnee. Schneeflocken hämmerten von Vorne auf das Tier ein und bildeten dicke Klumpen in seinem Fell. Das Mammut war dank seinem dicken Fell und den Fettreserven offenbar gut gegen die Kälte geschützt und nahm mich gar nicht zur Kenntnis, da ich viel zu weit weg war, um eine Bedrohung darzustellen.

Beeindruckt von diesem Anblick, aber in Todesangst, zu erfrieren, rannte ich weiter und kam zu einer Höhle, in dessen Eingang ich mich kauerte.

Als ich dort so saß und versuchte, mich vor dem stechenden Wind zu schützen, hörte ich Schritte hinter mir.

Mehrere Wesen kamen auf mich zu und kommunizierten mit grunzenden Lauten miteinander.

Langsam drehte ich mich um und sah vier Wesen auf mich zukommen. Sie gingen aufrecht auf zwei Beinen und waren in dicke Tierfelle gehüllt, um sich vor der Kälte zu schützen. Sie waren etwas kleiner als ich und die Stellen ihrer gedrungenen, aber enorm kräftigen Körper, die nicht von den Tierfellen bedeckt waren, waren behaart.

Erschrocken wich ich zurück, als ich die ersten Gesichter erkannte, die aus der Dunkelheit der Höhle auf mich zukamen. Die Wesen hatten Gesichter, die irgendwo zwischen Mensch und Affe lagen. Die Urmenschen sahen mich an und ich konnte nicht erkennen, ob sie neugierig oder scheu waren, ob sie friedlich oder feindselig waren. Ich konnte es aus ihren Gesichtern nicht lesen und das machte mir Angst. Die Kälte, die mich geplagt hatte, war verfliegen und der Angst gewichen. Sie kamen auf mich zu und es verdichteten sich die Anzeichen, dass sie tatsächlich nicht in friedlicher Absicht handelten, denn ich sah die Speere und Faustkeile in ihren primitiven Händen. Meine Armbanduhr piepte und Erleichterung keimte in mir auf.

Was dann geschah, weiß ich nicht mehr, denn die Erinnerung an das rasend schnelle Leuchten verdrängten alles, ich weiß nur noch, dass ich glücklich und entspannt war.

„Was haben sie gestern Abend gemacht?“ fragte mich Professor Mégret mit stechendem Blick.

„Ich verstehe nicht, was sie meinen... Ich war zu Hause und habe geschlafen!“ sagte ich überrascht.

„Falsch! Noch mal! Was haben sie gestern Abend gemacht?“ wiederholte Mégret seine Frage, diesmal deutlich bestimmender. Ich überlegte. „Ich war arbeiten. Stimmt. Ich hab total die Zeit vergessen!“ sagte ich verlegen.

„Sie waren die ganze Nacht hier? Wieso fällt ihnen das erst jetzt ein?“

„Ich habe die ganze Nacht an den Daten gearbeitet, ich habe überhaupt nicht geschlafen und mich nur von Kaffee und Zigaretten ernährt.“ sagte ich müde.

„Sie sehen auch nicht gut aus, sieht aus, als wenn sie was ausbrüten. Eine Sommergrippe?“ fragte Mégret.

Ich schniefte und nickte.

Mégret sah mich misstrauisch an. „Sie haben den LHC aktiviert. Wieso?“

„Den LHC aktiviert?“ fragte ich ahnungslos.

„Ja, und zwar mehrmals.“ Mégret kramte einen Zettel hervor. Es war das Protokoll, dass die Kontrollstation des LHC automatisch ausdrückte. Dort war jede Aktivität aus allen zwanzig Abteilungen des gesamten Komplexes nachzuvollziehen. „Hier, das ist unsere Station.“ Er zeigte mir ein paar Zahlen. „Sie haben den LHC mehrmals aktiviert, dreimal auf voller Kraft, das eine mal sogar mehr als dreißig Minuten lang.“

„Geht es um die Kosten für...“

„Verdammt, ich will wissen, was sie hier treiben! Was geht hier vor? Wer war gestern Nacht noch hier?“ fragte Mégret wütend.

„Carla und Jacques. Die haben mir geholfen. Ich brauchte die maximale Leistung, um ein Energiefeld aufzubauen. Antimaterie. Ich habe neue Erkenntnisse über meine Theorien. Bitte haben sie Verständnis, dies ist der wichtigste Teil meiner Arbeit! Ich bin dabei, das Rätsel zu entschlüsseln!“ sagte ich.

„Das wird mir langsam unheimlich! Woher soll ich wissen, dass wir wirklich etwas durch die Zeit schicken? Wie wollen sie mir das beweisen? Und wenn es stimmt, wie wollen sie mir dann versichern, dass wir nicht gerade dabei sind, einen Riesenschaden anzurichten?“ Ich wollte etwas sagen, doch jemand stürmte hastig in das Büro des Doktors.

„Wir haben den Zeitraum eingegrenzt, das Foto des Himmels stammt aus dem Jahre 1350.“ sagte Jacques aufgeregt.

„Das ist ja unglaublich. Wie sicher sind sie sich?“ fragte Mégret.

„Kommen sie, ich zeige es ihnen!“ Jacques führte uns heraus in das Labor, wo der riesige Flachbildmonitor stand, auf dem die Sternenkarten zu sehen waren.

Carla legte die Bilder übereinander und sie waren absolut identisch.

„Wir mussten alles drehen, so sind wir erst auf die Lösung gekommen.“ sagte einer der Forscher.

„Unglaublich!“

„Was machen wir jetzt?“

„Viktor, jetzt haben sie die Jahreszahl, in die sie ihr Wert X gebracht hat. Nun wären sie in der Lage, eine Jahreszahl direkt anzusteuern, oder?“ fragte Mégret.

„Ich weiß es nicht. Ich muss alles noch mal durchrechnen und vergleichen. Ich muss weitere Versuche machen. Ich werde die Komponente ändern und die Kamera noch mal zurückschicken!“ sagte ich. „Dann werden wir alles vergleichen und noch mal berechnen, dann wissen wir es.“

Keiner wagte es, etwas zu sagen und die unheimliche Stille zu stören. Wir hatten eine Kamera in das Jahr 1350 geschickt, das war der Beweis! Mir wurde so einiges klar über meinen letzten Selbstversuch letzte Nacht und den davor. Ich war sicherlich in der Lage, auch den Ort zu ändern, ich musste nur eine weitere Komponente ändern. Eine, die ich bisher außer Acht gelassen hatte. Ich musste sie variieren und einen weiteren Versuch machen. Ich wusste, dass ich mich auf Jacques und Carla verlassen konnte...

Ich erinnere mich, dass ich mich am Abend mit meinen Kollegen Jacques und Carla traf, um einen weiteren Versuch zu starten. „Professor Mégret hat angefangen, Fragen zu stellen!“ sagte Jacques besorgt.

„Ich weiß, ich habe ihm erzählt, dass ich an einer Theorie arbeite, was weiß ich, ich hab ihn uns erst mal ne Weile vom Hals gehalten.“ Ich bereitete alles für den Versuch vor.

„Lange können wir das nicht mehr machen, Viktor!“ Carla sah mich beunruhigt an. „Es ist viel zu gefährlich!“

„Ja, dass du letztes Mal heil zurück gekommen bist, war nur ein Zufall! Die Kälte hätte dich töten können!“ sagte Jacques. „Es ist zu gefährlich, wir sind auf solche Gegebenheiten einfach nicht vorbereitet! Stell dir vor, du teleportierst dich mitten in eine Mammutherde, in ein Meer oder in einen Berg hinein!“

„Ich werde mir diesmal einen Mantel anziehen. Einen sehr dicken!“ sagte ich und gab die neuesten Daten in den Computer ein. „Fahrt den LHC hoch, wir machen es noch einmal!“ Ich war wie besessen davon, dieses Rätsel zu lösen und Angst um meine Gesundheit hatte ich nicht, dafür war ich viel zu neugierig.

Dieses Mal hatte ich eine bestimmte Koordinate verändert und hoffte, endlich auch an einen anderen Ort zu gelangen. In all den Selbstversuchen hatte ich mich tatsächlich durch die Zeit bewegt, allerdings war ich immer am selben Ort gewesen. Immer mehr Erinnerungen kehren in mein Hirn zurück und mir wird immer mehr klar, was geschehen war. Ich hatte heimlich einige Selbstversuche

gemacht und mich höchstpersönlich in den Strahlentunnel begeben. Nachdem wir einen Rhesusaffen und ein paar Mäuse unversehrt teleportiert hatten, hatte ich es selbst gewagt und mich von den Strahlen beschießen lassen. Nur meine Kollegen Jacques und Carla wussten von meinen Versuchen und hielten die Ergebnisse der nächtlichen Reisen vor unserem Forschungsleiter Professor Mégret geheim.

Wieder begab ich mich in den Strahlentunnel. Ich spürte das Summen der mächtigen Magnetringe und das Knistern der sich aufladenden Teilchen, während ich meine Armbanduhr stellte. Ich setzte den Timer auf zehn Minuten. Ich hatte eine Komponente gefunden, die offenbar für die Dauer des Aufenthalts verantwortlich war, doch im Moment kann ich mich an keine weiteren Einzelheiten erinnern.

Seltsamerweise reißt meine Erinnerung an den Moment an dieser Stelle ab und ich erinnere mich nur noch an die Reise. Ein helles Licht und ein Tunnel aus schwarzen Wolken und Energieblitzen, durch den ich mit gefühlter Lichtgeschwindigkeit hindurchgezogen wurde, raste an mir vorbei. Ich flog rasend schnell auf ein grelles Licht zu und ich spürte eine noch nie da gewesene Gravitation, die an mir zog. Ich sah, wie mein Körper sich unnatürlich verformte, als würde eine kosmische Kraft meinen Körper schmelzen und zu abstrakten Formen modellieren. Ich begann, mich zu zersetzen, dann raste jedes Molekül meines Körpers durch eine Öffnung, die kleiner zu sein schien, als ein Atom selbst.

Was am Ende der Reise war, weiß ich nicht mehr.

Noch immer bin ich schwer angeschlagen von der schweren Betäubung, doch nun schmecke ich zunehmend einen schweren, metallischen Geschmack auf meiner Zunge. In meiner Kehle kratzt es ganz fürchterlich.

Ich erinnere mich an meine Studienzeit. Es war in den Achtzigerjahren, ich studierte in Paris Kern- und Astrophysik. Viele Leute hielten mich damals für ein Genie, nur weil ich erst Anfang Zwanzig war. Von meinen schweren psychischen Problemen in meiner Jugend wusste kaum einer etwas. Die Ärzte nannten es manchmal Inselbegabung, oder das Savant Syndrom, eine isolierte Gabe inmitten von Defekten. Andere Ärzte sprachen vom Asperger-

Syndrom, was es genau war, weiß ich nicht mehr. Ich kann mich an sehr vieles nicht mehr erinnern.

Ich kam als einigermaßen stabiler Mann an der Universität Cergy-Pontoise in Paris an und begann mein Studium. Professor Mégret war mein Tutor und wir freundeten uns schnell an. Ich erinnere mich an dieses eine Treffen mit ihm, als er mir von der Anlage in Genf erzählte. Etwas stimmt hier nicht!

Ich kann die widersprüchlichen Erinnerungen in meinem Kopf einfach nicht ordnen. Es gibt eine Erinnerung in meinem Kopf, die mehrmals, aus verschiedenen Blickwinkeln stattfindet und absolut keinen Sinn ergibt!

Ich weiß, dass die Lösung zu diesem Rätsel in der fehlenden Erinnerung an die letzte Reise liegt!

Ich erinnere mich, dass am nächsten Morgen alles irgendwie anders war.

Ich weiß, dass der Versuch planmäßig beendet worden war und, dass Jacques und Carla mir geschworen hatten, mir nie wieder zu helfen. Doch wirkten sie an diesem Abend eher wie flüchtige Geister. Ich erschrak, als ich das Gefühl bekam, ich könnte auf eine, mir absolut unerklärliche Weise durch sie hindurchsehen.

Ich weiß nicht mehr, was danach geschah.

Ich kam am nächsten Morgen ins Büro und suchte vergeblich nach den beiden, um sie nach der letzten Nacht zu fragen.

„Viktor! Kommen sie bitte in mein Büro!“ sagte Mégret, der urplötzlich neben mir aufgetaucht war.

„Was gibt es?“ fragte ich, nachdem ich mich in Mégrets Büro auf den Stuhl gesetzt hatte, der vor seinem Schreibtisch stand.

„Viktor, es hat Komplikationen gegeben, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Etwas stimmt nicht. Sie haben... Sie haben an dem LHC rumgespielt!“ Mégret sah mich erwartungsvoll an.

„Wir haben gestern einen Versuch gemacht. Ich habe eine neue Komponente...“

Mégret unterbrach mich und legte ein altes Buch auf den Tisch.

„Wissen sie, was das hier ist?“

„Ein sehr altes Buch?“

„Es ist eine Abschrift der Genfer Stadtchronik. Es gibt dort einen Artikel, der seit vielen Jahren von Wissenschaftlern untersucht wird, doch bisher hat keiner eine Erklärung gefunden. Wissen sie, es gibt

da eine Menge wirrer Geschichten. Die Leute waren damals noch nicht so weit, vieles, was um sie herum geschah, konnten sie nicht erklären, weil sie einfach noch nicht die wissenschaftlichen Zusammenhänge kannten.“

„Worauf wollen sie hinaus?“ fragte ich.

Mégret sah mich rügend an und schlug eine Seite auf. „Zwischen all diesen wirren Geschichten ist eine, die ich sehr interessant finde. Hier, sehen sie mal...“ Er zeigte auf eine Seite. „Es ist ein Eintrag aus dem Jahre 1350, verfasst von Alamand de Saint-Jeoire, dem damaligen Bischof von Genf. Es handelt von einem unerklärlichen Zwischenfall.“

Mégret setzte sich seine schmale Lesebrille auf und las mir aus dem Buch vor. „Und so geschah es, dass meine Ritter einen Fremden aufgriffen, der durch die Wälder schlich. Seine Kleidung und seine Sprache waren fremd und völlig unbekannt. Er war von den Dämonen der Hölle geschickt worden und hatte uns die Pest gebracht. Im Laufe des Verhörs offenbarte er sich als Hexenmeister, er hatte einen Dämonen in einer kleinen Schachtel gefangen, der unbekannte Melodien sang und behauptete, aus der Zukunft, aus dem Jahre unseres Herren, 2010 zu stammen. Als wir ihn zu seiner Hinrichtung bringen wollten, verschwand er vor meinen Augen, er löste sich buchstäblich in Luft auf. Bla, bla, bla!“ sagte Mégret.

„Viele unerklärliche Phänomene waren in Wirklichkeit einfache, wissenschaftliche Vorgänge, die man logisch erklären kann, aber damals konnte man es noch nicht. Aber hier steht noch was interessantes.“ Er las weiter. „Die Geschichte trägt den Titel *Der teuflische Victor*.“

Mégret hielt das Buch hoch und zeigte mir das Bild eines Holzschnittes, auf dem man den Bischof und seine Ritter sah. Sie wollten einen Mann ergreifen, der offenbar nur zur Hälfte da war und von dessen Körper helle Strahlen ausgingen.

Mit Schrecken stellte ich fest, dass der Künstler, der den Holzschnitt angefertigt hatte, den Bischof außerordentlich gut getroffen hatte, denn ich erkannte sein altes, eingefallenes Gesicht wieder.

„Zuerst dachte ich, dass sie mit *Victor* etwa einen Sieger oder Gewinner meinten. So viele Jahre ist mir diese Anekdote schon bekannt und seit gestern weiß ich endlich, was es damit auf sich hat. Machen sie mir nichts vor! Das Jahr 1350, der Name Victor...“

Mégrets Worte wurden immer leiser, obwohl er in der gleichen Lautstärke weitersprach und schließlich verstummten sie ganz in meinen Ohren, mir wurde klar, dass ich die Zeit verändert hatte. Wirre Erinnerungen fegten durch meinen Kopf. Ich selbst erinnerte mich an die Geschichte des *teuflischen Victor*, in meiner Studienzeit hatte ich mit ein paar Studenten darüber gesprochen. Allerdings erinnerte ich mich auch an eine alternativ wirkende Realität, in der ich mich an all das nicht erinnern konnte, jedoch war sie blass und kaum mehr vorhanden. Mir wurde klar, was ich getan hatte, ich hatte in der Zeit herumgepfuscht.

„Sie waren dort, nicht wahr?“ fragte Mégret. Seine Worte hallten laut durch meinen Verstand, der ohnehin schon mit all den doppelten Erinnerungen vollkommen überlastet war.

„Sie haben sich selbst dorthin gebracht, nicht wahr? Sie haben den LHC benutzt und sich selbst bestrahlt, habe ich Recht? Wer hat ihnen geholfen?“ fragte Mégret.

Mir war klar, dass ich mich nicht mehr rausreden konnte. Ich hatte die Zeit auf eine mir nicht bekannte Weise geändert und nun war alles anders. Ich begann, mich zu fragen, ob dies nun ein Paralleluniversum, eine alternative Realität war, in die ich mich da gebracht hatte.

„Wer hat ihnen dabei geholfen? Sie konnten unmöglich den LHC starten und sich dann selbst teleportieren!“ Mégret sah mich wütend an.

Ich beschloss, meine Kollegen zu verraten. Dennoch wollte ich die alleinige Schuld für die Vorfälle auf mich nehmen. „Jacques und Carla haben mir geholfen. Aber bitte...“

„Wer?“ fragte Mégret.

„Jacques Dupont und Carla Malraux.“ sagte ich.

„Wer bitte?“ Mégret sah mich verwundert an.

Ich sah ihn ebenfalls verwundert an. „Doktor Jacques Dupont und Doktor Carla Malraux, meine beiden Assistenten.“

„Was soll das, Viktor? Ich habe diese beiden Namen noch nie gehört, also bitte sagen sie mir, wer...“

Was? Er kannte Jacques und Carla nicht? Er hatte sie doch selbst eingestellt! Ich durchforstete meine Erinnerungen und stellte fest, dass die Erinnerungen an Jacques und Carla halbtransparent waren und, dass ich mich in meiner wahren Erinnerung nicht an sie erinnern konnte. Nur ein kleiner Teil von mir erinnerte sich an die

gemeinsamen Forschungsarbeiten, die ich mit meinen beiden Assistenten in diesem Labor gemacht hatte.

„Ich habe es die ganze Zeit gewusst, dass sie da etwas im Schilde führen!“ sagte Mégret. „Sie haben alles durcheinandergebracht!“ Mégrets Worte waren genauso unwirklich wie das gesamte Labor um mich herum.

„Ich erinnere mich noch genau an diesen Tag im August 1988! Ich habe all die Jahre geglaubt, mein Verstand würde mir einen Streich spielen, dass ich mir das, was ich zu sehen geglaubt hatte, wirklich nur eingebildet hatte, aber es war wirklich wahr!“ Professor Mégret war fassungslos.

„Was haben sie gesehen?“

„Wissen sie das nicht mehr?“

„Nein!“ Ich weiß nicht mehr, ob ich es damals noch wusste.

„Sie Narr!“ sagte Mégret wütend. „Sie wissen gar nicht, was sie angerichtet haben!“

„Was habe sie gesehen?“ fragte ich aufgeregt.

„Ich werde es ihnen sagen!“

Was immer er mir sagte, ich musste noch einmal zurück und es wieder berichtigen. Mir war klar, dass ich heute noch meinen Job verlieren würde. Zur Not würde ich mich illegal in das Gebäude schmuggeln müssen, um meine Mission zu beenden. Ich kannte jedes Sicherheitsleck und jeden Schlupfwinkel.

Ich schrecke hoch und spüre, dass dicke Gurte mich fest umklammern und an das Bett fesseln. Ich sehe einen Türschlitz, unter dem ein schwaches Licht hervorscheint und ich höre leise, gedämpfte Geräusche, deren Quellen hinter der Tür liegen. Ich höre Schritte und Menschen, die sprechen. Alles ist noch sehr leise und dumpf, aber jetzt wird mir klar, dass ich offenbar in einem Gefängnis bin. Oder ist es ein Krankenhaus? Der schwache Geruch, den meine Riechnerven wahrnehmen, sagt mir, dass es ein Krankenhaus sein muss. Oder die medizinische Abteilung eines Gefängnisses oder einer Anstalt.

Die Erinnerungen an meine letzte Reise kehren in milchigen, schemenhaften Bildern in meinen Kopf zurück.

Ich befand mich in Paris, es war ein heller warmer Sommertag und die Sonne schien vom wolkenfreien Himmel.

Ich sah mich um. Die Gegend kam mir sehr bekannt vor. Ich befand mich nicht unweit der Universität, an der ich studiert hatte. Ich hatte es tatsächlich geschafft, mich an einen anderen Ort zu bringen, ich war offenbar in Paris gelandet. Die Tatsache, dass ich moderne Gebäude und fahrende Autos sah, ließ mich zweifeln, ob ich wirklich in die Vergangenheit gereist war.

Ich ging zu einem Zeitungsstand und sah auf das Datum der Zeitungen in der Auslage. Es war 1988. Und in diesem Augenblick erkannte ich, wo ich war. Konnte das ein Zufall sein? Ich war an einem Ort, an dem ich mich zur Zeit meines Studiums oft mit Professor Mégret getroffen hatte. Wir hatten uns oft an einen bestimmten Tisch eines Bistros gesetzt und über die Wurmlochtheorien diskutiert.

Ich ging mit zitternden Knien auf das Bistro zu und sah dort viele Gäste sitzen. Als ich um eine Litfasssäule herumgegangen war, zuckte ich zusammen, als ich dort zwei Männer sitzen sah. Der eine war ein ziemlich junger Professor Mégret und der andere war... das war ich! Ich sah mich selbst dort sitzen. Ich überlegte und mir fiel ein, dass wir zu diesem Zeitpunkt schon an unserer Wurmlochtheorie mit der Teleportation gearbeitet hatten. Damals verfügte das CERN Institut jedoch noch nicht über einen Teilchenbeschleuniger wie den LHC, doch dieses Projekt war bereits in Planung und dies war Professor Mégret zu diesem Zeitpunkt auch absolut bewusst gewesen.

Ich überlegte lange, ob ich es wagen sollte, Professor Mégret und mein junges Ich anzusprechen. Ich wollte ihnen sagen, dass sie auf dem richtigen Weg waren, dass ich selbst aus der Zukunft und von einem ganz anderen Ort kam, um ihnen zu sagen, dass sie weitermachen und nicht aufgeben sollten. Sollte ich sie vielleicht auch vor ein paar Unannehmlichkeiten warnen? Die Neunziger waren nicht gerade ein glückliches Jahrzehnt für unsere Forschungsgruppe...

Sollte ich es wagen? Ich überlegte, wog die Vor- und Nachteile ab. Was, wenn ich mit meinem Erscheinen alles verändern würde? Würden sie vielleicht aufhören, an dem Projekt zu arbeiten? Was würde passieren, wenn ich den Lauf der Geschichte dadurch so verändern würde, dass die Welt, in die ich zurückkehre, nicht mehr die selbe ist. Was, wenn sie den LHC Versuch niemals machen würden und ich mich nach zehn Minuten wieder in Luft auflösen

würde? Was würde dann aus mir werden? Würde der Kosmos meine Seele einfach verschlucken? Ich war unsicher, doch in meinem Inneren wollte ich meinem Lehrmeister und mir selbst zeigen, dass das Projekt, über das die beiden Männer an dem Tisch gerade sprachen, tatsächlich realisierbar und absolut brauchbar war. Ich hatte keine Angst, den Lauf der Zeit zu verändern.

Ich wollte gerade losgehen, da packte mich eine Hand an der Schulter und wirbelte mich herum. Ich torkelte in eine Seitengasse und schaffte es gerade so, nicht zu stürzen. Ich versuchte zu erkennen, wer mich da so unsanft rumgeschubst hatte und bereitete mich schon auf einen Raubüberfall vor.

„Was wollen sie von...“ Mir stockte der Atem. Vor mir stand ein Mann, der mehr tot als lebendig war. Offenbar hatte er seine letzte Energie darin gesteckt, mich aufzuhalten.

Der Mann trug die gleiche Kleidung wie ich, nur war sie dreckig, voller Öl und Blut und an vielen Stellen angesengt. Der Mann hatte unter anderem einen sehr blutigen Bauchschuss erlitten. Irgendwer hatte ihn mit Kugeln buchstäblich durchsiebt.

„Was ist mit ihnen?“ fragte ich sofort und stützte den Mann, der drohte, zusammenzubrechen.

Erst jetzt erkannte ich sein Gesicht.

Der Kosmos zuckte zusammen, als ich erkannte, dass der Mann, den ich stütze, ich selbst war.

„Wer sind sie?“ fragte ich verwirrt.

„Ich bin du, Viktor!“ Mein Gegenüber hustete eine Ladung Blut aus.

„Was ist passiert?“ fragte ich.

Der andere Viktor glitt an der Hauswand zu Boden. „Ich komme aus der Zukunft, um dich daran zu hindern!“ Er hustete erneut blutig.

„Woran? Was ist überhaupt passiert?“ fragte ich mit Tränen in den Augen.

„Du darfst nicht da rüber gehen! Damit zerstörst du das Raum-Zeitkontinuum! Ich bin hier, um dich aufzuhalten! Es ist alles außer Kontrolle geraten!“

„Wieso?“ fragte ich mich.

„Wenn du jetzt zu dir selbst und Mégret rübergehst und dann zurückgehst, ist nichts mehr logisch, du veränderst den Lauf der Zeit. Und du darfst nicht in der Zeit rumspielen!“ Der andere Viktor wurde immer schwächer und seine Worte kosteten ihn immer mehr Kraft.

„Was ist mit dir.. mir passiert?“ fragte ich.

„Soldaten sind in das Labor gekommen! Ich habe es zu weit getrieben und es ist rausgekommen. Sie haben den LHC zerstört und uns alle abgeknallt. Das hier war mein letzter Sprung und in...“ Er sah auf seine Armbanduhr „zwei Minuten bin ich weg. Meine Seele wird in die Leere des Kosmos hinausgestoßen, denn es gibt keinen Ort mehr, an den ich zurück kann!“

„Was? Wer hat dich erschossen?“

„Soldaten der Regierung. Sie haben alle Beweise vernichtet und jeden getötet, der an den Versuchen beteiligt war.“

„Wieso denn?“

„Du kannst nicht einfach durch die Zeit spazieren und dir alles ansehen. Alles, was du tust, hat Konsequenzen, jede deiner Handlungen hat Folgen! Du veränderst den Lauf der Geschichte mit allem, was du tust! Du darfst es nicht! Wenn du heil zurückkommst, beende das Projekt! Verschwinde aus Genf! Wenn du wiederkommst, wird Mégret dich rauswerfen!“

„Wir müssen zu einem Arzt!“ sagte ich.

„Zu spät!“ sagte der andere Viktor.

Ich hielt ihn eine Weile und erlebte, wie er in meinen Armen starb.

Knapp zwei Minuten später dematerialisierte er sich und verschwand. Es wurde hell, dann war er wie vom Erdboden verschluckt. Er hatte sich buchstäblich in Luft aufgelöst.

Ich sah verwirrt und weinend auf meine Uhr und erkannte, dass ich selbst in wenigen Sekunden zurückgezogen werden würde. Sich selbst sterben zu sehen und seine eigene Leiche in den Armen zu halten, war kein schönes Erlebnis für mich gewesen.

Als das helle Licht mich einsog und einhüllte, stellte ich zu meinem Entsetzen fest, dass der junge Professor Mégret seinen Tisch verlassen hatte und mich heimlich angesehen hatte. Ich wusste nicht, wie lange schon.

Mir wurde klar, dass es offenbar doch nicht meine letzte Reise gewesen war.

Dann kam die große Stille. Es war dunkel, dumpf und taub und ich war allein mit diesen unlogischen Gedanken und den quälenden Fragen.

Plötzlich öffnet sich die Tür!

Licht bricht in den Raum und verbrennt mir fast die Augen. Ich will unbedingt erkennen, wer da in den Raum kommt, doch das Licht sticht in meinen Augen.

Durch blinzelnde und zusammengekniffene Augen erkenne ich Professor Mégret und zwei weitere Personen die, genau wie Mégret, lange weiße Kittel tragen.

Jemand schaltet das Licht ein. Das Zimmer in dem ich liege, wird hell erleuchtet und es zersprengt mir fast die Augäpfel, als die grellen Lichter erwachen und die Dunkelheit und die Stille schlagartig vertreiben.

Ich erkenne, dass ich in einem Krankenzimmer liege. Durch den Spalt der Tür, die einer der anderen beiden Ärzte gerade schließt, erkenne ich einen Flur, auf dem sich Ärzte, Schwestern und Patienten bewegen.

Mit einem lauten Knall ist die Tür wieder zu und die drei stehen direkt vor meinem Bett.

Ich kann langsam die Augen öffnen, obwohl das Licht noch immer wie tausend kleine Nadeln in meinen Augen sticht.

Ich sehe an mir herunter und erkenne die dicken, braunen Ledergurte, die mich festhalten.

Dann sehe ich zu Professor Mégret.

Seine Haare sehen seltsam aus, als wäre er aus den Fünfzigerjahren.

Dies wird noch durch seinen seltsamerweise sehr schmalen Schnauzbart und die seltsam altmodische Brille unterstrichen. Er trägt einen weißen Kittel und hat ein Stethoskop um den Hals.

„Guten Morgen Viktor, wie geht es ihnen?“ fragt Mégret mich hämisch.

Was ist geschehen? Ich will etwas sagen, doch meine Stimme funktioniert nicht mehr! Ich versuche erneut, ein Wort zu bilden, doch es bleibt mir im Hals stecken und löst einen schmerzhaften Hustenreiz aus. Ich huste Blut auf meinen Bauch und sehe verzweifelt zu Mégret, der nur leise kichert!

„Mit durchtrennten Stimmlippen werden sie mir nicht antworten können, das hätte ich ja fast vergessen! Kommen wir zum geschäftlichen, wir fangen sofort an, wie gestern mit ihnen besprochen, Viktor!“

Wovon redet der Kerl? Was ist hier überhaupt los? Wieso kann ich nicht mehr sprechen? Sie haben mir was? Die Stimmlippen? Warum, verdammt?

Ich sehe mir die beiden anderen Ärzte an und mir gefriert das Blut in den Adern, als ich ihre Gesichter erkenne. Ihre Frisuren sehen anders aus, aber ihre Gesichter... Es sind Jacques und Carla, meine beiden Assistenten!

Ich versuche, verzweifelt zu zappeln, doch auch das gelingt mir nicht mehr.

Jacques und Carla gehen zum Kopfende des Bettes und fixieren meinen Kopf mit einigen Schrauben an einer Vorrichtung, die wohl schon die ganze Zeit über meinem Kopf gehangen haben musste. Obwohl ich immer noch betäubt bin, spüre ich starke Schmerzen, als sie mir den Schädel in diesem Schraubstock festspannen.

„Dann fangen wir mal an!“ Professor Mégret stellt einen großen Koffer auf das Bett und holt einige Geräte heraus, die mich erschreckend an das erinnern, was ich in der Schule über die Lobotomie gelernt hatte, eine primitive und veraltete neurochirurgische Operation, bei der grundlegende Nervenbahnen im Gehirn unwiederbringlich durch einen mechanischen Eingriff von außen zerschnitten wurden, in der Hoffnung, Geisteskranke zu heilen. Diese extremste Form der Gehirnoperation wurde allerdings schon in den Sechzigerjahren zu Gunsten von Psychopharmaka abgeschafft, weil die Behandelten danach nur noch sabbernde, antriebslose Pflegefälle waren.

Was hat das zu bedeuten? Ich spüre, wie Jacques und Carla mir zwei kleine Löcher in die Seiten meines Schädels bohren, unterhalb meiner Schläfen. Ich will schreien, doch es kommt kein Ton, nicht mal ein Krächzen. Der Schraubstock hält meinen Kopf gnadenlos umklammert und lässt keinen Millemeter Spielraum, als wären die Schrauben bis in den Knochen geschraubt worden.

Der Schmerz durchfährt mich mit vollster Härte und lässt jede Faser meines Körpers verkrampfen, als die kalten, messerscharfen Werkzeuge meinen Schädelknochen durchbohren.

Was ist bloß geschehen? Was habe ich bloß getan? Habe ich mir das alles selbst zuzuschreiben? Ich bin offenbar gefangen in einer falschen Realität, in einer falschen Zeit. Oder bin ich bereits wahnsinnig geworden, weil ich die Zeitreisen und ihre Eindrücke und Folgen nicht verkraften konnte? Oder war ich vorher schon verrückt? War das alles nur eine seltsame Einbildung? Bin ich wirklich wahnsinnig?

Ich erinnere mich an den Kinderarzt. „Schizophrenie.“

Bin ich in einem Paralleluniversum? Wusste ich zu viel? Was hatte ich bloß angerichtet?

Zeitreisen sind unmöglich, weil sie unlogisch sind! Oder?

Welche der spektakulären Erinnerungen in meinem Kopf sind tatsächlich echt, welche eine Ausgeburt des Wahnsinns?

„Sie haben Raum und Zeit beschädigt!“ sagt Professor Mégret, als er eine lange, glänzende Nadel aus dem Koffer zieht.

Ich will ihn fragen, was er gerade gesagt hat, doch mir versagt erneut die Stimme.

Mégret lächelt mich an und schiebt die Nadel durch das kleine Loch in meiner Schläfe in mein Gehirn.

Blitze schießen durch meinen Körper und ich sehe seltsame Bilder vor meinen Augen.

Ich sehe unzählige Orte und Zeiten, die ich offenbar ebenfalls besucht hatte.

Während Professor Mégret die Nadel durch mein Hirn schiebt und sie dabei hoch und runter bewegt, um mein Gehirn zu zerschneiden, sehe ich das Ende der Welt und wie die Menschheit mit Herdenschiffen, gigantischen Raumfähren, in eine neue Zukunft reist.

Während die Substanz in meinem Kopf sich in totes Gewebe und mein Verstand in einen Haufen Scherben verwandelt, sehe ich, wie die Menschheit fremde Rassen in weit entfernten Welten kennen lernt und ihre Technologien adaptiert.

Mégret zieht die Nadel heraus und geht auf die andere Seite des Bettes, um die Prozedur auch auf der anderen Seite zu vollziehen.

Während er den Rest meines Geistes mit einem gezielten Schnitt durchtrennt, sehe ich, wie der Mensch nicht mehr an den Körper gebunden ist und die Seele ewiges Leben findet. Wie die Menschheit das Ende des Universums findet und dieses beinahe zerstört, weil es Raum und Zeit verletzt.

Mégret wedelt mit der Nadel in meinem Hirn herum und ich habe eine letzte Vision, während ich langsam wegdämmere und sabbere.

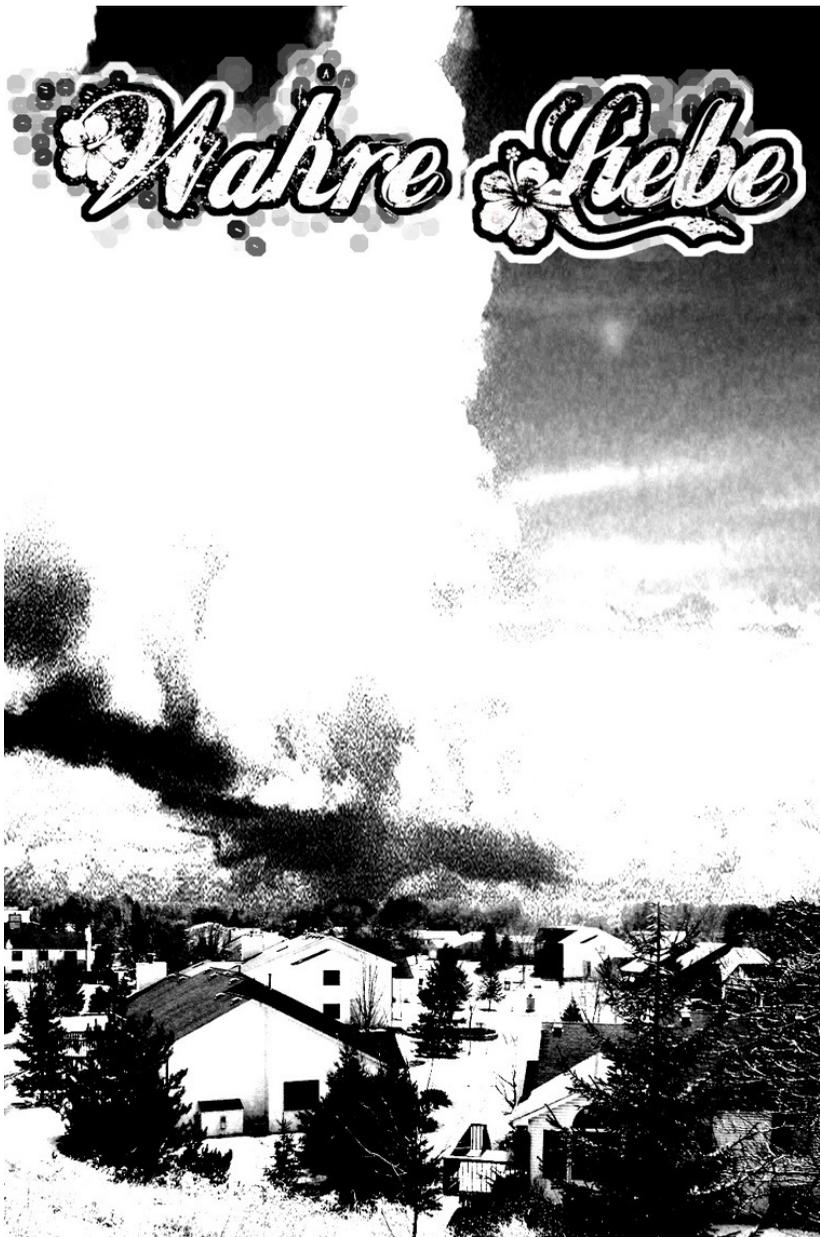
Ich sehe das Ende der Menschheit in ferner, ferner Zukunft. Sie sterben alle bei dem erfolgreichen Versuch, das Universum zu retten.

Sie opfern sich und es entsteht ein neues Leben auf einer fremden, grünen Welt. Ein Mensch, er heißt Adam. Adam?

Mégret zieht die Nadel heraus und sagt noch ein paar Worte, die ich nicht mehr verstehe.

Die Operation ist beendet, ich bin tot und lebe trotzdem noch. Das perfekte Verbrechen! Jacques und Carla verbinden mir den Kopf. Ich kann nicht mehr verstehen, was sie reden. Professor Mégret sagt etwas, dann macht er das Licht aus. Die drei Ärzte gehen aus dem Raum und schließen die Tür. Es ist dunkel.

*ENDE*



## „Wahre Liebe“

von M. Nuncio Alexander

Es war ein ganz besonders sonniger, angenehmer Frühlingstag. Ein alter Mann spazierte mit schwingenden Schritten über den asphaltierten Bürgersteig des gutbürgerlichen Vorstadtviertels. Er blieb an einem Lattenzaun stehen und sah in den Garten dahinter, während er tief einatmete und die frische Luft genoss. Er liebte es, an der frischen Luft zu sein und genoss jede Sekunde, die er bei schönem Wetter im Freien verbringen konnte.

Vielleicht war das einer der Gründe, warum er mit neunundsechzig Jahren noch so aktiv und gesund war. Fast wie ein Teenager. Der alte Mann lächelte und fuchtelte mit seinem linken Arm. „Hallo Gertrud!“

„Hallo Rolf!“ rief eine ältere Dame, die dreckige Klamotten und ein Kopftuch trug. Sie kam zum Zaun gehumpelt.

„Wie geht es dir?“ fragte Rolf und gab ihr lächelnd die Hand.

„Ach ja, es geht so, du weißt ja, der Rücken und all das.“ sagte die Frau gequält.

Rolf wusste nicht genau, wie das war, schließlich erfreute er sich noch einer besten Gesundheit. „Ja, ich kann mir das denken. Und, was machst du gerade?“

„Ich versuche gerade ein bisschen im Garten zu arbeiten, soweit es mein Rücken zulässt.“ sagte die Frau und deutete stolz auf ein frisches Beet.

„Du sollst dich nicht übernehmen!“ sagte Rolf lächelnd und vernahm den typischen Geruch von frischer Erde.

Gertrud sah ihn genervt an. „Ach was! Was treibt dich eigentlich hierher?“

„Ich war einkaufen.“ sagte Rolf und hob seinen Einkaufsbeutel an, damit Gertrud etwas davon sehen konnte.

„Ach so. Na, dann mach's mal gut, alter Junge!“ sagte Gertrud und schenkte Rolf ein nettes Lächeln.

„Ja, frohes Schaffen!“ sagte Rolf und ging weiter.

Rolf spazierte weiter durch das Viertel. Um ihn herum waren Lattenzäune, Hecken, große Gärten, Einfamilienhäuser und

Gartenzwerge in gepflegten Vorgärten. Hier lebten viele alte Leute, die meisten von ihnen waren mit Rolf befreundet.

Eine alte, klapprige Dame kam Rolf entgegen. Sie ging mit ihrem Dackel spazieren. Der Hund trug etwas, das wie eine Art *Hundejacke* aussah.

Rolf lächelte die Dame an und ging weiter. Manchmal machte ihn das Leben etwas stutzig. Alle verbrachten hier ihren Lebensabend, als würden sie auf den Tod warten. Das gefiel Rolf gar nicht. Er genoss jeden Moment in vollen Zügen und wartete gewiss nicht auf den Tod. Er hatte sein ganzes Leben lang hart gearbeitet und nun war es an der Zeit, das Leben wirklich zu genießen.

Ein dicker Mann, der etwas jünger als Rolf aussah, kam ihn entgegen.

Rolf blieb stehen und lächelte. „Na, wie hast du’s?“

„Rolf! Du alter Hund!“ sagte der Mann und gab ihm überschwänglich die Hand, als wolle er ihm den Arm auskugeln. Doch so schnell ging das nicht, schließlich war Rolf ein recht kräftiger Typ, um nicht beleibt zu sagen.

Doch sein gegenüber war noch bulliger. Er war zwar klein, hatte aber breite Schultern und einen runden Bauch. Jahrelange Arbeit auf dem Bau hatte seinen Körper geformt. *Das Bier auch.*

„Wie geht’s?“ fragte Rolf und zog sich seinen hellbraunen Mantel wieder zurecht.

„Allerbest. Und selbst?“

„Wie immer, Heinz, wie immer.“ sagte Rolf.

„Hätte mich auch gewundert.“ sagte Heinz und lachte dunkel.

„Ich war gerade einkaufen und hab den schönen Tag genossen.“ sagte Rolf und fuhr sich mit der Hand über seinen grauen Schnurrbart.

„Ich will zum Garten.“

„Ich war gestern schon im Garten arbeiten.“ sagte Rolf und sah sich zufrieden um.

„Du hast es gut, du musst auch nicht in die Gartenkolonie.“ sagte Heinz wehmütig.

Einen stillen Moment lang starrte Heinz verträumt ins Leere, als wünschte er sich nichts sehnlicher als ein eigenes Haus mit Garten.

„So, nun muss ich aber wieder los.“ sagte er lächelnd.

„Ja, mach’s gut.“ sagte Rolf und ging weiter.

„Warte!“ rief Heinz.

Rolf sah sich um.

„Denk an unseren Skat Abend! Dienstag!“ sagte Heinz.

„Ja, auf jeden Fall!“ sagte Rolf.

„Denk dran, die anderen Jungs sind auch alle da. Du darfst nicht fehlen!“

„In Ordnung, hätte ich aber auch nicht vergessen!“ sagte Rolf und setzte seinen Weg fort.

Rolf kam zu seinem Haus. Es war ein kleines, spießiges Einfamilienhaus mit einem gepflegtem Garten und einem alten Benz vor der Tür.

Es dämmerte schon, als Rolf ankam, im Hausflur seinen Mantel an die Garderobe hing und gleich zur Hintertür wieder nach draußen, und auf den Hof ging.

Rolf ging über den penibel aufgeräumten Hof zum Schuppen und schloss ihn auf.

Im Schuppen war es dunkel, muffig und staubig. Überall lag Werkzeug, aber Unordnung herrschte hier nicht, das war ganz und gar nicht der Stil von Rolf.

Rolf knipste einen Schalter an, der eine Leuchtstoffrohre aktivierte, die sich mit einem metallischen Knacken mit grellem Licht füllte und den Raum beleuchtete. Eine gepflegte und aufgeräumte Werkbank kam zum Vorschein.

Rolf sah sich suchend in der kleinen Werkstatt um, bis sein Blick auf einen Zimmermannshammer fiel, der an einem Brett an der Wand hing. Er griff sich den Hammer und stellte seine Tüte mit den Einkäufen auf die Werkbank, dann nahm er ein paar Konservendosen, die er gerade gekauft hatte und begann, die Dosen mit dem Hammer zu demolieren.

Als er damit fertig war, musterte er die Dosen mit einem zufriedenen Lächeln, warf sie dann auf den Boden und trat sie gegen die Wand. Er sammelte sie auf und musterte sie erneut, dann steckte er sie in einen zerlumpten Jutebeutel, der halb zerrissen und dreckig war. Rolf warf sich den Beutel über die Schulter, nahm seine restlichen Einkäufe mit, knipste das Licht aus und verließ den Schuppen wieder.

Rolf ging wieder ins Haus und stellte den Jutebeutel im Flur ab, dann ging er in die Küche.

Die Küche war zwar recht altmodisch, aber sauber, aufgeräumt und sehr ordentlich. Rolf sortierte die Einkäufe in die vorgesehenen Schubladen und richtete alles symmetrisch zueinander aus.

Danach verließ er die Küche und ging die Treppe hoch. Am Ende der Stufen betrat er einen konservativ eingerichteten Flur und holte einen Schlüssel hervor, mit dem er die Tür aufschloss, die sich am Ende des Flurs befand.

Vorsichtig betrat er ein Arbeitszimmer, in dem sich unzählige Modelle aus Styropor befanden. Der Schreibtisch und die Regale waren voll von kleinen Modellen von Gebäuden, Fahrzeugen oder Landschaften. Einige Teile waren in mühevoller Kleinstarbeit bearbeitet und angemalt worden und sahen verblüffend echt aus. Alle Motive hatten etwas gemein: Zerstörung. Alle Gebäude waren halb zerfallen oder verbrannt, die Fahrzeuge waren zerstört oder ausgebrannt und die Landschaften sahen aus als wären sie vergiftet und niedergebrannt worden. Die Fassaden der prachtvollen Häuser waren abgeblättert, zerschossen und halb eingerissen.

Mit einem angespanntem Atmen starrte er auf einen kleinen Kirchturm, der auf seinem Tisch stand und setzte sich. Er nahm sich einige Werkzeuge und begann, dem Kirchturm Schäden hinzuzufügen, die aussahen wie Bombenbeschuss und Spuren eines verheerenden Feuers.

Nachdem Rolf den Turm bemalt hatte und die zerstörten Stellen angeglichen hatte, sah der Turm faszinierend real aus.

Rolf betrachtete sein Werk voller Stolz, bevor er seinen Arbeitsplatz verließ und sein neues Meisterwerk behutsam aus dem Raum trug.

Er ging zu einem Zimmer auf der anderen Seite des Flurs, das er ebenfalls aufschließen musste.

Hinter der Tür verbarg sich eine atemberaubende, kleine Welt. Eine Miniaturausgabe seiner Heimatstadt, die sich über das ganze Zimmer erstreckte. Die Modellwelt war mehrere Meter breit und lang und sah gespenstisch aus. Die Stadt war eins zu eins komplett im richtigen Maßstab nachgebaut worden, doch war sie vollkommen zerstört. Die Häuser waren ausgebrannt und halb zerfallen. Auf den Straßen lagen kleine Modelle von halb verwesenen Leichen und am Straßenrand standen verunglückte und ausgebrannte Fahrzeuge. Abgesehen davon war es menschenleer.

Der Himmel dieser Welt zog sich bis zur Decke des Zimmers und war schwarz. Am oberen Ende ging er in dunkle Tücher über, hinter

denen eine Lampe brannte, die von unten aussah wie eine trübe, hinter Wolken verborgene Sonne. Der Eindruck war sehr glaubwürdig, da das Zimmer keine Fenster hatte.

Vorsichtig ging Rolf in den Raum und nahm sich ein schwarzes Tuch, das über einer Zeitschaltuhr am Lichtschalter hing.

Neben der Tür war der Schornsteinschacht und aus ihm ragte etwas heraus, das aussah wie das Sehrohr von einem U- Boot. Dieses Seerohr richtete sich direkt auf die kleine, apokalyptische Modellstadt.

Vorsichtig schlich Rolf sich an dem Rohr vorbei und warf das schwarze Tuch über die Optik.

Erst dann war er entspannt und begann, die kleine Stadt ein wenig aufzuräumen. Es hatte sich wieder etwas Staub gesammelt. Dann setzte er den neuen Kirchturm ein und bestaunte sein Werk. Er war zufrieden, er hatte seine eigene Heimatstadt zu einem apokalyptischen Endzeitszenario umgebaut, das absolut glaubhaft wirkte.

Während er rausging, zog er das schwarze Tuch von der Optik und schloss die Tür wieder.

Rolf ging durch den Flur, schloss beide Türen ab, steckte den Schlüssel ein, als wäre er sein größter Schatz und ging wieder die Treppe runter.

Dann ging Rolf kurz ins Wohnzimmer, wo über der Couch ein kitschiges Landschaftsgemälde hing und räumte ein wenig die Spuren des gestrigen Fußballabends vor dem Fernseher weg und ging in den Flur im Erdgeschoss, wo der Jutebeutel lag.

Am Ende des Flurs war eine dicke Stahltür, die in den Keller führte. Rolf öffnete sie und ging die Treppe zum Keller hinab.

Die Vorräte waren sauber und ordentlich in die Regale eingeordnet und die Tiefkühltruhe war voll mit leckeren Gerichten.

Rolf ging an der Waschküche vorbei, wo eine moderne Waschmaschine mit Trockner stand.

Ein paar Schritte weiter war ein weiterer Werkraum.

Vorsichtig zog Rolf die Tür zu und schloss sich selbst in dem Raum ein. Dann ging er zu einem Schrank, der an der Wand stand und drückte ihn gegen die Wand. Hinter der Innenwand des Schrankes kam eine massive Stahltür zum Vorschein, die er öffnete, indem er vier Regal beiseite schob und drei Tresorschlösser öffnete.

Er ging eine lange, steile Treppe herunter, die in eine dunkle Tiefe führte. In seiner Hand trug er den zerrissenen Stoffbeutel, in den er die verbeulten Konservendosen getan hatte.

Am Ende der Treppe war ein kleiner Vorraum und eine weitere dicke Stahltür, die ebenfalls durch mehrere Schlösser gesichert war. An der Wand hing eine Gasmasken. Rolf nahm sie und setzte sie sich auf.

Dann öffnete er die Tür, durchschritt sie und schloss sie hinter sich wieder ab.

Rolf war in einem Raum, der wie eine Dekompressionskammer wirkte. Dann kam er in einen Raum, der stark an einen Bombenschutzbunker erinnerte. Es war ein karger, ungemütlicher Raum, der kein einziges Fenster hatte. In dem Raum waren nur notdürftig Bad und Küche vorhanden. In der Mitte des Raums war eine gemütliche Couch. Um die Couch herum standen ein paar Blumen auf einem Tisch und ein alter Schrank, voll mit Habseligkeiten.

Auf der Couch saß eine alte Frau. Sie sah verwirrt umher. Als sie Rolf sah, der erschöpft seine Gasmasken abnahm, sprang sie auf und kam zu ihm. „Schatz! Mein Liebster! Du bist wieder da!“

„Ja, da bin ich wieder!“ sagte Rolf erschöpft. „Es war nicht ganz einfach, aber ich hab’s geschafft!“ sagte Rolf und präsentierte die Konservendosen.

„Oh mein Gott! Du bist so gut zu mir!“ sagte die alte Frau und sah glücklich auf die verbeulten Dosen. „Du riskierst dein Leben für mich. Ich liebe dich so sehr! Du warst diesmal so lange weg, ich hab mir so große Sorgen gemacht!“

„Hast du nach draußen gesehen?“ fragte Rolf.

„Nein, ich mache das nicht so gerne. Ich sehe doch nur Zerstörung, wenn ich nach draußen sehe.“ sagte die Frau und deutete auf eine Apparatur, die aus der Decke kam und wie die Optik eines Seerohrs aussah.

„Ich hab es extra gebaut, damit du ein bisschen nach draußen gucken kannst, wenn ich unterwegs bin, um etwas zu essen für uns zu besorgen.“ sagte Rolf vorwurfsvoll.

„Ach, liebster Schatz, endlich bist du wieder bei mir!“ sagte die Frau und umarmte ihren Mann weinend.

„Ja, diesmal war es echt knapp. Überall diese verstrahlten Mutanten, diese deformierten, blutrünstigen Bestien!“

„Manchmal denke ich, ich falle dir zur Last.“ sagte die Frau und ging zur Couch.

Rolf folgte ihr und setzte sich neben sie. „Wieso?“

„Weil du immer losziehst und dein Leben aufs Spiel setzt. Nur, damit wir über die Runden kommen.“

„Ich meine, schließlich ist nach diese Atomkrieg das ganze System der Menschheit zusammengebrochen!“ sagte Rolf.

„Ja, ich weiß, aber es ist doch so gefährlich da draußen!“ sagte die Frau mit Tränen in den Augen. „Ich will mit dir nach draußen gehen.“

„Nein!“ sagte Rolf streng. „Du wirst es nicht wollen! Die Luft verbrennt dir das Gesicht und die Wesen da draußen würden dich sofort in Teile zerreißen! Außerdem haben wir nur diese eine Gasmasken. Vertrau mir! Ich Sorge schon für dich!“

„Wieso bist du so gut zu mir?“

„Weil ich dich mehr als alles andere auf der Welt liebe!“ sagte Rolf sentimental.

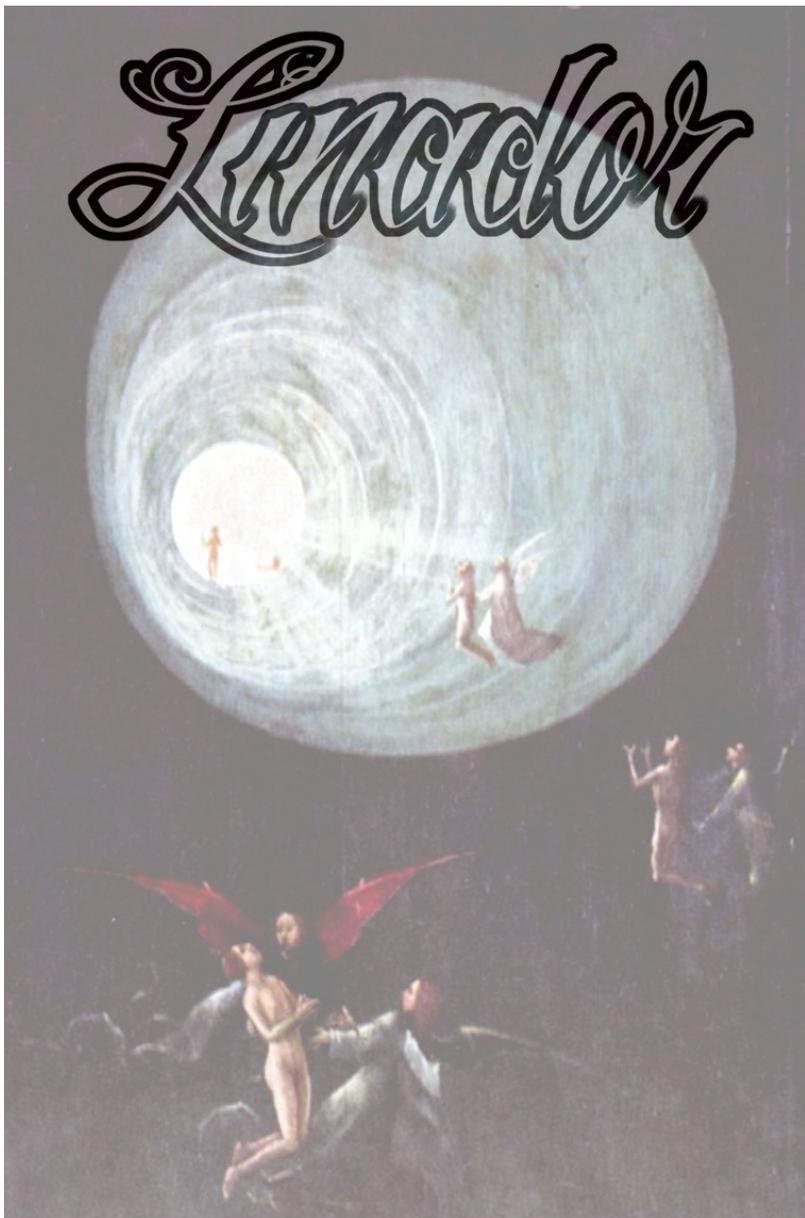
„Ich dich auch. Auch, wenn ich dir zur Last falle...“

**ENDE**

### **Anmerkungen zu „Wahre Liebe“**

Diese Geschichte ist schon sehr alt. 2009 habe ich sie noch einmal umgeschrieben. Ich glaube, ich habe sie ursprünglich ungefähr 1997 geschrieben, sie basierte auf der Geschichte in einem U-Comix Heft, das ich heute leider nicht mehr habe und daher auch keine weiteren Angaben zum Zeichner oder dem Titel machen kann. Das bedeutet, die Geschichte ist nicht angelehnt an die Kellergefangenschaft aus Österreich, die letztes Jahr durch die Medien ging, die Geschichte gab es schon Jahre vorher. Dennoch ist es erschreckend, wenn man denkt, man hat eine wirklich kranke Geschichte so wie diese geschrieben und einen die Realität einholt.

Ich finde, die Geschichte bringt meinen Grundgedanken einer Horror- Kurzgeschichte genau auf den Punkt, denn es beginnt als etwas normales, alltägliches, dann wird es seltsam und dann gibt es eine grauenvolle Wendung. Ansonsten bleibt nur noch anzumerken, dass „Wahre Liebe“ vermutlich meine kürzeste Kurzgeschichte ist.



## „Linador“

von M. Nuncio Alexander

Es war ein langweiliger Donnerstag, kurz vor Feierabend, so trist und langweilig wie jeder andere Arbeitstag auch. Ich saß an meinem Arbeitsplatz und sah dem emsigen Treiben in der Provinz-Werbeagentur zu, in der ich als Grafikdesignerin arbeitete.

Selbsternannte Macher und Mächtegern Workaholics gesellten sich zu verlogenen Speichelleckern, die um den großen Boss, Herrn Eichmann scharwenzelten und um seine Gunst buhlten.

Traurig sah ich auf das Schreiben, das auf meinem Tisch lag. Es war eine Absage einer renommierten Werbeagentur aus Hamburg, bei der ich mich um eine Stelle beworben hatte. Mein Zeugnis und meine Qualifikationen waren nicht übel, doch dies war die neunte Absage in zwei Monaten. Deprimiert zerknüllte ich das Schreiben und warf es in den Papierkorb.

„Lorentzen und Partner, was?“ fragte Herr Eichmann, ein großer, braun gebrannter Mann mit kurzgeschorenen, grauen Haaren und einem dünnen Schnauzbart.

Ich hatte ihn gar nicht kommen gesehen und war erschrocken. „Ja.“ „Haben abgesagt?“ fragte er hämisch.

Ich nickte nur und wagte es nicht, ihn anzusehen. Dass ich kündigen wollte, war ein offenes Geheimnis, doch Eichmann tat alles, um mir einzureden, dass ich minderwertig und für keine Agentur interessant wäre. Eigentlich war dies ein Versuch, mich bei sich in seiner schmierigen Kaschemme zu behalten, denn er und ich wussten, wie gut ich war und wie oft ich der Firma mit meinen individuellen Konzepten und kreativen Ideen den Arsch gerettet hatte. Ich war zwar erst achtundzwanzig Jahre alt und *nur* eine Frau, aber ich hatte schon mehr erreicht als es honoriert wurde. So war es nun eben.

Einige Stunden später kam ich zu Hause an, stolperte in den Flur und warf meine Jacke über die Garderobe. „Ich bin zurück!“ rief ich und roch, dass es Spaghetti gab.

Ich wohnte mit meinen beiden besten Freundinnen Kathrin und Melanie in einer Dreier WG in der Vorstadt. Kathrin war eine dünne, tätowierte Frisöse mit langen, schwarzen Haaren und Melanie war eine bunt und figurbetont gekleidete, blonde

Reiseberaterin mit gefärbten Strähnchen und künstlichen Fingernägeln. Diese beiden Mädels waren meine besten Freundinnen und kümmerten sich rührend um mich, seit meine Eltern vor vier Jahren gestorben waren.

„Na, Schatz!“ sagte Melanie, die in einer Schürze aus der Küche kam und mich umarmte.

„Spaghetti?“

„Ja! Fünf Minuten noch. Hast mal wieder ein super Timing!“ sagte Melanie und ging zurück in die Küche.

Eine Stunde später saßen Melanie, Kathrin und ich entspannt und vollgefressen auf der Couch und jede von uns hatte schon das zweite Glas Rotwein in der Hand.

Es wurde gelacht und gekichert, doch ich war einfach nicht in der Lage, so zu tun, als wäre nichts und es dauerte nicht lange, bis sie mich darauf ansprachen.

„Was hast du?“ fragte Kathrin und schubste mich neckisch. „Warum bist du so still?“

„Ach, Arbeit war Scheiße!“ sagte ich enttäuscht.

„Eichmann wieder?“ fragte Kathrin.

Ich nickte nur.

„Das ist ein Arschloch!“ sagte Melanie.

Ich nickte erneut.

„Wehr dich doch mal! Such dir was neues und kündige! Du bist so geil, du schaffst das locker woanders!“ sagte Kathrin.

„Leider nicht. Ich hab heute Post von Lorentzen und Partner bekommen, eine Absage.“ Ich war den Tränen nahe.

„Oh, mein Beileid!“ sagte Melanie sichtlich ergriffen.

Kathrin nahm mich in den Arm.

„Ich bin so im Arsch!“ sagte ich und begann, hemmungslos zu weinen.

„He, ist ja schon gut!“ sagte Kathrin.

„Vielleicht hab ich da eine Idee, die uns auf andere Gedanken bringt!“ sagte Melanie.

„Einen kiffen?“ fragte Kathrin.

Wir drei lachten.

„Nein, ich hab was wirklich cooles. Meine Eltern haben doch dieses Ferienhaus in Eulenbach.“ begann Melanie. „Wie wär’s, wenn wir alle drei am Samstag da hinfahren und uns ein richtig tolles

Wochenende machen, um den ganzen Stress zu vergessen? Meine Eltern wissen bescheid, wir können das Haus das ganze Wochenende nutzen, müsste sie nur anrufen, damit sie mir morgen den Schlüssel geben können! Die haben einen Whirlpool, ein Heimkino mit DVD und Surround-Anlage, eine Kellerbar und, und, und!“

„Geil, das wär doch mal was!“

„Du meinst, *ich* fahre hin!“ sagte ich sarkastisch. Es war meine Art, zu reagieren. Natürlich freute ich mich und hatte große Lust auf das Wochenende.

„Wir geben dir doch was dazu, du Miststück!“ sagte Melanie lachend.

„Wie weit ist das?“ fragte Kathrin.

„Hundertzwanzig Kilometer ungefähr in nördliche Richtung. Was meint ihr?“

„Super geile Idee!“ sagte Kathrin. „Bist du dabei?“ Sie sah mich an.

„Sehr gerne!“ sagte ich und stellte fest, dass ich wieder lächelte.

„Abgemacht. Dann fahren wir am Wochenende nach Eulenbach.“ sagte Melanie.

„Wir packen aber ein paar schöne DVDs ein!“ sagte Kathrin.

„Klar!“

Am nächsten Tag war meine Stimmung schon wieder gedrückter. Ich saß wieder an meinem Schreibtisch und kaute mein Frühstücksbrot. Ich sah dabei auf das einzige private Eigentum, das auf meinem Schreibtisch stand, ein Bild, auf dem meine Eltern und meine beiden Schwestern zu sehen waren. Würgende Trauer kochte in mir hoch, als ich an sie dachte. Es war an einem Samstag vor vier Jahren. Meine Eltern und meine Schwestern waren weggefahren, in einen Freizeitpark. Ich konnte nicht mitkommen, weil ich schlimmen Durchfall hatte und es hatte auch etwas Streit gegeben. Jedenfalls waren sie ohne mich losgefahren, doch sie kamen nie wieder. Erst war ich verwundert, dass niemand zurückkam, dann war das Handy plötzlich nicht erreichbar. Einige bange Stunden später standen zwei Polizisten mit traurigen Gesichtern vor der Tür und erzählten mir, dass das Auto verunglückt war und jeder darin getötet worden war... Tränen schossen mir in die Augen. Ich hatte keine Möglichkeit, mich von ihnen zu verabschieden. Es war einfach zu Ende. Das schlimmste Erlebnis meines Lebens.

„Was ist los?“ fragte Karl, ein Arbeitskollege und warf mir ein paar Akten auf den Tisch.

„Nichts.“ sagte ich. Ich hatte keine Lust, mit ihm zu reden. Das Mobbing hatte bereits in der ersten Klasse angefangen und bis heute keine Ende gefunden.

„Wieder schlecht drauf?“ Er sah auf das Foto mit meiner Familie.

„Ah, ich verstehe. Sieh es positiv, du kannst dir das Geld zum Muttertag sparen.“ Er lachte lautstark und andere Kollegen, die das gehört hatten, stimmten mit ein.

„Du kannst mich mal!“ sagte ich.

„Gerne. Aber lass dich vorher noch mal untersuchen!“ Schallendes Gelächter ertönte, als Karl ging.

Ich war es gewohnt, von den Kollegen beleidigt und gekränkt zu werden. Ich verdiente mehr als alle anderen und tat dafür weniger als sie, daher der Neid. Sie waren neidisch auf mein Talent, neidisch auf mein Gehalt und leider waren einige der Kolleginnen auch neidisch auf mein Aussehen. Dieser ganze Neid nahm mitunter sehr unangenehme Folgen an.

Ich beschloss, dies zu ignorieren und mich um meine Arbeit zu kümmern. So lange ich dort noch arbeitete, wollte ich alles vollkommen korrekt erledigen. Und es gab definitiv etwas wichtiges zu tun. Die Firma Laupitzer, ein großes Hamburger Grafikbüro, bei dem ich mich selbst erst vor drei Wochen erfolglos beworben hatte, suchte nach einem modernen und exklusiven Werbekonzept und hatte eine Anfrage an uns geschickt. Dieser Auftrag war millionenschwer und es war Eichmanns persönliches Ziel, diesen Kunden an Land zu ziehen. Ich gab mir große Mühe, analysierte das Unternehmen anhand der mitgeschickten Anlagen und schneiderte ein Werbekonzept zusammen und entwarf einige Designs, die ich selbst für meine bisher besten hielt.

Es dauerte einige Stunden, doch dann hatte ich eine ordentliche Präsentation fertig, die ich Herrn Eichmann kurz nach Mittag in seinem Büro über den Beamer zeigte.

„Was sagen sie?“ fragte ich, nachdem das Bild an der weißen Leinwand erloschen war. Ich sah an Eichmanns Gesicht, dass er überwältigt war. Er tat sein bestes, die Begeisterung zu verbergen.

„Nun, ich muss sagen, es gefällt mir.“ Er gab sich Mühe, nicht zu enthusiastisch zu klingen.

„Denken sie daran, dies wird der wichtigste Deal in unserer Geschichte! Wenn sie den versammeln, sind sie weg vom Fenster, egal ob sie schon was neues haben. Sieht scheiße aus, wenn man gekündigt wird und sich dann neu bewerben muss. Ist wie Gift, sollte man vermeiden.“ Er sah mich prüfend an. „Ich glaube, ich kann ihnen trauen. Mit dieser Präsentation können sie sich mit Frau...“ Eichmann sah auf eine Visitenkarte. „...Gardener treffen. Ich bin guter Dinge.“

„Wer?“ fragte ich.

„Frau Gardener, die Vertreterin der Firma Laupitzer. Sie kommt heute Nachmittag hierher.“ sagte Eichmann.

Ich war überrascht. „Was? Wann?“

Eichmann sah zur Uhr. „In einer Stunde.“

Dieses miese Arschloch! Ich stürmte ins Bad und sah mich noch mal im Spiegel an. Meine schwarzen Haare waren nicht ganz schulterlang und mein Make-up war dezent. Ich überprüfte den korrekten Sitz meines dunkelblauen Blazers und beschloss, noch einmal auf Klo zu gehen.

Als ich vom Klo zurückkam und zu meinem Schreibtisch ging, sah ich auf der Arbeitsplatte ein kleines Geschenkpaket stehen. Sah aus wie diese Verpackungen, die man beim Juwelier bekommt, wenn man einen Ring kauft. Die kleine Schatulle hatte eine kleine, goldene Schleife auf dem Deckel. Ich ging rüber und las die eingravierte Widmung.

Während ich „Alles liebe zum Muttertag“ las, hörte ich, wie meine Kollegen hämisch kicherten. Ich spürte, wie mir Tränen in die Augen schossen. „Ihr Arschlöcher!“

„Du musst aufmachen! Da sind die Popel aus der Buchhaltung drinnen! Wir haben alle gesammelt!“ sagte Karl.

Ich sagte kein Wort und ließ die Schatulle im Mülleimer verschwinden. Ich war solche Gemeinheiten gewohnt.

Tatsächlich kam Frau Gardener, eine schlanke Frau mit langen, dunkelblonden Haaren und rotem Jackett eine Stunde später in unsere Agentur und stolzierte in unseren Konferenzraum.

„Sie ist da!“ sagte Eichmann und schickte mich zu ihr in den Konferenzraum.

Mit gemischten Gefühlen und meiner Präsentation auf einem USB Stick ging ich zum Konferenzraum rüber.

Frau Gardener war eine herrisch wirkende Frau, die offenbar viel Macht und Einfluss hatte. Eichmann hatte mir gesagt, sie wäre Anfang vierzig und ich muss sagen, dass sie sich dafür verdammt gut gehalten hatte. Sie sollte also alleine entscheiden, ob wir den Zuschlag bekamen und ich musste alles geben, um sie zu überzeugen, ihr Geld in uns zu investieren.

Ich sah zu Gardener rüber. „Sandra Kos.“ sagte ich und gab ihr die Hand.

Gardener erwiderte die Geste, nickte eingebildet und lächelte gekünstelt.

Herr Eichmann kam hinzu und trieb mich an, den Beamer aufzubauen und die Präsentation zu zeigen.

Während meine Präsentation lief und Frau Gardener sie sich genau ansah, musterte ich die Repräsentantin der Firma und musste feststellen, dass sie mir gut gefiel.

Ich muss zugeben, dass ich sie sehr attraktiv fand. Immer, wenn sie mich etwas zu der Präsentation fragte, hing ich an ihren Lippen und genoss es, ihr kompetente Antworten zu geben.

Meine Neigungen waren mein persönliches Geheimnis, lediglich Melanie und Kathrin wussten, was mit mir war. Ich war in meinem bisherigen Leben unglücklich mit zwei Männern zusammen gewesen und die vier Beziehungen, die ich danach mit Frauen hatte, waren eher geistig und auf Gefühlsebene und relativ schnell zerbrochen, weil ich mich leider bisher nicht binden konnte. Zu viel Nähe war mir unangenehm und all meine Beziehungen waren daran kaputtgegangen. Ich hatte ein paar One- Night Stands mit Vertretern beiderlei Geschlechts, doch ich merkte, dass ich kein sexueller Mensch war und mir wenig aus Sex machte. Sowohl Sex als auch Liebe waren mir so egal, dass ich nichts tat um eines oder, im Idealfall, beides zu finden.

Frau Gardener gefiel mir, doch ich versuchte, es nicht all zu sehr zu zeigen, zumal ich schnell feststellte, wie abschätzend sie mich musterte. Ich bekam deutlich zu spüren, dass sie mich nicht respektierte und für etwas grün hinter den Ohren hielt. Nach der Präsentation stellte sie meine Arbeit in Frage und hatte viel zu Nörgeln.

„Was meinen sie?“ fragte Eichmann, nachdem die erste Welle des Nörgelns sich gelegt hatte.

„Ich werde darüber nachdenken.“ Gardener erhob sich. „Ja, ich werde darüber nachdenken.“ Zum ersten Mal lächelte sie wirklich, als sie mich ansah und mir die Hand zum Abschied gab. „Ich werde mich bei ihnen melden, Frau Kos.“

Ich sah Herrn Eichmann noch nach, als er Frau Gardener zur Tür brachte und sie überschwänglich verabschiedete.

Ich stand immer noch vor dem Beamer, als er wiederkam.

„Das war ja nicht so doll. Begeisterung sieht anders aus...“ sagte Eichmann. Ich hörte in seinen Worten, dass er es bereits bereute, mir vertraut zu haben.

Als ich einige Stunden später mit Melanie und Kathrin beim Abendbrot in unserem Wohnzimmer saß, hatte ich ihnen bereits alles erzählt.

„Vergiss es! Wir wissen, dass du die beste bist!“ sagte Kathrin.

„Wenn die keine Ahnung hat, was gut ist, kannst du ihr auch nicht mehr helfen.“

„Ja, aber wenn ich wenigstens eine Zusage von einer der anderen Agenturen bekommen hätte, hätte ich viel mehr Sicherheit gehabt. Scheiß drauf, ich hätte die Idee an einen Kunden verkauft, der zu schätzen weiß, was ich mache!“ sagte ich deprimiert.

„Morgen um diese Zeit sitzen wir bereits im kuscheligen Wohnzimmer und ziehen uns ne DVD rein!“ sagte Melanie.

„Ja, geil!“ sagte Kathrin.

„Morgen Vormittag fahren wir los, ist das okay, Sandra?“ Melanie sah mich fragend an, ich war ja die Fahrerin.

Ich nickte. „Klar.“

„Ich freu mich schon!“

„Ich auch!“ sagte ich.

Es war Samstag.

Gegen elf Uhr hatten wir meinen dunkelblauen Golf III beladen und waren bereit zur Abfahrt. Melanie saß neben mir auf dem Beifahrersitz und hatte die Karte auf den Knien liegen. Die Fahrt ging in Richtung Norden zu einer kleinen Ortschaft an der Ostsee, die den Namen Eulenbach trug.

Die Fahrt ging über die Autobahn. Es war schönes Wetter und nur wenig Verkehr. Wir fuhren zwei Stunden, hörten laute Musik, bei der wir lauthals mitsangen, aßen unsere Stullen und Schnittchen, die

wir vorbereitet hatten und planten diverse Aktivitäten für unseren kleinen Wochenendtrip. Ich freute mich schon auf die nächtlichen Strandspaziergänge.

Gegen dreizehn Uhr verließen wir die Autobahn und fuhren einige Kilometer über eine Landstraße.

Die Straße wurde schmaler, die Vegetation dichter und die Häuser seltener, je dichter wir an Eulenbach kamen.

„Wie verlassen!“ sagte Kathrin.

„Ja, aber man kann hier super Party machen!“ sagte Melanie.

Ich fuhr den Wagen über eine Landstraße durch dicht bewaldetes Gebiet.

Es klapperte unter den Rädern, als wir über die Fuge der Brücke fuhren, die über einen großen See führte. Die Brücke war zweispurig und von einem dichten Geflecht aus Stahlseilen und Trägern umhüllt. Durch die Träger konnte man auf den riesigen See schauen, der malerisch neben der Strecke lag. Rechts neben der Brücke waren das Seeufer und der dichte Wald, der dahinter lag.

„Das ist die Eulenbach Brücke.“ sagte Melanie.

„Aber die führt doch über einen See...“ sagte ich.

„Ja... Ist halt so. Hier gab es schon sehr viele Unfälle!“ sagte Melanie.

„Ach was?“ sagte Kathrin skeptisch.

„Ja, die Anwohner sagen, die Brücke ist verflucht. Es hat hier mal einen Unfall gegeben, bei dem eine Frau getötet wurde. Ab und zu erzählen sich die Leute, dass sie oft im Dunkeln eine Gestalt am Straßenrand sehen. Es ist ihr Geist, sie irrt hier immer noch umher!“ sagte Melanie.

„Und dann schickst du uns hier lang?“ fragte Kathrin.

„Du glaubst den Quatsch doch wohl nicht.“ sagte ich lachend.

„Fahr nicht so schnell!“ sagte Kathrin besorgt.

„Hier ist siebzig.“ Ich sah auf den Tacho, wir fuhren ungefähr fünfundsiebzig. Ich merkte, dass diese schnelle Fahrt durch das Stahlgeflecht wohl doch etwas gewagt war und trat leicht auf die Bremse.

„Das hat hier schon voll viele Unfälle gegeben.“ stellte Melanie fest. Ein dumpfes Krachen und was dann geschah, weiß ich nur noch bruchstückhaft.

Ein Reifen platzte, es gab einen harten Ruck und der Wagen brach nach rechts aus.

Melanie und Kathrin schrieten panisch.

Ich riss das Lenkrad voller Panik herum, doch der Wagen krachte ungebremst in einen der massiven Brückenpfeiler. Ich erinnere mich an die unglaubliche Wucht des Aufpralls, an den Schock, das Adrenalin. Ich sah Melanie und Kathrin, die durch das Auto flogen und das letzte, an das ich mich erinnern konnte war, wie wir mit dem Wagen in den See stürzten. Ich sah mein gesamtes Leben innerhalb von wenigen Sekunden vor meinem geistigen Auge vorbeiziehen, dann wurde es dunkel.

Mit einem Schrei schreckte ich hoch. Ich dachte, ich müsste so schnell wie möglich wieder aus dem Wasser raus und wollte schwimmen, doch dann merkte ich, dass ich in einem Krankenhausbett lag und an Geräte angeschlossen war.

Panik kam in mir auf. „Was zum...“ Ich zog meine Infusionen und Anschlüsse ab und wollte aufstehen. Ich rechnete bereits damit, von dem unerwarteten Anblick meiner amputierten Beine überrascht zu werden, doch ich konnte aufstehen, lediglich der linke Arm war in einer Schlinge, die um meinen Hals hing. Ich erhob mich und sah, dass man mich in ein blaues Nachthemd gesteckt hatte. Ich stand mit wackeligen Füßen auf und ging zum Spiegel rüber, bereit, dem nächsten möglichen Schockerlebnis ins entstellte und verstümmelte Gesicht zu sehen. Doch nein, ich wurde verschont, mein Gesicht sah normal aus, abgesehen von der Schramme an der Stirn und den blauen Flecken am Kinn. Ich war ziemlich übersät mit blauen Flecken und Kratzern, wie ich daraufhin feststellte.

Ich suchte vergeblich nach Melanie und Kathrin. Als ich zur Tür meines Krankenzimmers gehen wollte, öffnete sie sich bereits und ein junger Mann in einem weißen Kittel kam herein. Er wurde von zwei Schwestern begleitet. Alle sahen mich irgendwie fassungslos an.

„Sie sind wach!“ sagte der Arzt verwundert.

„Ja, ich glaube schon.“ Trotzdem kam mir alles wie ein Traum vor.

„Was ist passiert?“

„Setzen sie sich erst mal!“ sagte der Arzt.

„Was denn? Was hab ich?“ fragte ich und setzte mich wieder aufs Bett. Meine Muskeln taten weh, was mir sagte, dass ich sehr lange regungslos im Bett gelegen haben musste.

„Beruhigen sie sich erst einmal. Ich bin Doktor Henning, ich habe sie in den letzten zwei Tagen hier versorgt. Sie haben den Unfall beinahe unverletzt überstanden.“ sagte der Arzt.

„Unfall?“ fragte ich und begann, mich zu erinnern.

„Ja, ihr Wagen ist verunglückt. Ein Reifen ist geplatzt und der Wagen ist erst gegen einen der Brückenpfeiler und dann in den Fluss gekracht.“

„Was ist mit meinen beiden...“

Doktor Henning sah mich traurig an. „Sie müssen jetzt sehr stark sein. Ihr beiden Begleiterinnen haben es nicht überlebt.“

Ich brach weinend zusammen. Ich hatte das Leben meiner beiden besten Freundinnen auf den Gewissen und war nun ganz alleine mit der Schuld. „Oh nein!“ heulte ich. Ich weinte mich an der Schulter des Arztes aus, der mich sanft umarmte und meinen Rücken streichelte.

„Es war ein Unfall! Die Polizei hat den Wagen untersucht, der leitende Beamte wird gleich noch mal mit ihnen sprechen, aber auf jeden Fall ist es nicht ihre Schuld, die haben herausgefunden, dass es ein Materialfehler war.“ sagte der Arzt, doch seine Worte halfen mir nicht, den Schmerz zu lindern, der in mir wie eine heiße Flamme tobte und alles zerstörte, was mit lieb und teuer war. „Wieso lebe ich noch?“ fragte ich. Wenn mein Tod ihren Tod wieder ungeschehen machen könnte, wäre ich sehr gerne gestorben.

„Sie hängen sehr am Leben!“ sagte der Arzt und sah auf die Uhr.

„Der Kommissar kommt gleich und wird sie mitnehmen.“

„Wohin?“ fragte ich.

„Ich denke, er wird sie nach Hause bringen. Sie brauchen nicht mehr hier zu bleiben, sie sind völlig in Ordnung. Ihre Werte sind perfekt...“ Er sah auf die Geräte, die neben meinem Bett standen.

„...bis auf... Oh mein Gott, was zur... ach so. Sie haben die Kontakte abgerissen.“

Ich nickte.

„Lassen sie mich noch einmal nachsehen!“ Er zückte sein Stethoskop.

Während er mich oberflächlich untersuchte, spürte ich in mir meine Welt zusammenbrechen. Meine beiden besten Freundinnen waren tot und ich gab mir die Schuld daran. Selbst, wenn ich wirklich frei von Schuld war, was hatte ich davon? Ich war alleine. Keine Eltern, keine Freunde mehr. Mein Leben war ruiniert und es war mir total

egal, was auf Arbeit jetzt noch passierte. Tausende Gedanken rasten durch meinen Kopf, doch immer wieder holte mich die Intensität der Ereignisse mit unglaublicher Härte ein und ließ mich vor Trauer fast zusammenbrechen.

Als der Polizist, ein väterlicher Typ mit Dreitagebart und hoher Stirn, mich ansah, war ich hochkonzentriert. Der Bulle in dem langen, grauen Mantel hatte sich mir als Kommissar Schuster von der Kriminalpolizei vorgestellt. Er bearbeitete den Unfall. Wir saßen an dem kargen Tisch in meinem Krankenzimmer, Doktor Henning saß auf dem Bett und hörte uns zu. In ruhigen Worten erklärte Kommissar Schuster mir, was geschehen war.

„Der linke Vorderreifen ist geplatzt. Die Materialprüfer sind noch an der Sache dran, aber sie vermuten, es könnte ein Materialfehler sein. Könnte Konsequenzen für den Hersteller haben. Sie haben angegeben, sie seien siebzig, fünfundsiebzig Stundenkilometer gefahren. Die Bremsspuren und die entsprechenden Verformungen stimmen damit überein. Wir haben die Strecke und das Gummi des Reifens untersucht und haben keine Fremdkörper finden können. Ich weiß, dass es für sie nur ein schwacher Trost ist, aber sie trifft keinerlei Schuld.“

Ich weinte und musste die ganze Zeit an Melanie und Kathrin denken.

„Welcher Tag ist heute?“ fragte ich verwirrt.

„Montag.“ sagte Schuster.

Wieder weinte ich hemmungslos, sodass Schuster mich nur hilflos ansehen konnte.

„Sie sind tot!“ schluchzte ich verzweifelt.

„Es tut mir so leid!“ sagte der Bulle und ich glaube, dass er es wirklich ernst meinte.

„Die Beerdigung ihrer Freundinnen wird morgen um zwölf in ihrer Heimatstadt ausgerichtet. Die Eltern haben alles vorbereitet. Vielleicht wollen sie auch Abschied nehmen...“

„Ich weiß nicht...“ Ich dachte an die Familien meiner Freundinnen. Ich würde ihnen nie wieder unter die Augen treten können.

„Sie sollten hingehen. Ist ein ganz persönlicher Ratschlag, ich würde ihnen raten, hinzugehen, um Abschied zu nehmen. Es ist nicht ihre Schuld gewesen und ihre Freundinnen wissen das!“ sagte Schuster.

Ich verstand nicht ganz, was er meinte. Eine seltsame Verwirrtheit, als würde ich seine Sprache nicht verstehen können, überkam mich. Ich merkte aber, dass ich dafür jedes Geräusch um mich herum viel deutlicher und stärker wahrnahm.

„Ich werde hingehen.“ sagte ich und verließ die Wolke der Verwirrtheit wieder. Ganz konnte ich sie jedoch nicht abschütteln und zog immer einen kleinen Teil davon hinter mir her.

Kommissar Schuster ließ mich noch ein letztes Mal durchchecken, dann fuhr er mich mit seinem Dienstwagen nach Hause. Er nahm die immense Strecke offenbar in Kauf, weil er von meinem Schicksal ergriffen war und versuchen wollte, es mir so angenehm wie möglich zu machen.

Die ganze Fahrt über weinte ich. Kommissar Schuster sorgte sich tatsächlich um mich, denn er gab mir die Visitenkarte eines angesehenen Psychiaters, der oft mit der Polizei zusammenarbeitete. Ein gewisser Doktor Wohldorf.

Es war schrecklich, unausstehlich, in der gemeinsamen Wohnung zu stehen und die Lebensenergie der beiden, die sie erfüllt hatte, nicht mehr zu spüren. Es war kalt, leer, dunkel und totenstill. Weinend warf ich meine Sachen auf die Couch und heulte einige Stunden hemmungslos. Der Schmerz war so groß, dass ich es nicht ertragen konnte. *Wie gerne wäre ich jetzt bei euch!* dachte ich, als ich auf ein Foto sah, auf dem wir drei zu sehen waren.

Ich hielt es nicht mehr aus und rief bei Doktor Wohldorf an. Er war sofort dran und nahm sich viel Zeit für mich. Er klang sehr warm und freundlich, geduldig und gütig. Ich erzählte ihm, was ich erlebt hatte und er gab mir einen Termin für morgen Nachmittag, so konnte ich auch zu der Beerdigung gehen.

Als das Gespräch beendet war, war ich wieder allein mit der Leere und konnte sie nicht ertragen. Ich beschloss, Herrn Eichmann anzurufen, um ihm zu erzählen, was geschehen war.

Es dauerte eine Weile, bis sein Wutausbruch über mein unentschuldigtes Fehlen beendet war, dann erzählte ich ihm, was passiert war und er war plötzlich ganz klein und entschuldigte sich. Ich stellte mit Bedauern fest, dass ich zu fertig und zerbrochen war, um erhaben über diesen Moment des Triumphes zu sein. Er gab mir für Morgen frei, obwohl ich sowieso eine Krankmeldung für die

ganze Woche hatte. Wenn man seine besten Freunde indirekt umbringt und mit der Schuld und dem Verlust weiterleben muss, kümmert man sich nicht unbedingt besonders um Kleinigkeiten wie gültige Krankmeldungen oder Urlaubstage.

Als auch das Gespräch beendet war und ich leider auch keinen mehr hatte, den ich anrufen konnte, nahm ich mir ein Fotoalbum aus dem Schrank, das Kathrin aus eigenen Digitalfotos über das Internet zusammengestellt hatte.

Als die Nacht anbrach hatte ich meine zweite Flasche Rotwein geleert und sah heulend auf die Fotos, auf denen wir glücklich und vereint waren. Alles im Arsch!

Ich hatte keine Lust mehr! Wozu sollte ich weiterleben?

Ich ging in die Küche, um mir mit einem Küchenmesser die Pulsadern aufzuschneiden. Ich war total besoffen, aber immer noch so verzweifelt, dass ich sterben wollte.

Ich setzte mich an den Küchentisch, an dem wir drei immer zusammen unser Frühstück gegessen hatten und heulte ungefähr zwei Stunden. Dann nahm ich mir das Messer. Ich hatte es mir in meinem benebelten Hirn perfekt zusammengeplant, ich würde mich umbringen und wieder mit meinen beiden Freundinnen zusammen sein. Nüchtern hätte ich nie den Mut gehabt, mir selbst so was anzutun, doch nun war ich breit und bereit, es zu tun.

Als ich das Messer ansetzte und gerade den ersten Schnitt machen wollte, erklang ein fürchterlicher Schrei, so grell, markerschütternd und laut, dass ich vor Schreck das Messer auf den Küchenboden fallen ließ und ängstlich zusammenzuckte.

Ich war sofort wieder nüchtern und mir wurde die Gefahr bewusst, in die ich mich begeben hatte. Ängstlich zitternd sah ich auf das Messer, das auf dem Boden lag.

Was war das für ein Schrei gewesen? Ich versuchte, es mir auszureden, doch in meinem Kopf war es ganz klar: Dieser Schrei hatte etwas gesagt. Als ich mich mit dem Messer schneiden wollte, hatte diese fremde Stimme „Nein!“ gebrüllt. Ich wusste, dass ich mir diese Stimme nicht eingebildet hatte.

Vollkommen verstört ging ich ins Bett und versuchte, zu schlafen, doch ich war so ängstlich, dass ich in die Küche zurückging und mir ein neues, größeres Messer zu holen. Diesmal nicht, um mich zu verletzen, sondern um mich gegen irgendwas zu verteidigen. Ich traute mich nicht, das Messer zu nehmen, das auf dem Boden lag

und so nahm ich das große Fleischmesser aus dem Messerblock, der auf der Arbeitsplatte stand. Ich ging zurück ins Bett, ließ das Licht brennen und legte das Messer auf meinen Nachttisch. So lange ich wach war, hatte ich die Hand am Griff des Messers.

Völlig müde und verkatert wurde ich am nächsten Morgen wach. Das Gruselige war mit dem Beginn des Tages verschwunden und nun war da also nur noch die unaussprechliche Trauer. Ich versuchte, den seltsamen Schrei von gestern als Halluzination abzutun, ausgelöst durch zu viel Alkohol und den Schock der Trauer. Dennoch war ich diesem unheimlichen Schrei in gewisser Weise dankbar, dass er mich von meinem Selbstmordversuch abgehalten hatte. Es lief mir immer noch kalt den Rücken runter, als ich an den Schrei dachte. Ich war mir sicher, dass es vielleicht eine Art unterbewusste Schutzreaktion meines Körpers war.

Ich sah zur Uhr. Um zwölf war die Beerdigung. Ich brauchte zwei Stunden, um mich dazu zu überreden, hinzugehen. Ich zog mir schwarze Klamotten an und ging den halben Kilometer zum Friedhof zu Fuß. Mir war übel vor Angst und Trauer und ich musste meine Beine zwingen, bis zu dem offenen Doppelgrab zu gehen, vor dem ungefähr zwanzig trauernde Personen standen.

Ich hörte dem Priester bei seiner traurigen Rede zu und weinte hemmungslos. Ich stand abseits, am Rand und niemand nahm Notiz von mir. Niemand war bei mir, um mich zu trösten oder in den Arm zu nehmen.

Ich spürte, wie die Wolke der Verwirrung mich wieder zu übermannen drohte. Ich verstand den Priester teilweise nicht mehr. Als er seine Rede beendet hatte und die Särge in den Boden gelassen worden waren, ging ich zu den offenen Gräbern und nahm still trauernd Abschied von meinen beiden Freundinnen.

Ich fasste mir ein Herz und ging zu Melanies Mutter. Ich ging zu der dünnen Frau mit dem schwarzen Schleier und dem verheultem Make-up. „Es tut mir so unendlich Leid! Bitte seien sie nicht böse auf mich!“ sagte ich unter Tränen.

Melanies Mutter sah mich an und schien durch mich hindurchzusehen.

„Bitte!“ sagte ich.

Sie sagte kein Wort, sah nur schweigend in meine Richtung, dann drehte sie sich wortlos um und ging.

„Bitte, warten sie!“ Ich rannte ihr noch hinterher, doch sie ging fort und ich wollte es nicht noch schlimmer machen.

Während ich zu Kathrins Eltern rüberging, dachte ich darüber nach, wie ich die Reaktion von Melanies Mutter deuten sollte. Ich konnte verstehen, dass sie nicht mit mir reden wollte.

„He!“ sagte ich und blieb vor den Eltern von Kathrin stehen. „Es tut mir so leid!“ sagte ich erneut.

Die Eltern reagierten wie Melanies Mutter, sie sahen mich an und gingen, ohne ein Wort zu sagen.

Trauer kochte in mir hoch. Sie gaben mir also die Schuld. Aber auch ich tat es. Ich konnte die Reaktionen verstehen, doch ich fand es schade, dass niemand daran dachte, dass vielleicht auch ich schwer an diesem Verlust zu tragen hatte. Die Schuldgefühle flammten wieder in mir auf und zogen meine Stimmung in nie da gewesene Tiefen wie ein steinernes Gewicht.

Ich stand noch lange vor dem Grab und starrte auf die Grabplatte, während die Arbeiter bereits begannen, es zuzuschaukeln. Ich blinzelte, denn die Gravuren auf der Grabplatte sahen auf eine unerklärliche Weise seltsam aus. Wie ein verschmierter Fleck, den ich einfach nicht erkennen konnte.

Nach einer Weile verließ ich den Friedhof, um zu dem Psychiater zu gehen.

Ich betrat die Praxis von Doktor Wohldorf. Es war warm, weich und gemütlich. Ich fühlte mich wie in einer weichen Wolke, die mich vor der kalten, harten Welt draußen schützte.

„Guten Tag, Frau Kos! Kommen sie rein!“ sagte der Doktor, ein leicht untersetzter Mann mit angegrautem Vollbart und Cordjackett, nachdem er mir freundlich die Hand gegeben hatte.

„Guten Tag!“ sagte ich und wurde von ihm gleich ins Sprechzimmer geleitet. Verwundert stellte ich fest, dass es weder Patienten noch Mitarbeiter gab.

Ich kam in das Sprechzimmer und sah eine schwarze Couch, die in der Mitte des Raums stand. „Da rauf?“ fragte ich.

„Wie sie möchten.“ Doktor Wohldorf setzte sich auf einen Stuhl, der neben der Couch stand.

Ich legte mich auf die Couch und atmete aus.

„Entspannen sie sich!“ sagte Wohldorf.

„Ich versuche es.“

„Nein, sie sind völlig verkrampft! Entspannen sie sich! Lassen sie sich fallen!“ sagte der Psychiater.

Ich atmete noch mal tief durch, dann begann ich, ihm alles zu erzählen, was mich belastete. Ich ließ kein Detail aus und hoffte, er würde einen Weg finden, wie ich das alles am besten verarbeiten konnte.

Er hörte aufmerksam zu und ließ mich bis zum Ende erzählen, dann begann er zu reden. „Das ist sehr schrecklich, es tut mir alles so leid. Es war Schicksal und sie hätten es nicht verhindern können. Machen sie sich keine Sorgen! Ich werde bei ihnen sein und sie begleiten auf ihrem Weg. Ich werde dafür sorgen, dass alles so angenehm wie möglich wird!“ sagte Doktor Wohldorf.

„Wie meinen sie das?“ fragte ich verwirrt.

„Es ist noch viel in ihrem Kopf, das sie blockiert. Es wird eine Weile dauern, bis sie sich freigemacht haben!“

„Wie kann ich das bloß alles verarbeiten?“ fragte ich weinend.

„Nun, erst einmal müssen sie auf andere Gedanken kommen. Gehen sie heute Abend doch mal weg, gehen sie tanzen, was trinken oder ins Kino. Sie müssen Abstand gewinnen. Wie gesagt, ich werde ihnen zur Seite stehen!“

„Danke, das weiß ich sehr zu schätzen.“ Ich war dankbar, dass sie jemand Mühe gab, mir zu helfen.

„Kein Problem! Sie können mich jederzeit anrufen. Auch nachts!“ sagte Wohldorf.

„Was machen wir jetzt?“ fragte ich.

„Sie können nichts dagegen unternehmen, nur das Beste draus machen. Denken sie immer daran: Nichts ist so wie es scheint!“ Ich redete noch ungefähr eine Stunde mit Doktor Wohldorf, der sich als ein hervorragender Psychiater herausstellte. Er hatte es tatsächlich geschafft, mir neuen Lebensmut zu geben und hatte mir versichert, alles würde sich zum Guten entwickeln, doch er prophezeite mir auch ein paar schlimme Tage. Doch so richtig gefruchtet hatte die Sitzung noch nicht. Angeblich, weil ich mich nicht genug hatte fallen lassen.

Ich aß den ganzen Tag nichts und trank abends eine weitere Flasche Wein. Als ich abends im Bett lag und weinte, gab es plötzlich einen dumpfen Schlag im Flur. Ich erstarrte vor Schreck, als ich sah, dass das Licht kurz flackerte. Ich hörte Schritte, sah einen Schatten an der

Wand entlang huschen, dann fühlte ich einen kalten Luftzug, der mich leicht anzupusten schien. Ich zitterte vor Angst und blieb den Rest der Nacht mit dem Messer in der Hand im Bett liegen und tat kein Auge zu.

Es war ein schrecklicher Mittwochmorgen und ich hielt es nicht mehr zu Hause aus. Ich packte meine Sachen und fuhr mit dem S-Bahn zur Arbeit.

Als ich ins Büro kam, wurde es still. All die Kollegen, die mich immer gemobbt hatten, wirkten entsetzt und waren voller Mitleid. Sie sahen mich voller Trauer an, einige kondolierten. Ich wartete darauf, dass Karl es für einen geschmacklosen Scherz ausnutzen würde, doch er sprach mir sein ernstes Beileid aus und gab mir die Hand, ohne zu entgleisen.

Als ich das Büro von Herrn Eichmann betrat, traute er seinen Augen kaum.

„Frau Kos, was...“

„Haben sie noch nicht mit mir gerechnet?“ fragte ich. „Sie haben mir für gestern frei gegeben.“

„Aber... äh...“ Eichmann stand auf und umarmte mich liebevoll. „Es tut mir leid!“

„Danke, schon okay.“ Ich war verwundert, dass Eichmann über so etwas wie Gefühle verfügte.

Er klopfte mir väterlich auf die Schulter. „Ich bin stolz auf sie! Sie sind ein echtes Vorbild!“

Ich war verwundert, denn so fürsorglich war er noch nie gewesen.

„Danke.“ sagte ich etwas verunsichert.

„Kein Problem!“

Als ich zurück an meinen Arbeitsplatz ging, war zu meiner Überraschung keine böse Überraschung auf der Arbeitsplatte.

Verwundert setzte ich mich und schaltete den Rechner ein.

Den restlichen Tag waren die Kollegen unglaublich nett und freundlich zu mir. Alle waren zuvorkommend und höflich und keiner piesackte mich. Eine leichte Zufriedenheit kam zurück in mein Bewusstsein und ich war froh, dass ich mich entschlossen hatte, zur Arbeit zu gehen. Ich begann, darüber nachzudenken, heute Abend mal wegzugehen, wie Doktor Wohldorf es mir geraten hatte.

Abends zog ich mir was dezentes schickes an und schminkte mich kaum merklich, dann ging ich los in einen Club, in dem am Mittwoch Happy Hour war.

Ich hatte mich entschlossen, dem Rat des Psychiaters zu folgen und einen Abend unter Menschen zu verbringen, um auf andere Gedanken zu kommen.

Ich fuhr mit der S-Bahn zum Club ‚Papillon‘, betrat den Laden und holte mir gleich was zu trinken an der Bar.

Gegen 23:00 Uhr war ich schon etwas angeduselt und saß mit meinem Drink an der Tanzfläche, um den betrunkenen und selbstbewussten Amateuren beim Tanzen zuzusehen. Dicke Technobeats wummerten aus den Boxen und ich wippte mit dem Fuß zum Takt.

Als ich meinen Cocktail fertig hatte, ging ich zum Klo. Ich ging durch die Menschenmenge, als mich plötzlich jemand anrempelte. Als ich den Mann sah, erschrak ich und plötzlich wurde aus der lustigen Menge ein Hexenkessel aus Panik und Lärm. Alle um mich herum tanzten weiter und nahmen keine Notiz von mir und dem entstellten Mann mit den blutigen Klamotten, der mich aus seinen blutroten Augen ansah. Die Geräusche wurden gedämpft und nur die Höhen bohrten sich spitz in mein Gehör. Ich konnte meinen Blick nicht abwenden von seinen stechenden Augen, seiner in Fetzen herabhängenden Haut und den dreckigen, blutverschmierten Klamotten. Er sah mich finster an und schrie etwas.

Ich warf mich kreischend zu Boden, als ich hörte, dass es die Stimme war, die ich vorher schon gehört hatte.

„Linador!“ hörte ich ganz deutlich in meinem Kopf.

Ich schrie und kreischte, doch dann war alles weg. Ich hörte wieder die Musik und alles war wie vorher. Der seltsame Angreifer war weg.

Ich kam wieder hoch und sah mich um. Offenbar hatte mich niemand bemerkt. Alles um mich herum ging normal weiter, als wäre nichts gewesen.

Mit zitternden Knien ging ich zum Klo und fragte mich, ob ich mir das eben nur eingebildet hatte.

Ich kam vom Klo zurück und bestellte mir einen neuen Drink. War ich dabei, in den Wahnsinn abzugleiten? Es geschahen Dinge, die ich mir nicht mehr erklären konnte.

Während ich auf den Cocktail wartete, setzte sich jemand neben mich.

„Frau Kos? Sind sie das?“ fragte mich eine Stimme von der Seite. Ich drehte mich um und sah Frau Gardener, die Vertreterin der Firma Laupitzer, die vor einigen Tagen in unserer Agentur gewesen war. Ich war überrascht, sie zu treffen und, dass sie mich erkannt hatte.

„Hallo, Frau Gardener. Was für eine Überraschung! Was machen sie denn hier?“

Sie zwinkerte mir zu und lud mich ein.

Wir redeten ungefähr zwei Stunden in einem Separée über private Dinge, aber auch über die Arbeit, tanzten und tranken eine Menge. Sie gestand mir, dass mein Design ihr sehr gut gefallen hatte. Ich war überrascht von dieser Offenheit. Irgendwann erzählte ich ihr von den jüngsten Erlebnissen und sie tat ihr bestes, um mich zu trösten. Wir verstanden uns blendend, doch ich hielt mich zurück, sie anzubaggern. Ich wollte es nicht zu weit treiben. Als ich spürte, wie sie unter dem Tisch plötzlich mein Bein streichelte, wusste ich, dass sie das gleiche dachte wie ich.

Ich war am nächsten Morgen völlig entspannt im Schlafzimmer von Frau Gardeners luxuriöser Penthousewohnung aufgewacht und nach einem Frühstück, das sie mir ans Bett gebracht hatte, fuhr sie mich zur Arbeit. Ich wusste, dass sie eigentlich mit einem einflussreichen, amerikanischen Geschäftsmann verheiratet war und konnte und musste die vergangene Nacht als einmaliges Abenteuer abtun. War auch nicht all zu tragisch.

Ich kam viel zu spät zur Arbeit, doch niemand sagte etwas. Ich war wieder angenehm überrascht von dem Verhalten meiner Kollegen. Sie waren nett und freundlich und ich erkannte sie kaum wieder. Nach ungefähr drei Stunden kam Herr Eichmann mit einer Flasche Sekt und zwei Gläsern zu mir.

„Frau Kos! Wir haben die Firma Laupitzer als Kunden gewonnen!“

„Was?“ fragte ich ungläubig.

„Ja! Die Gardener hat eben gerade angerufen und es bewilligt.

Stellen sie sich vor, die Gardener ist die Chefin von dem Laden, das wusste ich gar nicht. Wussten sie das?“

„Nein.“ Das hatte sie mir gestern Nacht nicht erzählt. Ich schmunzelte, als ich überlegte, was der Auslöser für die Zusage

gewesen war. Ich wusste es nicht hundertprozentig, doch ich war zum ersten Mal wieder vorbehaltlos glücklich und stolz.

„Telefon für dich!“ rief mir Karl von seinem Schreibtisch aus rüber.

„Wer?“

„Eine Frau Gardener!“

Ich lächelte, als Karl das Gespräch rüberstellte.

„Hallo Tina!“ sagte ich.

„Hallo, meine süße.“ sagte Frau Gardener.

„Vielen Dank für die Zusage!“ sagte ich, während Eichmann die Flasche Sekt öffnete.

„Ich habe zu danken!“ sagte Tina.

Ich lächelte erneut.

„Hör zu, ich will ganz ehrlich zu dir sein. Ich will, dass du hier bei uns anfängst!“ sagte Tina Gardener. „Du sollst unsere neue Grafikabteilung leiten!“

„Was?“ Ich brüllte fast ins Telefon. „Wie bitte?“

„Ja ich weiß, es kommt etwas plötzlich. Wir wollen dich sofort hier bei uns haben. Herr Eichmann hat mir ein paar von deinen vorherigen Designs geschickt. Ich bin begeistert!“ sagte Tina.

„Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll... Äh, ich habe mich vor ein paar Wochen mal bei deiner Firma beworben und wurde abgelehnt. Wie kann das angehen?“

„Davon weiß ich nichts. Aber du kannst sofort anfangen, wenn du willst. Du hast mir erzählt, du willst aus deiner Wohnung raus? Ich hab dir eine schöne Wohnung besorgt, gleich in der Nähe unserer Agentur in Hamburg- Zentrum. Die Miete ist in deinem Gehalt schon mit drin, Ein paar Möbel sind auch schon da. Du kriegst fünf Riesen netto im Monat. Ausbaufähig.“

„Was zum... Ich kann es gar nicht fassen.“ stammelte ich.

„Du musst nur vorbeikommen und den Vertrag unterschreiben.“ sagte Tina. „Also, wie sieht’s aus? Möchtest du es machen?“

„Natürlich will ich das!“ sagte ich aufgeregt.

„Na dann kann es ja losgehen. Kannst du morgen Vormittag schon hier sein?“

„Ja, sicher. Das kommt alles ein bisschen plötzlich...“

„Kein Problem, ich hab Verständnis!“ sagte Tina.

„Womit hab ich das verdient?“ fragte ich mit Freudentränen.

„Bedank dich bei dir selbst!“ sagte Tina und verabschiedete sich.

„Ich glaub es einfach nicht!“ stammelte ich.

„Was denn?“ Herr Eichmann gab mir ein Glas Sekt.

„Ich hab einen Job bei Laupitzer! Ich...“

„Ja, toll! Herzlichen Glückwunsch! Dann haben wir ja gleich noch einen Grund zum Anstoßen!“ Eichmann gab mir das Sektglas und wir prosteten uns zu.

Ich war schon etwas misstrauisch. Wieso war Eichmann so freundlich und ließ mich so einfach gehen? Wieso hatte er mir geholfen, indem er Gardener meine Designs rübergeschickt hatte? Etwas stimmte nicht. Dennoch freute ich mich sehr über diese fröhliche Wendung des Schicksals.

„Wissen sie was, sie können sich heute den Rest des Tages frei nehmen. Ich will ihnen nicht dabei im Weg stehen, eine neue Karriere aufzubauen! Den Rest ihrer Zeit verrechnen wir mit ihrem Resturlaub! Die Differenz zahl ich ihnen aus!“ sagte Eichmann mit einem ernst wirkenden Lächeln.

„Danke für ihre Hilfe!“ sagte ich zu Eichmann und streichelte ihm über den Rücken. Ich hätte nie gedacht, dass ich das jemals tun würde.

Ich ging zur Toilette und als ich wiederkam, hatten die Kollegen eine spontane Abschiedsparty organisiert. Alle verabschiedeten mich mit einer kleinen Büroparty. Ich konnte es gar nicht fassen, wie schnell sie es organisiert hatten und wieso sie es überhaupt getan hatten. Vorbei die Gängeleien, das Mobbing und die Sprüche, dass ich minderwertig und nutzlos wäre. Es wirkte wirklich, als würden die Kollegen diese Party tatsächlich organisieren, um mir eine Freude zu machen. Es wirkte, als hätten sie schon heute Morgen gewusst, dass ich heute gehen würde.

Als ich mit der S-Bahn nach Hause fuhr, bemerkte ich, dass ein junger Mann auf dem Bahnsteig einen Fünf-Euroschein verloren hatte. Ich lief hinter dem Mann her, um ihn darauf aufmerksam zu machen, doch er reagierte nicht auf mein Rufen. Ich holte ihn ein und er nahm keinerlei Notiz von mir. Ich sah ihm in die Augen und brüllte ihn an, doch er nahm mich nicht wahr. Als er verschwunden war, überkam mich wieder eine leichte Panik, denn es war das gleiche Gefühl wie auf der Beerdigung von Kathrin und Melanie.

Am selben Abend kündigte ich die Wohnung beim Vermieter, der zwei Wohnungen unter mir wohnte. Dort hatte ich seltsamerweise keine Probleme, wahrgenommen zu werden.

Ich verbrachte den restlichen Tag vor dem Fernseher und sah mir in den Nachrichten an, dass ein Reifenhersteller das Fabrikat vom Markt nahm, das an meinem Wagen geplatzt war.

Ich beschloss, mir einen Anwalt zu suchen, denn es wurde von Schadenersatzansprüchen gesprochen. Offenbar hatte es mehrere ähnliche Unfälle mit platzenden Reifen gegeben.

Abends stand ich vor dem Waschbecken und putzte mir die Zähne. Ich stellte die Zahnpastatube in den Spiegelschrank zurück und schloss ihn, sodass ich wieder das Spiegelbild sehen konnte. Ein eiskalter Schock ließ mich zusammenzucken und den meisten Teil der Zahnpasta in meinem Mund verschlucken, als ich im Spiegel nicht mein Gesicht sah, sondern das des unbekanntes Angreifers aus der Disco. Das blutige Gesicht mit den roten Augen und der zerrissenen Haut. Ich erkannte das Gesicht sofort, es kam mir irgendwie bekannt vor, doch ich traute mich nicht, hinzusehen. Schreiend wich ich vom Spiegel zurück und spürte, wie wieder alle Geräusche dumpf wurden. Verwirrtheit kam in mir auf.

Ich verließ das Badezimmer und dort traf mich der nächste Schock. Die Sachen aus den Zimmern von Kathrin und Melanie waren verschwunden! Die Schränke waren ausgeräumt und alle persönlichen Sachen waren weg. Hatten ihre Angehörigen in meiner Abwesenheit die Zimmer ihrer Töchter leergeräumt? Niemand hatte mir etwas gesagt und ich fühlte mich wieder sehr schlecht. Der Schock mit dem Spiegel saß mir immer noch tief in den Gliedern.

Als ich dann nachts plötzlich flüsternde Stimmen hörte, sprang ich aus dem Bett und packte hastig all meine persönlichen Habseligkeiten in den größten Reisekoffer, den ich finden konnte. Ich war hin- und hergerissen zwischen Freude und blankem Wahnsinn.

Am nächsten Tag, einem Freitag, fuhr ich gleich früh morgens mit dem Zug in das knapp dreißig Kilometer entfernte Hamburg und ging direkt zu der Adresse meiner neuen Wohnung, wo ich nur einen

kurzen Blick in die lichtdurchflutete, komplett möblierte und überraschend geräumige Wohnung warf und meinen Koffer abstellte. Der Verwalter gab mir die Schlüssel und wünschte mir einen schönen Tag.

Alles andere hatte ich hinter mir gelassen und ich hoffte, dies war der passende Neuanfang. War es das, was Doktor Wohldorf gemeint hatte?

Es war hell und sonnig, als ich das kurze Stück zu der Agentur ging und die vielen neuen Eindrücke wahrnahm.

Ich fand die Agentur sofort und wurde von den Kollegen freundlich begrüßt. Die Agentur wirkte futuristischer und viel ordentlicher als mein letzter Arbeitgeber.

Ich ging zu der Chefin Tina Gardener ins Büro und wurde von ihr begrüßt.

„Wie schön, dich zu sehen!“ Sie trug ein ähnliches Kostüm wie damals, als wir uns das erste Mal gesehen hatten. Sie stand auf und ging zu mir herüber. Als sie vor mir stand, sah sie sich um und gab mir einen Kuss.

„Ich kann es noch gar nicht glauben, dass ich wirklich hier stehe!“ sagte ich völlig überwältigt, allein von dem Büro und der Architektur.

„Glaub es ruhig! Wenn du nur halb so gut bist wie die Sachen, die mir Eichmann geschickt hat, wirst du hier schnell Karriere machen!“ sagte sie selbstsicher. „Du musst nur eine Sache für dich behalten...“

„Also, das ist ja wohl klar!“ sagte ich. Ich wusste sofort, was sie meinte...

Wir redeten eine Weile sehr vertraut, dann unterschrieb ich den Vertrag und eine Kollegin namens Jasmin kam ins Büro und nahm mich mit, um mir die Technik und die Räumlichkeiten zu zeigen.

Ich war die leitende Werbedesignerin einer ganzen Abteilung und hatte drei Untergebene, die für mich arbeiteten. Ich musste lediglich am PC sitzen und die kreativen Ideen haben. Genau das hatte ich mir immer erträumt. Die schrecklichen Ereignisse der letzten Tage wurden etwas übertönt von diesem neuen Glück.

Gegen Mittag kam Tina in mein Großraumbüro und ging zu meinem Schreibtisch. Sie legte einen Autoschlüssel auf den Tisch. „Hier, das sind die Schlüssel für deinen Dienstwagen!“

Ich konnte es kaum fassen. „Mein was?“

„Dienstwagen! Den stellt dir die Firma, du musst lediglich den privat verfahrenen Sprit zahlen. Jasmin, gib ihr ein Fahrtenbuch!“

Ich verbrachte einen sehr angenehmen Arbeitstag in dem Büro und war übergücklich über mein neues Leben. Ich ging zu dem Dienstwagen, der auf meinem eigenen Parkplatz stand und sich als nagelneuer Smart entpuppte. Das perfekte Auto für die Stadt. Ich setzte mich hinein und genoss den Geruch des neuen Wagens. Wieder kamen mir die letzten Moment in den Sinn, kurz bevor der Reifen geplatzt war. Eine Welle der Trauer überkam mich, als ich wieder an Kathrin und Melanie dachte. Ich sah, wie meine Sicht unter Tränen verschwamm und ich begann, zu heulen. Mir wurde klar, dass ich diese Last für den Rest meines Lebens tragen müsste. Ich beschloss, den Wagen an Ort und Stelle stehen zu lassen, denn zu Fuß waren es nur wenige Minuten zu meiner Wohnung. Ich wollte gerade aussteigen, da sah ich ein Gesicht im Beifahrerfenster, das mich ansah. Es war eine mir nicht erklärbare Spiegelung auf der Innenseite der Scheibe. Voller Grauen erkannte ich das blutige Gesicht. Es war der Untote, der mich bereits in der Disco angegriffen hatte. Es sah aus, als würde er mit mir im Auto sitzen, als er mich anstarrte und hämisch zu lächeln schien. Er öffnete den Mund und ich sah seine fauligen Zähne. „Linador!“ sagte er. Panisch sprang ich aus dem Wagen und rannte davon, das Wort klang immer noch in meinem Kopf. Das Grauen hatte mich wieder erreicht!

Ich ging nach Hause und räumte meine wenigen Sachen in die Wohnung ein. Alle Möbel waren vorhanden und sie wirkten sehr unbenutzt. Auch Fernseher und Stereoanlage waren angeschlossen und nagelneu. Selbst der Kühlschrank war so voll mit leckeren Sachen, dass ich es endlich mal wieder schaffte, etwas zu essen. Während ich das Käsesandwich aß, dachte ich an Tina Gardener und, dass sie die Wohnung wirklich toll vorbereitet hatte.

Ich kam im Nachthemd aus dem Bad und legte mich ins Bett. Nachdem ich das Licht ausgeknipst hatte, dauerte es eine Weile, dann hörte ich plötzlich ein leises Atmen. Ich schaltete das Licht wieder ein und wagte es nicht, mich zu rühren. „Wer ist da?“ fragte ich. Vielleicht waren es nur ungünstige Windzüge, die mir noch fremd waren in dieser neuen Wohnung.

„Du musst wissen, wann es zu Ende ist!“ sagte eine kehlige, gequälte Stimme, die ich eindeutig als die des Untoten erkennen konnte.

„Wer bist du?“ fragte ich mit rasendem Herzen.

„Linador!“ sagte die Stimme.

„Was?“ fragte ich, doch die Stimme antwortet nicht mehr. Ich lag die halbe Nacht wach und wartete vergeblich auf eine weitere Nachricht, doch irgendwann schlief ich ein und träumte einen verstörenden Traum, in dem ich mit Kathrin und Melanie im Auto saß und bei dem Unfall ebenfalls getötet wurde.

Freitag. Ich ging zu Fuß zur Arbeit und begann damit, meinen Arbeitsplatz einzurichten. Die ganze Zeit dachte ich an den Namen Linador und fragte mich, was das alles zu bedeuten hatte. Wurde ich von einem Geist verfolgt? Wurde ich wahnsinnig? Ich hatte bisher nicht an übernatürliche Dinge geglaubt, aber diese Sachen waren echt. Oder es waren täuschend echte Wahnvorstellungen.

Tina hatte einen neuen Computer für mich bestellt und als der Lieferant mit dem Paket angekommen war, ließ eine Kollegin ihn rein und schickte ihn zu mir.

„Guten Tag!“ sagte der Mann in der braunen Uniform und stellte das Paket ab.

„Guten Tag!“ Ich sah, wie der Mann, ein junger Türke mit gut riechendem Aftershave, nach seinem digitalen Unterschriftenblock kramte. Er sah nach unten und suchte nach dem Gerät, das er in einer Tasche trug. Als er den Schreibblock mit dem Touchscreen herausgeholt hatte und mich wieder ansah, erschrak ich, denn er hatte plötzlich das Gesicht des Untoten!

Ich schrie panisch und hörte, wie wieder alles seltsam gedämpft klang. „Du musst wissen, wann es zu Ende ist!“ sagte das blutige, zerschnittene Gesicht mit feuchten Worten.

Ich schrie, doch dann war plötzlich alles wieder normal, das laute Grummeln war erloschen und der Paketlieferant sah mich an, während er mir den Block hinhielt.

Verwirrt nahm ich das Gerät entgegen, unterschrieb und buchstabierte ihm noch mal meinen Namen.

Es dauerte noch ein paar Stunden, bis der nächste Schlag kam. Ich saß gerade am Rechner und plötzlich wurde der Bildschirm schwarz. Ich zuckte zusammen, denn es kam völlig überraschend. Plötzlich

sah ich *sein* Gesicht, das sich im matten Flatscreen- Bildschirm spiegelte. Ich wollte schreien, doch schon in diesem Moment flackerte der Bildschirm wieder auf und ich war wieder in meinem Schreibprogramm. Ich atmete erleichtert auf, bis ich sah, dass mein Schreibprogramm wie von Geisterhand ein Wort schrieb, immer und immer wieder: Linador.

Am Ende des Tages ging ich zu Tina Gardener und besprach ein paar Projekte mit ihr. Sie war fasziniert, wie schnell ich mich eingearbeitet hatte und lobte mich für meine ersten Werke, die ich selbst jedoch noch nicht so gut fand. Ich konnte es noch besser, das wusste ich. Ich freute mich bereits darauf, es ihr zu zeigen. Jedoch waren mir die Sorgen und die Angst, die ich wegen *Linador* verspürte, so deutlich anzusehen, dass Tina mich darauf ansprach. „Ja, da ist wirklich etwas.“ sagte ich. Ich war mir sicher, dass ich ihr vertrauen konnte.

„Sprich dich aus!“ sagte Tina und sah mich besorgt an.

„Ich habe das Gefühl, verfolgt zu werden.“ sagte ich etwas leiser.

„Von wem?“

„Das weiß ich nicht. Er taucht einfach auf. Ich... Ich weiß nicht, ob ich verrückt werde. Mein Psychiater, bei dem ich einmal war, sagte, es sind verdrängte Erinnerungen.“ Schlagartig fiel mir ein, dass Doktor Wohldorf mir Hilfe angeboten hatte. Ich beschloss, ihn heute Abend anzurufen.

„Ich war auch mal beim Psychiater!“ sagte Tina und lachte.

Ich verstand ihre Reaktion nicht so recht und war etwas verwirrt.

„Jemand verfolgt mich und ich glaube, er ist nicht menschlich. Es fühlt sich so echt an, irgendetwas bedroht mich!“

„Mein Mann und ich waren im Urlaub!“ sagte Tina und freute sich darauf, mir von ihrem Urlaub zu berichten.

„Wie bitte?“ Ich verstand nicht, was das zu bedeuten hatte. Ich hörte wieder dieses bedrohliche Summen und es sah aus, als würde ich Bildstörungen in meinem Blick haben. Immer wieder sprang das Bild wie bei einem kaputten Film.

„Ich glaube, ich werde von einem Dämonen oder so was verfolgt!“ sagte ich eindringlicher. „Es ist wirklich verdammt unangenehm, irgendwas stimmt hier nicht!“ Ich wurde etwas hysterischer.

Tina lachte. „Mein Hund, das ist ein kleiner Racker, er...“ Ihre Worte wurden zu einem unverständlichen Rauschen, dessen zischende Höhen mir in den Ohren weh tat.

Aus dem Körper von Tina schoss ein Schatten. Es war der Untote, der aus Tina herauszuspringen schien und mich ansprang. Ich wich schreiend zurück, doch im nächsten Moment war alles wieder völlig ruhig und entspannt.

Tina lächelte mich an. „War schön, mit dir mal drüber gesprochen zu haben!“ sagte sie und gab mir zum Abschied einen Kuss auf die Wange. Ich wusste nicht, was sie meinte, weder, was von dem eben geschehenen real gewesen war noch, was wir eigentlich nun besprochen hatten.

Ich blieb noch in ihrem Büro sitzen und weinte. Was war bloß los? Ich musste mich damit abfinden, dass ich wohl wirklich langsam wahnsinnig wurde...

Auf dem Nachhauseweg sprang ein verlottert aussehender Kerl aus einer Seitengasse und griff mich an. Es war ein übelriechender, dreckiger Typ, der nach meiner Tasche griff. Ich schrie laut auf, doch keiner der vielen Passanten reagierte. Alle gingen stumm und teilnahmslos an mir vorbei. Der Penner zerrte mich in die Seitengasse und als ich in sein Gesicht sah, war es das Gesicht des Untoten, der sich offenbar Linador nannte.

Ich schrie aus Leibeskräften, doch niemand hörte mich.

„Was wollen sie von mir?“ schrie ich weinend dem blutigen Gesicht entgegen.

„Du musst wissen, wann Schluss ist!“ sagte Linador und presste mich gegen einen Müllcontainer.

„Was wollen sie von mir?“ fragte ich erneut.

Die Antwort war ein knallharter Kinnhaken, der mich von den Beinen warf und sofort in eine hilflose Ohnmacht beförderte.

Ich schreckte hastig hoch und sah mich verwirrt um, ich war in meinem Schlafzimmer, saß in meinem Bett und alles wirkte völlig normal. Ich konnte mich an nichts erinnern, nur mein Kinn schmerzte von dem harten Schlag. Was war geschehen? Ich wusste nicht, was passiert war und wie ich nach Hause und in mein Bett gekommen war. Ich sah zum Wecker rüber, es war halb elf.

Ich zog mich an und wollte einkaufen gehen. Ich brauchte ein paar Sachen und wollte bei der Gelegenheit mal die Geschäfte rund um meine Wohnung ansehen.

In einem Elektronikgeschäft wollte ich mit einem Verkäufer sprechen, doch er ignorierte mich.

„Hallo!“ rief ich durch den ganzen Laden, doch niemand drehte sich um. „He, sie! Ich wollte gerne diese Speicherkarte kaufen!“ sagte ich und wedelte mit der Verpackung. Keine Regung.

Ich ging zu ihm rüber, sah ihm in die Augen und brüllte ihn an, doch er reagierte immer noch nicht. Panik kroch in mir hoch, ich wurde unsicher. Ich verließ das Geschäft.

Als ich vor die Tür trat, war die Stadt beängstigend verdunkelt und bewölkt. Es sah aus wie vor einem schweren Sturm oder Gewitter. Ich ging zu einem Supermarkt rüber.

Eine weitere Welle würgender Furcht erfasste mich, als ich die Menschen, nein die Wesen in dem Supermarkt sah. Sie hatten braune, schuppige und matt glänzende Häute, waren schleimig, teilweise riesengroß und auf widerliche Weise deformiert. Einige von ihnen hatten widerliche, zahnbesetzte Fratzen, andere hatten glitschige Tentakel und wieder andere grobe Pranken. Die Wesen schlichen, krochen oder humpelten durch die Gänge und registrierten mich nicht. Ausnahmsweise war ich erleichtert darüber.

Ein großes Wesen mit langen Fell und riesigen Reißzähnen sah mich an und der Blick der glühenden, roten Augen erfasste mich. Ich wollte wieder aus dem Laden raus, doch die Raum wurde immer schmaler, je weiter ich lief, zudem schien sich der Ausgang in eine unerreichbare Entfernung zu verschieben. Das düstere Summen, das ich hörte, wurde immer lauter, zusammen mit dem schrillen Kreischen des Monsters, das hinter mir her war.

Ich dachte an das, was Doktor Wohldorf mir geraten hatte. Ich ließ mich fallen, was immer er damit meinte. Ich versuchte mir einzureden, dass dies alles gar nicht echt war. Es fiel mir nicht schwer, denn alles kam mir vor wie ein seltsamer Traum.

Während ich mir angeblich bewusst wurde, dass dies alles nur Wahnvorstellungen eines gequälten Geistes waren, veränderte sich die Welt um mich herum. Alles, was ich vor mir sah, wurde zu einem Standbild und sah aus wie eine bedruckte Plastikplane, ohne

Dreidimensionalität, von der ich eingehüllt wurde. Sie wickelte mich ein und drückte mir Mund und Nase zu. Ich wollte laufen, doch ich war wie eingewickelt von dem Abbild der Realität. Ich konnte mich weder bewegen, noch atmen, geschweige denn sehen, was hinter dem Vorhang war.

Ich ließ mich fallen, also, ich warf mich zu Boden und alles war vorbei. Ich lag auf dem Asphalt vor dem Supermarkt und sah mich um. Keine Monster mehr, keine seltsame Geometrie. Als ich mich vorsichtig wieder der Supermarkttür näherte und durch die Glasscheibe sah, erblickte ich zwar normal aussehende Menschen, doch hörte ich auch ein weit entferntes Schreien, als würde das Wesen irgendwo hinter der anderen Seite des Vorhangs auf mich warten. Ich beschloss, nichts mehr einzukaufen und ging völlig verstört nach Hause.

Ich ignorierte, wie unwirklich und fremd die Umgebung aussah. Ich ignorierte auch, dass einige Farben vertauscht waren und Dinge auf dem Kopf zu stehen schienen.

Ich hörte wieder dieses bedrohliche Summen und sah, dass sich dunkle Wolken am Himmel auftürmten. Ich ging immer schneller durch die homogene Masse der Passanten. Ich spürte den fauligen Atem von etwas, das direkt hinter mir stand. Ich schrie voller Panik auf und rannte gezielt auf Menschen zu, die mir entgegenkamen. Ich sah ihnen in die Augen und schrie sie an, flehte sie an, mir zu helfen, doch keine von ihnen reagierte auf mich und meine Panik, als wäre ich unsichtbar.

Ich sah viele seltsame, schemenhafte Lichter, die wie leuchtender Nebel aussahen, der aus den Gassen kroch und mich zu verfolgen schien.

Es wurde immer dunkler und der Himmel verwandelte sich langsam in ein seltsames braunes Muster, das mich an die Gesteinsbrocken in den Ringen des Saturn erinnerten.

Ich versuchte, das alles zu ignorieren und es als Traum oder Wahnvorstellungen abzutun, doch als plötzlich der Untote vor mir stand, war all die Sicherheit, die ich mir eingeredet hatte, wieder verschwunden. Er stand vor mir und schien in Flammen zu stehen. Ich wollte etwas sagen, doch dann sah ich, dass zwei Personen neben ihm standen. Es waren Kathrin und Melanie! Beide waren blutüberströmt, bleich und entstellt, als hätte man sie direkt aus dem verunglückten Wagen gezogen.

Ich schrie panisch und hielt die Hände schützend vor mein Gesicht. Ich fiel zu Boden und sah durch meine geschlossenen Augen, dass alles hell wurde. Nun würden sie mich heimsuchen und mich für meinen Fehler bestrafen. Ich war Schuld an ihrem Tod und bereit, die Strafe anzunehmen. Es wurde immer heller um mich herum und begann zu stürmen.

Ich hörte „Linador!“ durch meinen Kopf schallen und spürte, wie alles schlagartig aufhörte.

Als ich die Augen öffnete, saß ich in meiner Wohnung und es war völlig still. Alles war normal und ruhig. Ich verstand die Welt nicht mehr und begann zu weinen. Hemmungslos heulte ich, während ich an meine toten Freundinnen dachte und den Wahnsinn, der im Begriff war, mein Leben zu zerstören.

Ich ging völlig verheult und fertig ins Bad und erschrak, als ich in den Spiegel sah. Der Spiegel beschlug wie von Geisterhand und ein unsichtbarer Finger schrieb etwas in die beschlagene Fläche. Ich hörte es quietschen und las die Worte ‚FOLGE LINADOR!‘. Zitternd und voller Angst ging ich ins Wohnzimmer und rief bei Doktor Wohldorf an.

„Hören sie, es funktioniert nicht!“ sagte ich, nachdem ich dem Psychiater alles erzählt hatte, was mir geschehen war. „Es wird immer schlimmer!“ Ich heulte und setzte all meine Hoffnung in ihn. „Es ist sehr schwer für sie, loszulassen!“ sagte er. „Sie müssen loslassen!“

„Aber ich habe mich doch schon von Melanie und Kathrin verabschiedet. Es war so schlimm, sie heute zu sehen! Es war so realistisch! Können sie mir nicht irgendwas verschreiben, damit das aufhört?“

„Ich befürchte, sie verstehen mich nicht. Sie müssen sich auf die neue Situation einlassen und sich öffnen!“ sagte Wohldorf.

Verdammt, ich verstand den Mann nicht! Ich wusste nicht, was er meinte! Die Verwirrung wuchs wieder, die Geräusche wurden lauter und ich hörte plötzlich nur noch Rauschen.

„Sie sind noch nicht bereit, sie müssen es selbst rausfinden.“ sagte der Doktor und ich konnte ihn wieder problemlos verstehen.

„Was war das?“ fragte ich ängstlich. „Ich hab nur Rauschen gehört!“

„Machen sie sich keine Sorgen! Das sind alles Belastungssyndrome. Es dauert eine Weile, bis es ihnen besser geht. Lassen sie sich fallen,

das kann ich nur immer wieder betonen. Öffnen sie sich, dann wird sich alles von alleine klären!“

„Was ist los mit mir?“ fragte ich.

„Sie machen eine schwere Zeit durch. Es kann alptraumhaft sein, was sie erwartet. Bitte vertrauen sie mir, es wird alles gut!“

„Das sagen sie so leicht! Ich bin total am Ende!“ sagte ich verzweifelt. „Was kann ich denn machen, um es zu lindern?“

„Sie müssen zur Quelle des Leids gehen.“

„Welche Quelle?“ fragte ich verwirrt.

„Wo hat das alles angefangen?“ fragte Wohldorf.

„Na ja, in Eulenbach, als wir den Unfall hatten und Melanie und Kathrin gestorben sind...“

„Dann fahren sie nach Eulenbach und suchen sie die Quelle des Übels.“ riet mir der Psychiater.

„Was für eine Quelle?“ fragte ich. Ich spürte, wie mein Herz zu rasen begann.

„Das werden sie sehen. Glauben sie mir, es wird ihnen nichts passieren.“ sagte Wohldorf.

„Wieso soll ich da hin? Was soll ich denn da finden?“

„Sie müssen es selbst herausfinden. Aber glauben sie mir, sie werden finden, wonach sie suchen.“

„Das bringt eine Menge Gefühle hoch.“ Als ich daran dachte, nach Eulenbach, zu der Brücke zu fahren, schnürte sich mir die Kehle zu. Ich wusste, dass ich diesem Ruf folgen musste.

„Fahren sie gleich morgen los! Sie werden sehen, es wird ihnen vielleicht einige Fragen beantworten.“

Ich war angenehm überrascht, dass es jemanden gab, der mir aufrichtig zuhörte, doch noch lange nachdem ich das Gespräch beendet hatte, dachte ich, dass ich den Psychiater irgendwie nicht verstanden hatte.

Die restliche Nacht verlief ohne gruselige Zwischenfälle und ich konnte endlich mal eine Nacht durchschlafen.

Es war Sonntagmittag und ich erhob mich müde und verspannt aus dem Bett.

Die Begegnung mit meinen toten Freundinnen ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich dachte an die Worte von Doktor Wohldorf und beschloss, umgehend nach Eulenbach zu fahren. Ich wollte zu der Brücke, an der ich den fürchterlichen Unfall verursacht hatte.

Drei Stunden später stieg ich aus dem Auto, das ich neben der Unglücksbrücke geparkt hatte und ging zum Ufer des Sees, aus dem die Bullen das zerstörte Auto gefischt hatten. Offenbar war ich aus dem Auto entkommen und ans Ufer geschwommen, ich konnte mich an nichts erinnern.

Die Gefühle an diesem Ort waren unbeschreiblich. Ich spürte mich wie im Auge eines Sturms, als würde in allen anderen Teilen der Welt dieser summende, düstere Sturm toben und nur hier, am Ort des Unfalls war die Luft ruhig, das Wetter angenehm und der Himmel blau. Ich wusste, dass der Ratschlag von Doktor Wohldorf richtig gewesen war! Ich wusste, dass ich auf der Spur von etwas war, das ich leider noch nicht genauer beschreiben konnte.

Je dichter ich an den See ging, desto vertrauter wurde das Gefühl, das mich überkam.

Ich setzte mich ans Ufer, jenseits der Brücke und starrte auf die vielen Blumen und Kreuze, die an dem verbeulten Brückenpfeiler standen. Es war unbeschreiblich und unausstehlich, an diesem Ort zu sein, der symbolisch für meine Schuld stand.

Ich saß einige Stunden am Ufer und starrte auf den See, während ich an meine toten Freundinnen dachte und die Ruhe des Ortes genoss. Ich war zerrissen zwischen panischer Angst und nachdenklicher Entspannung.

Ich hatte gar nicht gemerkt, dass es schon dunkel geworden war. Etwas erschrocken wischte ich mir die Tränen aus den Augen und beschloss, nach Hause zu fahren. Ich wusste nicht, was mir dieser Besuch eigentlich gebrachte hatte, aber irgendwie fühlte ich mich wohl und geborgen an diesem schrecklichen Ort. Mir graute davor, zurück nach Hamburg zu fahren und in den Alltag zurückzugehen, wo mich wieder der blanke Wahnsinn erwartete.

Als ich mich erhob und zum Wagen gehen wollte, hörte ich etwas im See plätschern. Ich sah rüber und erschrak, als ich den Untoten im flachen Wasser stehen sah, das ihm bis zu den Knien ging.

Neben ihm standen Kathrin und Melanie und sahen mich stumm an. Ich erinnerte mich an die Worte meines Psychiaters und beschloss, auf sie zuzugehen, anstatt zu flüchten. Irgendwie verlieh mir dieser Ort mehr Mut und den mysteriösen Erscheinungen weniger Unheimlichkeit. Ich rannte zum Ufer des Sees und löste meinen

Blick von den drei Erscheinungen. Ich rannte weiter und trampelte einige Schritte in den See, sodass meine Schuhe nass wurden, doch als ich sie dann wieder ansehen wollte, waren sie weg.

Ich war wieder nach Hause gefahren und lag weinend auf der Couch in meiner Wohnung. Mir wurde klar, dass ich nach und nach den Anschluss an die reale Welt verlor und im Wahnsinn versank. Es war schon spät, als ich es nicht mehr aushielt und Doktor Wohldorf anrief. Wie immer nahm er sich viel Zeit, um mir zuzuhören, als ich ihm von all meinen Sorgen und Zweifeln berichtete.

„Der Weg ist schwer für sie.“

Ich verstand ihn wieder nicht. „Ich... ich kann sie nicht verstehen! Was hat das zu bedeuten?“

„Machen sie sich keine Sorgen! Sie müssen sich fallen lassen!“

„Ich weiß nicht, was sie meinen!“ sagte ich voller Angst.

„Lassen sie sich fallen! Je mehr sie sich dagegen wehren, desto unangenehmer wird es.“

„Ich bin entspannt!“ sagte ich.

„Nein, in ihrem Kopf! Die Barriere ist in ihrem Geist! Seien sie unbesorgt, es wird alles ein gutes Ende nehmen!“

Ich schluchzte erneut. Alles war so verwirrend und ich fühlte mich so hilflos.

„Sie müssen lernen, die Zeichen zu deuten!“

„Welche Zeichen?“

„Folgen sie Linador!“

„Wie meinen sie das?“ fragte ich, doch das Gespräch war plötzlich beendet.

Der Wahnsinn kehrte zurück!

Auch diese Nacht verging ohne weitere Zwischenfälle, doch ich war kaum in der Lage zu schlafen so verwirrt und verstört war ich.

Montagsmorgen. Ich schlug die Augen auf und sah zum Wecker rüber. Es war 6:00 Uhr und ich musste mich fertigmachen, um zur Arbeit zu gehen. Erschrocken stellte ich fest, dass ich gar nicht in meinem Schlafzimmer lag, sondern in meinem alten Kinderzimmer. Es war völlig unlogisch, denn mein altes Kinderzimmer war im Haus meiner Eltern, das nach deren Tod vor vier Jahren verkauft worden war und über hundert Kilometer von meiner Wohnung entfernt lag.

Ich stand auf und sah mich verwirrt um. Es war mein altes Kinderzimmer aus der Zeit als ich ungefähr sechzehn Jahre alt war. Ich sah mir alles genau an und es wirkte realistischer als jeder Traum hätte sein können.

Ein Schock fuhr mir durch Mark und Bein, als ich meine Mutter von unten hörte, wie sie mich zum Frühstück rief.

Mit zitternden Knien ging ich auf den Flur und die Treppe runter in das Esszimmer, wo meine Eltern mit dem Frühstück warteten.

Ich brach fast zusammen, als ich meine Eltern in ihrer alten Küche sah. Meine Mutter stand am Herd und briet Speckstreifen, mein Vater saß am Küchentisch und las die Zeitung.

„Alles klar, Süße?“ fragte meine Mutter.

Ich heulte hemmungslos und fiel meinen Eltern um den Hals, doch die waren eher verwirrt.

„Ich liebe euch!“ sagte ich unter Tränen. Ich konnte das alles nicht verstehen.

„Wir haben dich doch auch lieb!“ sagte meine Mutter und stellte mir lächelnd einen Teller auf den Tisch, auf dem Speckstreifen und zwei Spiegeleier lagen.

Ich genoss das Frühstück, doch meine Mutter scheuchte mich aus dem Haus und erinnerte mich daran, dass ich mich beeilen musste. Ich verließ das Haus, um zur Arbeit zu gehen. Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte, es war alles so unwirklich. Es fiel mir unsagbar schwer, mich von meinen Eltern zu verabschieden, schließlich wusste ich nicht, ob ich sie je wiedersehen würde.

An der Tür sah meine Mutter mir in die Augen. „Du musst wissen, wann Schluss ist!“

Ich zuckte zusammen. „Was?“

„Wir vermissen dich so!“ Sie schlug mir die Tür vor der Nase zu. Ich wusste gar nicht, was ich sagen sollte, doch bevor ich überhaupt etwas sagen konnte, erkannte ich, dass ich vor der Tür meiner eigenen Wohnung stand. Ich sah mich um und erkannte, dass ich tatsächlich wieder vor meiner Wohnung stand. Ich wusste, dass ich schon wieder einen Blackout gehabt hatte.

Ich versuchte, es zu vergessen und ging zur Arbeit.

Es vergingen ein paar Stunden, in denen alles planmäßig verlief. Frau Gardener übertrug mir die vertrauensvolle Aufgabe, das neue

Firmenlogo zu entwerfen. Ich setzte mich an den Rechner und begann, das Logo zu entwerfen.

Nach knapp zwei Stunden hatte ich etwas vorzeigbares fertig und schob meinen Schreibtischstuhl zurück, um meine müden Arme und Beine zu recken. Als ich wieder auf den Bildschirm sah stand statt *Laupitzer* dort *Linador*. Ich begann zu zittern, doch dann fasste ich mir ein Herz und weigerte mich, in der Furcht zu versinken.

Ich öffnete meinen Internetbrowser und gab LINADOR als Suchbegriff ein.

Eine ganze Weile suchte ich im Internet und las mir zahllose mehr oder weniger seriös anmutende Webseiten durch, die sich mit dem Thema Okkultismus und Mystik befassten. Ich las mir hastig die Zeilen durch und nach einer Weile wusste ich, dass Linador ein Engel oder Astralwesen sein sollte, der die Seelen der Toten in das Jenseits mitnimmt. Er war in vielen Religionen thematisiert worden. Ich las einen sehr interessanten Artikel, der sich mit dem Thema befasste und beschrieb, dass die Seelen der Verstorbenen normalerweise von Linador zu einem hellen Licht geführt werden, doch angeblich gab es auch gelegentlich Seelen, die sich weigerten, von Linador mitgenommen zu werden und sich dem Tod gegenüber verschlossen. Sie irrten durch eine eigene Vorhölle. Andere Interpretationen sahen die „Halluzinationen“ als Vorhölle oder das Fegefeuer des Sterbenden an, der durch das Festhalten an seiner irdischen Existenz, durch seine weltlichen Zweifel, Schuldgefühle und Ängste die Boten des Jenseits als schreckliche dämonische Wesenheiten wahrnimmt.

Vorhölle. Ich gab das Wort ebenfalls ein und fand:

*Limbus bezeichnet in der katholischen Theologie zwei Orte am Rande der Hölle (auch als Vorhölle, Vorraum oder äußersten Kreis der Hölle bezeichnet), an dem sich Seelen aufhalten, die ohne eigenes Verschulden vom Himmel ausgeschlossen sind.*

*Der Limbus war nie als ein Teil der offiziellen kirchlichen Doktrin definiert, sondern gilt lediglich als theologische Spekulation, die sich aus den Dogmen der Kirche zu Themen wie Sünde, Erbsünde, Erlösung und Taufe ergibt.*

Es pochte in meinem Kopf, als ich das Gelesene verarbeitete.

Ich rannte zum Klo, um mich zu übergeben, als ich realisierte, was ich im Begriff war, zu verstehen.

Als ich vom Klo wiederkam und mir die Kotze vom Mund wischte, erschrak ich, als ich meinen Schreibtisch nicht wiederfinden konnte. Ich irrte durch das ganze Büro, doch mein Schreibtisch war weg, als wäre er nie da gewesen. Ich fragte meine Kollegen, doch keiner reagierte auf mich. Panisch rannte ich zu Frau Gardener und brüllte in ihrem Büro herum, doch sie sah nicht einmal auf.

Ich wurde ganz ruhig und mir wurde schlagartig klar, was Doktor Wohldorf gemeint hatte. Ich musste mich öffnen!

Sofort rannte ich aus dem Büro und verließ das Gebäude. Vor der Tür erschrak ich, als ich sah, dass alle Passanten mich anstarrten und das Gesicht des Untoten hatten. Ich ging zum Parkplatz, sprang in meinen Wagen und fuhr mit quietschenden Reifen zum Friedhof.

Der Himmel war bedeckt und dunkel, als ich über den Friedhof zum Grab von Kathrin und Melanie rannte. Die Umwelt war bedrohlich und dunkel geworden, es hatte zu stürmen und zu regnen begonnen. Als ich an dem Grab angekommen war, sah ich auf die Grabplatte und las die Namen und die Zahlen. Den Namen von Kathrin. Den von Melanie. Und meinen.

Ein eiskalter Schauer der Gewissheit durchfuhr mich.

Ich drehte mich um und sah Linador hinter mir stehen. Neben ihm standen Kathrin und Melanie. Ich sah Linador genauer an und erkannte das Gesicht von Doktor Wohldorf.

„Was zum...“

„Kommst du jetzt mit uns?“ fragte er sanft. Sein Gesicht war überhaupt nicht mehr verunstaltet oder blutig.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte ich.

„Wir haben versucht, dich mitzunehmen, aber du hast dich geweigert. Du hast es nicht akzeptiert und dich in deiner Vorhölle verrannt.“

„Was?“ Mir wurde klar, dass die ganze Realität eine von mir erspinnene Halluzination war, in der ich lebte und die von eindringenden Wesen gestört wurde. Hätte ich mich geöffnet und meinen Tod akzeptiert, anstatt mich dagegen zu wehren, hätte ich die Boten aus dem Jenseits als Erlöser, anstatt als bedrohliche Monster wahrgenommen.

„Ich kann es gar nicht glauben...“ sagte ich mit Tränen in den Augen.

„Diejenigen, die loslassen können, werden den Übergang nicht als alpträumhaft, sondern als erlösend wahrnehmen.“ sagte Linador und reichte mir seine Hand.

Kathrin und Melanie lächelten mich an und gaben mir Zeichen, ihnen zu folgen.

Eine angenehme Wärme wehte um mich herum und alles wurde in gleißendes Licht getaucht. Ich spürte Erlösung, Erleichterung und Frieden...

Kommissar Schuster stand auf der Brücke in Eulenbach und sah dabei zu, wie ein Kram einen verunglückten Wagen aus dem Fluss hob. Das Wrack des Golfs war stark beschädigt und mit Wasser vollgelaufen.

„Ritter, Was ist hier passiert?“ fragte Kommissar Schuster einen seiner Kollegen.

„Ein Anwohner hat den verbeulten Brückenpfeiler gesehen und gemeldet. Die Kollegen haben hier alles untersucht und den Wagen gefunden.“ sagte der Kollege. „Der Wagen ist gegen den Pfeiler geprallt und in den See gekracht.“

„Wissen sie schon was über die Umstände?“

„Vermutlich überhöhte Geschwindigkeit. Kann auch sein, dass der linke Vorderreifen geplatzt ist.“

„Scheiße. Kracht hier oft, oder?“ fragte Schuster.

„Ja. Siebzig ist einfach viel zu schnell. Die sollten das mal ändern.“ sagte der Kollege.

„Wann ist es passiert?“

„Vermutlich vorgestern. Hier kommt selten jemand durch.“

„Und die Opfer?“

„Sind drei Leichen in dem Wagen. Drei junge Frauen.“

„Sünde.“ sagte Schuster, als er dabei zusah, wie die Beamten die aufgedunsenen, bleichen Leichen von Kathrin, Melanie und Sandra aus dem Wagen holten.

**ENDE**

## **Nachwort zu „Linador“**

Diese Geschichte basiert auf der antiken Kurzgeschichte „An Occurrence at Owl Creek Bridge“ von Ambrose Bierce aus dem Jahre 1890, deswegen heißt die besagte Ortschaft auch Eulenbach. Des weiteren ist es ein literarisches Remake der Filme „Tanz der toten Seelen“ (1962) und „Jacobs Ladder“ (1990), die beide ebenfalls an die besagte Kurzgeschichte angelehnt sind. Ich fand die Thematik, die auch in Filmen wie „The sixth sense“ verarbeitet wird, so faszinierend, dass ich diese Geschichte schreiben musste.



*"I don't know what's scarier, the fact that zombies could rise or the fact there are actually people out there that can't wait for it to happen. So they can just start loading up with guns and get on their motorcycles..."*

- Max Brooks

Brooks ist der Autor des 2003 veröffentlichten Buches „Der Zombie Survival Guide“. Dieser humoristische Ratgeber erklärt sehr detailliert, wie man in einer Welt voller Zombies überlebt.

## **„Die Seuche“**

von M. Nuncio Alexander

Es war halb sieben, als mein Wecker klingelte und ich kam so schwer aus dem Bett wie üblich. Nichts wies darauf hin, dass dies der Tag werden sollte, an dem sich alles ändern würde.

Ich stieg in meinen Wagen, einen schrottigen, alten Passat-Kombi und fuhr die wenigen Kilometer zu meiner Arbeitsstelle, einer Montagewerkstatt, in der ich als Hilfskraft arbeitete.

Obwohl ich schon über dreißig war, hatte ich es nicht geschafft, mir in einem Fachbereich spezielle Fähigkeiten zuzulegen und so war ich lediglich ein kleines Rad im Getriebe, ständig im Clinch mit den Vorgesetzten, ersetzbar und nicht unverzichtbar. Ich arbeitete, tat meinen Job und hoffte jeden Tag aufs neue, dass es alles schon irgendwie gut ausgehen würde. Ich plante nie weit in die Zukunft, denn das Leben gefiel mir nicht sonderlich.

Ich hatte einen langweiligen Job ohne Perspektiven oder Aufstiegsmöglichkeiten, den ich nicht mochte und bei dem ich mich durch jeden weiteren Tag quälen musste, meine Freundin hatte mich vor drei Wochen verlassen, meine Wohnung versank im Dreck und ich zog es vor, mich in jeder freien Minute mit exzessivem Kiffen und dem Recherchieren wirrer Verschwörungstheorien im Internet zu beschäftigen.

Fast jeden Tag saß ich bis spät in die Nacht bekifft am Computer und las in den Wirren des unendlichen Internets nach Berichten über die gefälschte Mondlandung, von der US-Regierung vertuschte Besuche Außerirdischer und die zahlreichen Verschwörungen zum elften September. Ich erfuhr irgendwann vom Mythos um den 21.12.2012, dem angeblichen Ende der Welt, das die Maya und andere Kulturen vorausgesagt hatten. Immer tiefer wagte ich mich ins Netz hinaus und begann, zwischen den Zeilen zu lesen, bis ich

irgendwann begann, mir einzubilden, Inhalte zu entschlüsseln, die sich unter und hinter den Zeilen versteckten. Das angeblich nahende Ende der Welt machte mir wenig Angst, eher freute ich mich insgeheim darauf. Für die, die außerhalb des Systems stehen und das Leben nicht genießen, gibt es bei einem Weltuntergang nicht viel zu verlieren. Gelegentlich hatte ich überlegt, mir das Leben zu nehmen, weil ich mit diesem Leben nicht zufrieden war, weil es mich krank machte, den Anführern ohnmächtig bei ihren Machtspielen zuzusehen, doch ich konnte es einfach nicht über Herz bringen, mir etwas anzutun. Würde die Welt untergehen, müsste ich mir deswegen keine Sorgen mehr machen. Und sollte ich es dennoch überleben, würde nach dem Ende der Welt alles anders sein und alle Werte wären wieder auf Null gesetzt. Eine neue Chance.

Ich kam wie immer einige Minuten zu spät und als ich hastig am Büro des Chefs vorbeiging, warf dieser mir die üblichen Sprüche hinterher. Meine Anstellung stand stets auf der Kippe und es brauchte nur einen weiteren Eklat und ich war den Job los, den ich so sehr verabscheute. Das Problem war, dass ich keine Chance hatte, einen anderen Job zu bekommen, denn meine Qualifikationen waren dürftig und, dass ich diesen Job hatte, war eher ein Glücksfall, den ich aber offenbar nicht zu schätzen wusste. Ich war mir sicher, dass ich in jedem anderen Job die gleiche Unlust verspürt hätte und, dass es unmöglich war, auf die Entscheidungen der Bosse Einfluss zu nehmen. Ich tat einfach mein Bestes, so gut ich es konnte. Und morgens zu spät zu kommen, war eben aus der Abteilung ‚Menschliches Versagen‘.

Der Tag verlief wie immer. Ich schlenderte gemächlich durch die Werkstatt und suchte mir stumpfe Arbeit raus. Sinnlose Arbeit, die keinerlei spezielle Qualifikation erforderte, aber gemacht werden musste, da die Liefertermine immer eng waren. Hunderte von Spritzgussteilen aus Kunststoff warteten darauf, entgratet, gebohrt oder abgeschliffen zu werden. So oft ich konnte, entfernte ich mich von der Arbeit, um zu rauchen, zu essen, oder auf dem Klo ein kleines Nickerchen zu halten, so dass es stets den ganzen Tag dauerte, bis ich meine Arbeit fertig hatte.

Die Elite der Werkstatt, hochbezahlte und talentierte Facharbeiter, die problemlos riesige, komplexe Maschinen programmieren konnten, sahen auf mich und meine Kollegin Anja, die den gleichen

Stand hatte wie ich, herab und waren uns gegenüber stets arrogant und hochnäsig.

Es vergingen ein paar Stunden, in denen Anja und ich uns mehrere Kisten voller Plastikteile holten, die in der Nachtschicht produziert worden waren und mit Teppichmessern die überstehenden Gussreste entfernten.

„Hast du das mit dem Typen in Kiel mitbekommen?“ fragte Anja und löste den Blick dabei nicht von dem blauen Plastikteil in ihrer Hand, das sie vom Grat befreite.

„Was?“ fragte ich und pulte mir eine Mandarine. Ich sah Anja an. Sie war eine frustrierte, beinahe verzweifelte Frau in den Fünfzigern, die von ihrem Mann verlassen und mit den vier Kindern allein gelassen worden war.

„Na, der Typ, der in Kiel so ausgerastet ist. Lläuft den ganzen Tag im Radio!“ sagte Anja und ging zu dem Kofferradio rüber, das auf der Werkbank stand.

Ich wusste überhaupt nicht, wovon sie redete und zuckte mit den Schultern, während Anja das Radio so laut drehte, dass es das dumpfe Dröhnen der Spritzgussmaschinen übertönte.

„Da, laufen schon wieder Nachrichten.“ sagte sie und setzte sich wieder auf ihren Stuhl, um weiter an dem Teil zu arbeiten.

Ich sah auf die Uhr und wunderte mich, wieso jetzt Nachrichten liefen.

„...sie uns erzählen, was genau passiert ist?“ fragte der Radiosprecher einen Korrespondenten.

Dieser antwortete in verrauschter Qualität. „Noch ist nicht viel bekannt und vieles ist immer noch verwirrend. Der Täter war Mitglied bei der freiwilligen Feuerwehr Kiel und hatte gestern Abend noch geholfen den Brand eines Altbauwohnhauses in Kiel Gaarden zu bekämpfen. Heute Morgen in der Kieler Fußgängerzone um kurz vor zehn Uhr Morgens lief der Mann plötzlich Amok.“ Der Radiobericht erregte meine Aufmerksamkeit. Ein Amoklauf in der Fußgängerzone? Heftig. Ich hörte weiter gebannt zu, natürlich, ohne nebenbei meine Arbeit zu verrichten.

„Nun, der Mann war offenbar unbewaffnet, aber rasend vor Wut. Er hat Passanten angegriffen, drei von ihnen hat er tiefe Bisswunden zugefügt. Zeugen, mit denen ich besprochen habe, berichteten mir, der Mann sah irgendwie seltsam aus und er hatte offenbar überdurchschnittlich große Körperkraft. Der Mann biss auf seinem

Weg sechs weitere Passanten und verletzte drei von ihnen lebensgefährlich. Die Polizei wurde sofort alarmiert und traf unmittelbar nach der Tat am Tatort ein, wo sie den Mann auch gleich finden konnte. Vor einem Geschäft umzingelten sie den Mann, doch dieser ließ sich nicht beeindrucken und griff die Polizisten an.“

„Was?“ fragte ich und sah Anja ungläubig an.

„Heftig, was?“ sagte sie und sah wieder stur auf ihre Arbeit.

„Tollwut?“ fragte ich. Klang, als hätte der Mann einen Anfall gehabt.

„...forderten ihn auf, sich zu ergeben, doch der Mann griff die Polizisten an. Einer der Beamten zog seine Dienstwaffe, doch der Angreifer ließ sich nicht abschrecken, im Gegenteil, er bewegte sich mit unglaublicher Schnelligkeit und biss einem der Beamten so stark in den Arm, dass dieser später amputiert werden musste. Die Beamten eröffneten dann das Feuer und töteten den Mann. Ein Polizeisprecher sagte, dass es eine enorm hohe Anzahl von Treffern benötigt hatte, denn der Mann hatte sich mehrmals wieder erhoben, um erneut anzugreifen.“

„Was vermuten sie? Was war der Grund für diese Bluttat? War es eine Kurzschlussreaktion? Oder gar eine Krankheit?“ fragte der Radiosprecher.

„Nun, das ist schwer zu sagen. Es gibt keine Anzeichen drauf, dass es eine Krankheit war, aber der Mann ist zuvor nie auffällig gewesen, im Gegenteil, er war Mitglied der Feuerwehr und hatte noch nie Ärger mit der Polizei gehabt. Ein Arzt, mit dem ich gesprochen habe, behauptet, dass es vielleicht eine seltene psychische Störung gewesen sein könnte, die vorher von niemanden bemerkt worden war.“

„Das heißt, der Mann ist einfach so ausgerastet und hat grundlos Leute angegriffen und gebissen?“ fragte der Moderator.

„Genau so ist es.“ erwiderte der Korrespondent am anderen Ende der Leitung. „Einer der Zeugen, auch ein Arzt, erzählte mir, dass ihn das Verhalten entfernt an eine Toxoplasmose erinnerte, allerdings war diese Krankheit bisher nur bei Tieren so drastisch verlaufen.“

„Hab ich doch gesagt!“ sagte ich.

„Du hast Tollwut gesagt.“ Anja starrte immer noch auf das Plastikteil in ihren Händen.

Ich wusste nicht, ob sie schockiert oder konzentriert war.

„Was ist mit den Verletzten?“ fragte der Moderator.

„Die Verletzten wurden in umliegende Krankenhäuser gebracht und behandelt. Einer der Polizisten verlor jedoch, wie gesagt, seinen Arm.“

Ich war schockiert von dieser Kaltblütigkeit. Was brachte einen ganz normalen Mann, einen Feuerwehrmann, urplötzlich dazu, anderen Menschen die Zähne ins Fleisch zu rammen? Was war der Auslöser für diesen Gewaltausbruch? Wieso hatte man ihn als *überdurchschnittlich kräftig* und *schnell* beschrieben? Wieso diese seltsamen Beschreibungen? Es beschäftigte mich den ganzen Tag und ich hing stundenlang vor dem Radio.

Die ganze Zeit wurden die aktuellsten Nachrichten immer und immer wieder durchgekauert, doch es kamen keine neuen Informationen hinzu.

Einige Stunden später stand der Name des Täters fest und es stellte sich heraus, dass er auf dem Weg zu seinem Hausarzt gewesen war, als ihn der Anfall überkommen hatte. Noch immer rätselten Psychologen und Experten im Radio über die Beweggründe des Mannes und es dauerte nicht lange, bis das Gesundheitsministerium sich einschaltete, um den getöteten Mann zu untersuchen.

Immer mehr beschlich mich das gleiche Gefühl, dass ich immer hatte, wenn ich Abends die Nachrichten über die weltweiten Verschwörungen las. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass es dort mehr gab als man zugab.

Es vergingen noch ein paar weitere Stunden und endlich hatte ich es geschafft und nach acht tristen Stunden den Feierabend erreicht.

Kurz bevor ich meine Arbeit weglegen und verschwinden konnte, kam der Werkstattmeister und drückte mir noch eine blöde Aufgabe aufs Auge. Er verdonnerte mich, eine Vorrichtung zu fräsen, damit die Jungs in der Nachtschicht diese niedere Arbeit nicht selbst machen mussten.

Wütend baute ich einen messerscharfen Scheibenfräser in die Maschine ein, schraubte hastig den Schraubstock fest und baute alles zusammen, den Blick immer auf der Uhr.

Alle meine Kollegen machten schon Feierabend und die Jungs von der Spätschicht kamen bereits, als ich das erste Teil fräste.

Anja kam zu mir und verabschiedete sich. Sie hatte mal wieder eine Überstunde gemacht. Anstatt meine Arbeitseinstellung zu

überprüfen, stellte ich verärgert fest, dass ich ebenfalls meine erste Überstunde auf dem Buckel hatte.

Der Scheibenfräser drehte sich schlingernd, ich spannte das Teil in den Schraubstock und schob den Tisch nach vorne, um den Fräser durch das Teil zu schieben. Schnarrend glitt die Sägescheibe durch das Werkstück und ich stellte zufrieden fest, dass es funktionierte. Ich war in meinen Gedanken völlig bei dem Amokbeißer aus dem Radio und so war es eigentlich kein Wunder, dass ich bei der folgenden Handlung unachtsam war.

Ich nahm einen kleinen Karton, um das abgesägt Teil aufzufangen und wollte ihn hinter die Frässscheibe legen, doch die Zacken des Fräsers erfassten die Oberkante des Kartons und rissen ihn hinein. Ich schaffte es nicht rechtzeitig, den Karton loszulassen und so wurde meine Hand zwischen die Sägescheibe und den Karton gezogen.

Mit einem dumpfen Knirschen schnitt mir die Scheibe in die Hand und fräste mir einen blutigen Graben auf den Handrücken zwischen Daumen und Handgelenk.

Ein eiskalter Schauer durchfuhr mich, als ich das blutige, fransige Stück Fleisch sah, aus dem langsam dickes Blut quoll.

„Scheiße.“ Mit diesen Worten und weichen Knien ging ich zum Umkleideraum, in dem ein Ersthilfekasten hing, um die Wunde zu waschen, zu desinfizieren und zu verbinden, obwohl mir klar war, dass das nicht reichen würde. Ich versuchte zu verdrängen, dass ich damit ins Krankenhaus musste.

Blut tropfte durch den blauen Papierlappen, den ich um die Wunde gelegt hatte, als ich den Waschraum betrat.

„Was hast du?“ Anja hatte sich gerade fertig umgezogen.

„Hab mich geschnitten.“ sagte ich und hielt die Wunde unter fließendes Wasser. Ein höllisch brennender Schmerz fegte heiß durch meine Hand und ich sah unter dem laufenden Wasser erst, wie tief die Wunde wirklich war. Ich spürte, wie mir ein wenig schummerig wurde.

„Oh Scheiße! Was hast du denn gemacht?“ fragte Anja, die plötzlich neben mir stand.

„Hab mir in die Hand gefräst!“ Ich ärgerte mich über meine eigene Blödheit. Langsam kam der Schmerz in der Hand an. Erst zog und brannte es, dann begann es zu pochen.

Ein weiterer Schmerz, der mich laut aufstöhnen ließ, durchfuhr mich, als ich das Desinfektionsmittel auf die Wunde sprühte, das ich im Verbandskasten gefunden hatte.

„Das muss genäht werden!“ sagte Anja.

„Ach Quatsch!“ sagte ich und schnitt mir ein Pflaster ab.

„Du spinnst wohl... Komm mit, ich fahr dich ins Krankenhaus!“

„Nee, lass das mal.“ Es war mir extrem unangenehm, von ihr ins Krankenhaus gefahren zu werden. Sie war nett und aufopfernd, aber sie hatte eine Menge Kinder, um die sie sich kümmern musste und konnte es sicherlich nicht leisten, mich durch die Gegend zu fahren.

„Du musst ins Krankenhaus damit!“ sagte Anja energisch. Sie verstand keinen Spaß, wenn es um so was ging.

„Na gut, du hast Recht.“ gab ich zu. „Ich fahr selber hin.“

„Bist du bescheuert? Mit so was lass ich dich nicht fahren! Komm mit, ich bring dich in die Unfallklinik!“

Ich wehrte mich energisch, doch es dauerte keine fünf Minuten und ich saß in Anjas klapprigen Ford, auf dessen Rücksitz zwei Kindersitz standen. Der Wagen war kurz vorm Ende, doch Anja fuhr mich damit die elf Kilometer zum nächsten Krankenhaus, genauer gesagt einer Unfallklinik.

Es brachte nichts, zu widersprechen und so ließ ich das alles über mich ergehen. Sie meinte es ja nur gut und vielleicht war es wirklich besser, mit dieser Wunde ins Krankenhaus zu fahren. Mir fiel ein, dass die Maschine, an der ich mich verletzt hatte, noch immer lief und sie wahrscheinlich niemand ausschalten würde. Es wusste auch niemand, dass ich mich verletzt hatte und auf dem Weg zur Klinik war.

Ich schaltete das uralte Autoradio ein und lauschte den Nachrichten. „...unbestätigte Meldungen. Es gab mehrere Gewaltausbrüche in der Stadt, die Polizei hatte alle Hände voll zu tun. Weitere Informationen gab es bisher nicht.“

„Was?“ fragte Anja und sah das Radio an.

„Mehrere Fälle von plötzlichen Gewaltausbrüchen, aus heiterem Himmel, wurden berichtet. Angaben über Beteiligte oder Verletzte gibt es bisher nicht.“ sagte der Radiosprecher.

„Krass... Was soll das?“ fragte ich und vergaß für einen Augenblick den scharfen, heißen Schmerz in meiner Hand.

„Weißt du, was ich gerade denke? Vielleicht ist es ein Terroranschlag!“ sagte Anja.

„Was? Wie meinst du das?“

„Na ja, vielleicht haben die so ein Gerät, das Strahlung aussendet und die Gehirne der Menschen stört.“ sagte sie.

„Hört sich interessant an.“ Ich hatte mal eine Geschichte über das Thema gelesen, aber ich wollte ihr jetzt nichts davon erzählen, obwohl es mir auf der Zunge lag, denn ich wollte hören, was im Radio geredet wurde.

„Währenddessen hüllt ich das Gesundheitsministerium in Schweigen. Die Leiche des Mannes wird zur Zeit untersucht und die Ergebnisse werden heute Abend erwartet. Das Gesundheitsministerium hat die Fußgängerzone und die Wohnung des Mannes abgeriegelt, auf Anfragen wurde jedoch nicht reagiert. Zeugen berichteten von einem Zwischenfall in dem Labor, von bewaffneten Soldaten, die hineinstürmten und Schüssen, die fielen. Es gab keine Stellungnahme, stattdessen wurde das Labor unter Quarantäne gestellt. Weiteres ist nicht bekannt...“  
Was war da los? War es doch eine Krankheit?

Dreißig Minuten später saß ich neben Anja im Wartezimmer und stellte erschrocken fest, dass es voller Menschen war, viele von ihnen hatten offenbar Bisswunden. Ich kam mir vor wie in einem schrägen Film, doch es war tatsächlich wahr.

Sie waren bleich, schwach und schwitzten. Ich versuchte, ihre Gespräche zu belauschen und hörte heraus, dass jeder von ihnen von Fremden angegriffen worden war, einige sogar von Familienmitgliedern oder Freunden.

Ich war erleichtert, als eine junge, attraktive Schwester meinen Namen rief und mich ins Behandlungszimmer schickte.

Ich saß in dem leeren, sterilen Raum auf einer mintgrünen Liege und wartete auf den Arzt, der umgehend kam und mich ansah. Zwei der jungen Schwestern begleiteten ihn.

„Guten Tag, Doktor Lehmann.“ Der Arzt gab mir die Hand. „Also, was haben sie?“

Ich hob die linke Hand.

„Oh, was haben sie denn gemacht?“ fragte er mich.

„Arbeitsunfall...“ Ich zog das Pflaster ab und zeigte dem Arzt den ausgefransten Schnitt.

„Oh, geschnitten?“ fragte der Arzt.

„Ja, Fräsmaschine.“ sagte ich und stelle fest, dass der Doktor ziemlich abgekämpft aussah. War das Blut da auf seinem Kittel? Irgendetwas in mir wollte, dass ich sofort nach Hause ging und mich im Keller verbarrikadierte.

„Na, das müssten wir nähen.“ sagte der Arzt.

„Doktor Lehmann!“ brüllte eine Stimme aus einem benachbarten Flur.

„Verdammt!“ Der Arzt sah sich um. „Andrea, gehst du mal?“ Die eine Schwester rannte zu der grünen Tür und verließ das Zimmer.

„Entschuldigen sie! Ist viel los heute!“ sagte der Arzt genervt und desinfizierte meine Wunde erneut, was mich wieder zusammenzucken ließ.

„Wir betäuben ihnen das mal lieber.“ sagte der Arzt und zog eine Spritze auf.

„Doktor Lehmann!“ schrie erneut jemand. Diesmal klang es wie die Krankenschwester, die gerade rausgegangen war.

„Warten sie bitte kurz!“ Er rannte raus und redete vor der Tür mit einer hysterischen Frau.

Schwester Claudia sah mich verlegen an und lächelte. Die ganze Situation war irgendwie seltsam. Totenstille lag im Raum.

Plötzlich kamen laute, polternde Geräusche vom Flur. Dumpfes Klopfen, laute Schläge und ein krachendes Scheppern, als wäre ein voller Werkzeugkasten runtergefallen. Ich zuckte zusammen, als ein schriller, schmerzgefüllter Schrei erklang.

„Was war das?“ fragte ich verängstigt. Ich spürte, wie mein Herz zu rasen begann.

Noch bevor ich eine Antwort bekommen konnte, gab es wieder schrecklichen Lärm, diesmal aus dem Wartezimmer. Laute Schreie und heftiges Gerumpel, als würde jemand Möbel herumwerfen.

„Was ist hier los?“ fragte ich verunsichert. Ich stellte fest, dass ich zitterte.

„Warten sie hier!“ sagte die Schwester und rannte ebenfalls aus dem Raum.

„He, was ist...“ rief ich ihr hinterher, doch ich war schon allein. Ich sah mich unsicher um und stellte fest, dass ich durch ein Fenster auf den Parkplatz der Klinik sehen konnte. Dort standen mehr Krankenwagen als sonst.

Was war hier los? Wo sollte ich denn jetzt hingehen? Der Arzt war noch nicht zurückgekehrt und meine Wunde war noch nicht behandelt worden. Ich überlegte, ob ich zur Tür gehen und einen Blick ins Wartezimmer werfen sollte, doch die Angst hielt mich zurück. Ich saß in meinen dreckigen Arbeitsklamotten wie festgenagelt auf dieser Liege und starrte die Tür an.

Ich hörte draußen mehrere Autos, die mit aufheulenden Motoren angefahren kamen. Mehrere Reifen quietschten.

Ich stand auf und ging zum Fenster, um zu sehen, was los war. Ich sah mehrere Fahrzeuge, dunkle Transporter mit Regierungskennzeichen. Mir gefror das Blut in den Adern, als ich sah, dass die Leute, die aus den Fahrzeugen ausstiegen, weiße Schutzanzüge mit Mundschutz trugen.

Ich beschloss, den Arztbesuch abubrechen und das Krankenhaus sofort zu verlassen. Was immer hier vorging, wir mussten hier weg! Ich rannte zur Tür und stieß sie auf, um Anja zu sagen, dass wir dringend verschwinden mussten.

Ein eiskalter Schreck durchfuhr mich so heftig, dass er mich fast zu Boden fegte, als ich in das Wartezimmer kam und sah, wie extrem es sich verändert hatte. Es sah anders aus, als ich es in Erinnerung hatte. Die Stühle waren umgeworfen, keines der Bilder hing mehr gerade und an den Tapeten waren frische Blutspritzer. Es hatte offenbar einen sehr heftigen und anscheinend auch genauso spontanen Kampf gegeben, bei dem das komplette Wartezimmer verwüstet worden war. All die Patienten waren verschwunden. Ich sah zu der Ecke rüber, wo Anja auf mich warten wollte und da sah ich sie.

Anja lag rücklings auf dem Boden in einer Blutlache. Zwei Männer waren über sie gebeugt und schienen an ihrer Kleidung zu zerren. Ich ging einen Schritt dichter heran, weil ich die Situation überhaupt nicht einschätzen konnte. Es sah so aus, als würden die beiden Männer versuchen, Anja wiederzubeleben. Einer der beiden Männer trug einen weißen Kittel, der andere sah aus wie einer der Patienten. Ich hörte knirschende Geräusche und dunkles Stöhnen.

„Anja, was hast du?“ fragte ich und ging noch einen Schritt näher heran.

Die beiden Männer fuhren herum und sahen mich an. Ich erschrak, als ich ihre bleichen Gesichter mit den stumpfen, toten Augen sah, doch dann sah ich, was sie mit Anna angestellt hatten. Anja lag auf

dem Boden, ihre Augen waren offen und zur Decke gerichtet, während die beiden Männer ihr den Bauch aufgerissen und ihre Eingeweide mit bloßen Händen herausgerissen hatten. Der Mann in dem Kittel hielt die blutigen Därme, die er Anja aus dem Bauch gerissen hatte, noch in den Händen.

„Scheiße!“ Ich taumelte verstört ein paar Schritte zurück und eine kalter Schauer durchfuhr mich. Tränen schossen mir in die Augen und mein Kreislauf ging in den Keller. Ich war einer Ohnmacht nahe.

Die beiden blutverschmierten Männer mit den dreckigen und halb zerrissenen Klamotten erhoben sich langsam und gingen auf mich zu.

Ich stellte fest, dass sie sich unnatürlich bewegten, sehr unbeholfen und langsam. Sie sahen aus, als wären sie schon tot, ihre Haut war bleich und als sie aufstanden, erkannte ich, dass dem einen ein Arm fehlte und der andere ein beachtliches Loch im Bauch hatte.

Offenbar ließen sie sich von solchen Verletzungen nicht beeindrucken und kamen direkt auf mich zu.

Der Schock saß so tief, dass ich erst spät realisierte, was die beiden wollten. Sie wollten mir offenbar ans Leder. Die blutigen Hände richteten sich nach mir und auf die letzten Meter entwickelten die beiden eine erschreckende Schnelligkeit.

„Bleiben sie ruhig!“ faselte ich.

Die beiden Typen rissen ihre blutigen Mäuler auf und zeigten mir ihre fauligen, stumpfen Zähne.

Ich wollte wegrennen, doch der Typ in dem Kittel schlug nach mir. Der Schlag hätte mich töten sollen, doch da er mich ungünstig erwischte, schleuderte er mich nur durch die Luft.

Er hatte mich irgendwo an der rechten Schulter getroffen, dachte ich, während ich durch die Luft flog und kurz darauf gegen eine Tür krachte, die nachgab und von mir zerschmettert wurde. Die Wucht des Schlags war immens, ich konnte es kaum fassen und rappelte mich aus den Trümmern der zerstörten Tür. Als ich hochkam, sah ich, dass die beiden mir folgten.

Ich rannte den Flur entlang, in dem ich gelandet war. Auch dort war alles verwüstet und blutverschmiert. Mir wurde klar, dass ich nur eine Möglichkeit hatte, zu verschwinden. Ich musste zurück und Anjas Schlüssel an mich nehmen, um mit ihrem Auto zu flüchten.

Als ich mich umdrehte, sah ich den Feuerlöscher, der an der Wand hing. Ich griff sofort nach ihm und rannte auf die beiden Verfolger zu.

„Verpisst euch! Ich bin bewaffnet!“ rief ich und präsentierte den Feuerlöscher.

Die beiden ließen sich nicht beeindrucken und stießen brüllende Laute aus, die nicht menschlich klangen, eher wie Raubtiere.

Der Hass auf die Mörder meiner Kollegin war größer als die Angst, selbst in Stücke gerissen zu werden. „Haut ab, sonst kriegt ihr den hier in die Fresse!“ rief ich und wedelte erneut mit meiner Waffe.

Überraschenderweise zeigten die beiden überhaupt keine Angst, als ich den kiloschweren Feuerlöscher schwang. Sie rannten einfach weiter auf mich zu. Ich holte aus und schlug mit dem Feuerlöscher zu. Ich traf den ehemaligen Arzt direkt am Kopf, dass es laut knackte und der Kopf sich unnatürlich verdrehte. Der Mann fiel zu Boden und ich sah schockiert auf seine Leiche. Was hatte ich bloß getan? Ich hatte keine Zeit, um nachzudenken, denn der Einarmige rannte immer noch auf mich zu. Ich schlug ihm mit dem Boden des Feuerlöschers ins Gesicht und spürte, wie die Knochen in seinem Gesicht krachend brachen.

Auch er ging zu Boden und sackte zuckend zusammen.

Ich ließ den Feuerlöscher fallen und rannte zurück ins Wartezimmer, wo die ausgeweidete Anja in einer Blutlache lag. Ekel, Trauer und Abscheu kochten in mir hoch, als ich an die Leiche heranging und mich weinend zu ihr runterbeugte. Ich durchsuchte mit zitternden Fingern die Handtasche, die neben der Leiche lag und suchte nach dem Autoschlüssel, doch leider fand ich ihn nicht. „Scheiße!“ Ich sah zur Leiche rüber, der ich absichtlich den Rücken zugekehrt hatte, als ich die Tasche genommen und durchsucht hatte und sah, dass ihr auffälliger Schlüsselbund aus der Tasche ihrer Jeanshose hing. „Oh nein!“ Erst jetzt fielen mir weitere Geräusche auf. Irgendwo in der Klinik gab es weitere Angriffe. Ich musste endlich verschwinden und so brachte ich es übers Herz, Anja in ihre enge Tasche zu greifen und den Autoschlüssel herauszuziehen. Ich versuchte, nicht auf die schleimigen Innereien zu schauen, die auf dem Boden verteilt lagen, doch der Anblick von Anjas mit bloßen Händen aufgerissener Bauchdecke war zu viel für mich und ich warf mich zur Seite, wo ich völlig angewidert auf den Linoleumboden kotzte. Ich wollte noch einen Moment verschnauften und mir die Kotze aus der Nase putzen,

als mich ein verzerrtes Grunzen, das entfernt an ein hämisches Lachen erinnerte, aus meiner Apathie riss. Als ich zur Tür sah, erblickte ich die beiden Typen, die ich zuvor mit dem Feuerlöscher umgehauen hatte. Sie sahen übel zugerichtet aus, doch es schien sie nicht zu kümmern! Unbeirrt steuerten sie auf mich zu. Ich konnte nicht fassen, was hier gerade geschah! Doch bevor ich versuchen konnte, die Eindrücke zu verarbeiten, sah ich weitere Menschen in blutverschmierten Klamotten, die aussahen wie lebende Leichen. Sie kamen aus anderen Gängen zu den beiden Angreifern und all die toten Augen richteten sich auf mich. Dieser untote Mob wollte mich! Ich sah mich um, während mich diese seltsamen Leute umzingelten. Ich musste das Fenster am Ende des Flures zerschlagen und durchspringen, dann war ich auf dem Parkplatz.

Ich wollte gerade zur Flucht ansetzen, da packte mich jemand am Fuß und hielt mich fest. Ich sah an mir runter und stellte schockiert fest, dass es die Leiche von Anja war, die mich festhielt, während die anderen näher kamen.

„Lass mich los!“ sagte ich zu Anja, die aber offenbar gar nicht mehr Anja war. Sie sah mich an und ich erkannte die gleichen toten, stumpfen Augen wie bei den anderen. Ihr anderer Arm umklammerte nun auch meinen Fuß und ich sah, wie sie offenbar versuchte, mich zu beißen.

„Lass das!“ rief ich panisch und trat Anja mit dem anderen Fuß ins Gesicht. Es reichte aus, dass sie kurz ihren Griff lockerte und ich meinen Fuß befreien konnte.

Ich rannte den Flur entlang und griff mir einen Blumenkübel, den ich auf das Fenster warf.

Mit lautem Klirren zersprang die Scheibe und ich rannte durch die Scherben, um durch das Fenster zu flüchten.

Gerade, als ich durch das Fenster auf den Parkplatz sprang, sah ich wie ein entstellter und blutverschmierter Doktor Lehmann aus einem Nebenraum gestürmt kam und mich nur knapp verfehlte.

Auf dem Parkplatz sah ich erst das ganze Ausmaß der Katastrophe. Verletzte und unverletzte Menschen rannten wild durcheinander.

Einige waren gebissen worden, andere waren der Wut verfallen und machten Jagd auf die anderen Menschen. Mir fiel auf, dass die wütenden Menschen einander nicht angriffen. Ärzte, Patienten und Mitarbeiter der Regierung rannten durcheinander und ich nutzte die Panik aus, um zu Anjas Wagen zu flüchten.

Ich konnte unbemerkt fliehen und während ich mich zum Wagen schlich, sah ich, dass einige der wütenden Menschen das Klinikgelände verließen und in die Stadt flüchteten.

Ich stieg in den Wagen ein, steckte den Schlüssel rein und fuhr sofort los. Ich raste vom Gelände und schaltete das Radio ein. „...erreichen uns aus jeder Stadt! Wir raten allen Bürgern dringend, zu Hause zu bleiben und Fenster und Türen geschlossen zu halten! Das Gesundheitsministerium spricht von einem Virus, dass der Tollwut ähnelt, über die Übertragungsweise ist noch nichts bekannt. Mehrere Krankenhäuser wurden unter Quarantäne gestellt und versiegelt...“

Ich schaltete auf einen anderen Sender. „...aus Hamburg, wo das alltägliche Leben mittlerweile zum Stillstand gekommen ist. Die Krankenhäuser sind überlastet und stündlich kommt es zu neuen, schrecklichen Ereignissen. Es ist das Gefühl wie bei einem Weltuntergang, einer schrecklichen Epidemie, zu der uns die Experten zur Stunde noch rein gar nichts sagen können. Es wurden mehrere Krankenhäuser abgeriegelt, in denen sich infizierte Personen befinden, aber offenbar sind einige...“ Ich schaltete erneut um.

„...Epidemie verbreitet sich rasend schnell. Die Infizierten sind äußerst angriffslustig und gewalttätig. Vermeiden sie jeglichen Kontakt mit den infizierten. Nach Meinung einiger Experten soll sich der Erreger über den Speichel übertragen, aber dazu gibt es noch keine weiteren Erkenntnisse. Der Ministerpräsident wird in wenigen Minuten seine Ansprache halten, bleiben sie...“

Ein dumpfer Knall, die Frontscheibe wurde eingedrückt und bekam Risse. Ich hatte einen Passanten überfahren. Ich sah aus dem Fenster und sah den alten Mann mit verdrehten Armen und Beinen neben dem Wagen liegen.

Zitternd und voller Panik stieg ich aus und ging zu dem Alten rüber. Als ich gerade nach dem Mann greifen wollte, packte er meinen Arm und drückte mit der Kraft eines Schraubstocks zu. Ich sah seine leeren, toten Augen. Ich trug noch die Sicherheitsschuhe, die ich auf Arbeit tragen musste und mit denen trat ich diesem Typen ins Gesicht, dass ihm der Kiefer brach und rannte davon, zurück zum Wagen und fuhr weiter.

Voller Panik fuhr ich durch die Stadt. Mir fiel auf, dass es kaum andere Autos auf den Straßen gab, nur zahlreiche verunglückte

Fahrzeuge, von denen einige brannten. Ab und zu raste ein Fahrzeug mit Blaulicht an mir vorbei, doch auch viele Rettungsfahrzeuge standen teilweise mit offenen Türen und scheinbar völlig verlassen am Straßenrand.

Mein Herz ratterte und Schweiß lief mir aus allen Poren, während ich weiterfuhr. Überall lagen Leichen am Straßenrand. Oft sah ich infizierte Menschen, die von den Leichen fraßen.

Kaltes Grauen stieg in mir hoch, als ich sah, wie fünf verstümmelte und blutbesudelte Menschen, darunter ein Polizist, eine junge Frau auf dem Bürgersteig mit bloßen Händen zerrissen und sich die rohen Fleischstücke in den Mund stopften.

Ihr fuhr an der städtischen Polizeistation vorbei, doch ich stellte fest, dass Flammen aus den zerschlagenen Fenstern stiegen. „Scheiße!“ murmelte ich und kramte mein Handy heraus.

Ich fuhr zurück nach Hause und rief meine Eltern an.

„Ja, hallo?“ fragte meine Mutter.

„Mama!“ sagte ich. „Ist alles okay bei euch?“

„Hallo, mein Junge, ja, hier ist alles in Ordnung, aber wir sehen es gerade im Fernsehen. Sie sagen, wir haben Krieg!“ sagte meine Mutter.

„Was? Nein, das ist irgendeine Krankheit, die einen zu einer blutrünstigen Bestie macht. Hör zu, ihr müsst die Tür verriegeln!“ Meine Mutter wurde unruhig.

„Verbarrikadiert alles! Da kommen ganze Horden von blutrünstigen Menschen auf euch zu! Versteckt euch im Keller oder auf dem Dachboden!“

„Was soll das denn?“ fragte meine Mutter.

„Mama! Tu, was ich sage! Ich hab es gerade selbst erlebt! Ich wurde angegriffen, meine Kollegin haben sie umgebracht und aufgefressen! Es ist wahr! Versteckt euch und verriegelt alles! Das ist kein Witz!“

„Ja, machen wir!“ sagte meine Mutter. „Wo bist du?“

„Ich bin im Auto, auf dem Weg zu euch!“ sagte ich.

„Gut, wir gehen in den Keller.“

„Aber verriegelt alles! Haltet die Kellertür offen, damit ich reinkommen kann! Sag Papa, er soll seine Flinte laden und sich bereithalten!“

„Oh mein Gott!“ Meine Mutter weinte.

„Ich komm zu euch! Haltet durch!“

„Okay!“

„Bis später!“ Ich legte auf. Tausende Gedanken schossen mir durch den Kopf, während ich durch die Stadt fuhr und die zahllosen dunklen Rauchsäulen sah, die zum Himmel stiegen. Die Stadt versank im Chaos und anscheinend schien es rasend schnell zu gehen.

Ich fuhr aus der Stadt heraus und hörte die Ansprache es Ministerpräsidenten im Radio.

„Liebe Bürgerinnen und Bürger! Eine schreckliche Epidemie ist im Begriff, uns zu überrollen! Was wir hier gerade erleben, ist offenbar eine Katastrophe biblischen Ausmaßes! Die Krankheit breitet sich so rasend schnell aus, dass die Forscher noch nicht einmal sagen können, worum es sich dabei handelt, doch ich kann ihnen versichern, dass wir alles tun werden, um die Hintergründe ans Licht zu bringen! Was wissen wir? Heute Vormittag ist ein Mann in der Kieler Fußgängerzone ausgerastet und hat seine Mitmenschen angegriffen und gebissen. Diese Bisse waren nach Angaben der Forscher die Übertragungsweise. Sie gehen davon aus, dass die Krankheit durch Bisse, beziehungsweise durch Speichel übertragen wird. Der Verlauf der Krankheit ist noch nicht bekannt, aber die Infizierten sind aggressiv und sehr gefährlich. Es wird von Hunger auf Menschenfleisch berichtet. Wir befürchten, dass diese Behauptungen der Wahrheit entsprechen. Ich selbst habe heute gesehen, was die Krankheit anrichten kann!

Kurz darauf gab es zahlreiche weitere Angriffe, die von den infizierten Verletzten begangen wurden. Die Angriffe ereigneten sich in drei verschiedenen Krankenhäusern, die mittlerweile alle vom Gesundheitsministerium abriegelt wurden, doch wir befürchten, dass es einigen Infizierten gelungen ist, zu flüchten. Auch aus Hamburg erhalten wir Meldungen von vermehrten Angriffen. Ich fordere alle Bürgerinnen und Bürger auf, sich in ihren Häusern zu verstecken und Radio oder Fernsehen laufen zu lassen! Halten sie sich versteckt und verriegeln sie alle Fenster und Türen!“ Kalter Schweiß lief mir über den Rücken, als ich nach Bordesholm kam. Ich war fast zu Hause.

Ich musste wissen, wie es meinen Freunden ging. Ich wollte zu ihnen fahren und sie mitnehmen in das Haus meiner Eltern, wo wir sicher wären. Als hätten meine Eltern damals geahnt, dass ihr Domizil einmal einem Ansturm der Armee der Toten standhalten müsste,

hatten sie es entsprechend massiv und sicher gebaut. Es sah aus wie eine Burg und war so sicher und uneinnehmbar wie eine Festung. Ich rief meinen besten Freund Chrischi an, doch das Handynetzt war mittlerweile überlastet.

„Scheiße!“ murmelte ich und beschloss, zu Chrischis Wohnung zu fahren.

Auch mein Heimatdorf war verlassen und auch hier sah ich große, schwarze Rauchsäulen in den Himmel steigen. Die Epidemie hatte mein Dorf erreicht!

Ich fuhr an den Häusern vorbei, einige von ihnen standen in Flammen, andere waren verbarrikadiert. Einige Bewohner waren draußen und nagelten Holzplanken vor die Fenster.

Ich fuhr an dem großen Einkaufszentrum vorbei, das in der Mitte des Dorfes lag und stellte fest, dass es auch eine gute Festung abgeben würde.

Ich erschrak, als vor mir plötzlich ein Baum auf der Straße lag und den Weg versperrte.

„Scheiße!“ Ich bremste und sah auf den Baum. Ich stieg aus und versuchte, den Baum von Hand zu bewegen. Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen den massiven Stamm und schob, doch er bewegte sich kaum. Ein dunkles Brüllen aus der Ferne ließ mich erschauern. Ich hörte Schritte und sah mich um. Ein leises Röcheln, schleifende Geräusche, die näher kamen.

Angst schnürte mir die Kehle zu und ich ging zum Wagen zurück, dessen Fahrertür ich offen gelassen hatte. Ich stieg ein und fuhr langsam gegen den Baum, um ihn mit der Kraft des Wagens wegzuschieben, doch auch das war ohne Erfolg. Als die Kupplung zu qualmen begann, brach ich es ab und fuhr zurück.

Ich fuhr einen anderen Weg, als ich plötzlich etwas auf dem Rücksitz rascheln hörte. Mir stockte der Atem und ich sah in den Rückspiegel. Nichts!

Ich fuhr etwas langsamer und drehte mich nach hinten, wo ich in das halb abgerissene und blutverschmierte Gesicht einer Frau sah, die sich auf den Rücksitz gelegt hatte.

Ich schreckte zusammen, als sie mit ihren fauligen Fingern nach meiner Kehle griff.

Ich versuchte, sie abzuwehren und verriß das Lenkrad. Der Wagen geriet außer Kontrolle und kam ins Rutschen. Die Frau schrie und keuchte mit einer unmenschlichen Stimme. Ich verlor die Kontrolle

über das Auto und es raste frontal gegen einen Laternenfeiler, was zur Folge hatte, dass die Angreiferin, die nicht angeschnallt war, an mir vorbei, durch die Frontscheibe krachte und aus dem Auto, gegen eine Hauswand flog. Ihr Körper krachte knackend zu Boden und blieb liegen.

Der Aufprall war hart! Der Laternenfeiler hatte sich durch die halbe Motorhaube gegraben, aber der Gurt hatte mir das Leben gerettet, obwohl mir jeder Knochen wehtat.

Ich stieg aus dem Wagen aus und begutachtete den Schaden. Der Motor dampfte und die verschiedenen Flüssigkeiten, die aus dem Motor liefen, bildeten Muster auf dem Asphalt. Mir war klar dass der Wagen Schrott war und ich zu Fuß weitergehen musste.

Ich ging weiter und sah die tote Frau auf dem Asphalt liegen. Der Aufprall hatte sie hart getroffen und entstellt. Angewidert sah ich auf ihren toten Körper. Sie trug nur ein Nachthemd.

Ich sah mich um. Das Einkaufszentrum war in unmittelbarer Nähe, vorher war noch ein Haus. Ich beschloss, das Haus aufzusuchen und nach Hilfe zu fragen.

Ein schrilles Grunzen hinter mir erschreckte mich und ich drehte mich um. Ich sah die tote Frau in dem Nachthemd, die sich wieder auf die Beine kämpfte. Ihre gebrochenen Knochen gaben ständig nach und sie fiel zu Boden, doch der Hass gab ihr die Kraft, aufzustehen. Mit torkelnden Schritten versuchte sie, mir zu folgen. Ihre Haut hing mittlerweile in Fetzen an ihr herunter und es sah aus, als wären so gut wie alle ihre Knochen gebrochen. Dennoch verfolgte sie mich und versuchte, mich zu packen, um mich zu beißen.

Völlig entsetzt rannte ich zu dem großen, schwarzen Haus, drückte mehrmals den Klingelknopf und hämmerte gegen die massive Tür.

„Hau ab!“ rief jemand aus einem kleinen Badezimmerfenster.

„Hilfe! Lassen sie mich bitte rein!“ rief ich in Richtung des Fensters.

„Verpiss dich!“

„Bitte!“

„Ich zähl bis drei!“ Ein Gewehrlauf schob sich durch den Fensterspalt. „Eins!“

„Das ist doch nicht ihr Ernst! Ich bin auf der Flucht und hab meinen Wagen geschrottet! Bitte...“

„Zwei!“

„Ich bin nicht infiziert!“

„Drei!“ Ein Schuss ertönte, doch er traf nicht mich, sondern den Untoten, der an der Eingangspforte gelauert hatte. Der Schuss traf den Kopf des Untoten und riss ihm die obere Schädelhälfte weg.

„Die nächste ist für dich! Hau ab!“

Ich sagte kein Wort und ging davon, auf das Einkaufszentrum zu. Der Tote vor dem Tor bewegte sich nicht mehr und ich wunderte mich, warum er nicht mehr aufstand, so wie die anderen. Offenbar war ein Treffer in den Kopf tatsächlich tödlich.

Einige Hubschrauber rasten durch den Himmel und ich hörte Sirenen in der Ferne.

Ich ging vorsichtig zum Einkaufszentrum und dachte über das erlebte nach. Alles hatte sich in wenigen Stunden vollkommen verändert. Das war also der Weltuntergang, den ich so gerne wollte! Ich ärgerte mich, dass ich keine Waffe hatte und so brach ich auf meinem Weg eine Latte aus einem Zaun, deren mit Nägeln bewährtes Ende ich als Schlaginstrument benutzen konnte. Das Einkaufszentrum lag vor mir. Es standen nur wenige Autos auf dem riesigen Parkplatz, doch ich sah schon von weitem, dass die großen Glastüren verbarrikadiert waren. Offenbar hatten sich die verbliebenen Leute in dem Einkaufszentrum bereits verschanzt. Ich hoffte, dass sie geselliger waren, als die mürrischen Hausbewohner.

Ich rannte über den Parkplatz und sah umgeworfene Einkaufswagen und verlassene Fahrzeuge. Die Glastüren des Haupteingangs waren von innen verbarrikadiert und verriegelt. Ich ging auf das Gebäude zu, als eine Gestalt aus den Büschen kam. Es war ein Jugendlicher mit Kapuzenpulli und breiten Jeans. Seine Haut war bleich, sein Mund war voller Blut und seine Augen waren stumpf und milchig. Er brüllte schrill und fiel mich sofort an.

Ich schrie laut auf vor Schreck und verpasste dem Kerl eine volle Breitseite mit meiner Zaunlatte. Es krachte und der Junge wirbelte nach hinten, als ich ihn traf. Blut spitzte wie ein fein zerstäubter Regen.

Er fing sich jedoch und griff mich erneut an. Obwohl sein Gesicht von dem Schlag schwer verletzt war, war er unbeirrt und rannte erneut auf mich zu. Ich schlug wieder mit der Latte zu und traf ihn wieder mitten im Gesicht. Ich sah weitere wackelige Gestalten, die aus der Ferne kamen. Voller Angst machte ich mich für den nächsten

Schlag bereit, doch dann hörte ich eine dunkle Stimme, die von oben links kam. „Geh mal einen Schritt zurück!“

Ich erschrak und tat, was die Stimme sagte. Der Junge rappelte sich wieder auf und wollte mich erneut angreifen.

Als ich noch in die Richtung sah, aus der die Stimme zu kommen schien, krachte ein lauter Schuss. Als ich zu dem Jungen rübersah, fiel er mit weggeschossenem Schädel zu Boden und blieb zuckend und blutend auf dem Parkplatz liegen.

Ich war überrascht und voller Angst, dann merkte ich, dass sich die Tür des Einkaufszentrums öffnete. Jemand stand auf dem Dach, ein Mann mit einem Schrotgewehr, der nach unten deutete. „Komm rein, Junge!“ rief er zu mir rüber.

Ich rannte sofort zur Tür und wurde von den anderen hereingelassen. Ich schlüpfte durch den schmalen Spalt, der sofort hinter mir verschlossen wurde.

„Was ist das?“ fragte eine Frau und hielt meine linke Hand hoch, sodass alle sie sehen konnten.

„Aua, was soll das?“ fragte ich.

„Was ist das?“ fragte der Mann, der mich reingelassen hatte.

„Das?“ Ich realisierte, was los war. „Ach so. Da hab ich mir heute Morgen reingesägt. Arbeitsunfall.“

„Hat dich einer gebissen?“ fragte die Frau.

„Nein.“

„Komm rein!“ sagte der Mann.

Ich stand in der Eingangshalle des Einkaufszentrums und war umringt von ungefähr zwanzig Leuten. Einige von ihnen kannte ich. Martin, den Elektriker und seine Frau Doris, Jürgen und seine Tochter Annika, den Hausmeister Peter und viele andere, die ich vom sehen kannte.

„Danke!“ sagte ich und ließ die blutige Zaunlatte fallen.

„Gerne doch.“ sagte ein älterer Mann.

Ein anderer nahm sich die blutige Latte vom Boden, die ich fallengelassen hatte, hielt sie am äußersten Ende fest, als wäre sie giftig und ließ sie von dem alten Mann an der Tür nach draußen befördern.

„Da ist Blut von denen dran!“ sagte er und sah mich an.

„Ach so.“ sagte ich.

„Alles klar bei dir?“ fragte der Mann, der mich reingelassen hatte.

„Geht so. Bin etwas durch den Wind.“ sagte ich.

„Das sind wir alle.“ Der Mann schenkte mir ein Lächeln. „Hast du Hunger?“

Erst jetzt bemerkte ich es. „Scheiße, ja!“

„Nimm dir, was du brauchst!“ Der Mann deutete auf den Supermarkt, der gleich um die Ecke war. An seiner Kleidung erkannte ich, dass er eigentlich an der Fleischtheke arbeitete.

„Danke.“ Ich ging zum Supermarkt rüber.

Einige Minuten später kam ich mampfend zurück. „Vielen Dank für das Essen, aber ich muss hier wieder weg, ich muss zu meinen Eltern!“ sagte ich.

„Das kannst du vergessen!“ sagte eine junge Frau. „Die sind überall. Die kriegen dich!“

„Aber, das kann doch nicht angehen...“ sagte ich voller Unverständnis. „Ich muss mich hier nur kurz verstecken und dann gleich zu meinen Eltern weiter.“

„Kannst du gerne machen, aber das würde ich dir nicht raten. Sie hat Recht, die sind überall.“ sagte der Mann an der Tür. Ich sah, dass er ebenfalls ein Gewehr in den Händen hielt.

„Ich hab doch eben noch die Ansprache vom Ministerpräsidenten gehört, da klang es aber noch nicht so dramatisch!“ sagte ich.

„Der Ministerpräsident ist tot!“ sagte ein anderer aus der Menge.

„Was?“ fragte ich.

„Ja, ist eben im Fernsehen gekommen.“ Der Mann deutete auf ein Elektrogeschäft, dessen Auslage in der Eingangshalle stand. Auf den Fernsehern war ein brennendes Hubschrauberwrack zu sehen.

„Nach seiner Ansprache ist er mit dem Hubschrauber abgestürzt, angeblich war der Pilot infiziert.“

„Das ist ja viel schlimmer als ich es erwartet hatte...“ stammelte ich und dachte an die schrecklichen Erlebnisse in dem Krankenhaus.

„Die haben es total verharmlost, alles runtergespielt. Die Situation war schon heute Morgen außer Kontrolle, aber sie wollten eine Massenpanik verhindern.“ sagte ein anderer Mann.

„Ich war heute Morgen in Kiel, da war schon das Gesundheitsministerium da und hat alles abgeriegelt!“ sagte eine Frau.

„Das ist eine schreckliche Seuche und niemand hat geahnt, wie schlimm es wird. Haben sie eben im Fernsehen durchgegeben!“

„Wir sitzen hier in der Falle!“ sagte eine ältere Frau.

„Das kann doch alles nicht wahr sein!“ sagte ich verzweifelt.  
„Doch. Wir mussten hilflos mitsehen, wie sie sechs Passanten gefressen haben, die hierher kommen wollten. Wir konnten nichts für sie tun! Diese Mistkerle kamen einfach aus den Büschen gesprungen!“ sagte ein bärtiger Mann.  
Ich sah Hans, den örtlichen Polizisten.  
„Hans!“  
„Marcel!“ sagte er, als er mich erkannte.  
„Was ist hier los?“ fragte ich.  
„Das ist die Apokalypse!“ sagte Hans. „Es ist überall passiert, in jeder Großstadt, fast zeitgleich. Es breitet sich rasend aus!“  
„Was ist es?“ fragte ich.  
„Eine Krankheit, eine unbekannte Seuche. Jeder, der gebissen wird, stirbt in kürzester Zeit und steht als willenlose Killermaschine wieder auf. So, oder so ähnlich. Es gibt nichts, was sie stoppen kann, außer eine Enthauptung oder ein Kopfschuss. Das haben wir gelernt. Die Infizierten machen Jagd auf Menschen und versuchen sie zu fressen. Jeder, der von ihnen getötet wird, wird selbst einer von ihnen, so einfach ist das!“ sagte Hans.  
„Scheiße...“ murmelte ich. „Ich muss zu meinen Eltern.“  
„Vergiss es! Wir haben kein Auto hier. Wir sind schon länger hier und haben beschlossen, hier zu bleiben, in der Hoffnung, dass es an uns vorbeigeht. Wir sind hier relativ sicher.“  
„Ich geh zu Fuß! Gebt mir nur ne Waffe.“ sagte ich.  
„Keine Chance! Das schaffst du nicht.“ sagte Hans.  
„Ich muss zu meinen Eltern! Kannst du nicht deine Kollegen rufen?“ fragte ich und deutete auf das Funkgerät, das Hans am Gürtel trug.  
„Uwe ist tot und Karl ist verschwunden. Zu den Jungs von der Zentrale hab ich keinen Kontakt mehr.“ sagte Hans enttäuscht.  
„Ich muss zu meinen Eltern.“ Ich kramte mein Handy heraus und rief meine Eltern an. „Mama! Mama? Scheiße!“ Ich sah auf mein Handy.  
„Kein Netz!“  
„Alle Handys sind ausgefallen!“ stellte eine Frau fest.  
„Was? Kacke!“  
„Marcel, deine Eltern haben ein massives Haus, da sind sie in Sicherheit! Bleib lieber hier und spiel nicht den Helden!“ sagte Hans.  
„Ja, aber ich muss sie anrufen!“ Mein Blick fiel auf einen Münzfernsprecher, der vor dem Eingang zum Supermarkt an der

Wand hing. „Was ist damit?“ Ich rannte zu dem Kasten rüber und nahm den Hörer ab. Es tutete. Ich schob ein paar Münzen in den Schlitz und tippte die Nummer meiner Eltern ein.

„Mama! Ja, ich bin's, Marcel. Hör zu, ich kann nicht zu euch kommen! Ich stecke hier im Einkaufszentrum fest. Hans ist bei mir. Ja. Verbarrikadiert die Tür! Habt ihr schon? Super. Es darf niemand reinkommen! Die Lage ist noch viel schlimmer, als ich dachte! Ja, wir haben einen Fernseher hier! Ich bleibe hier und komme zu euch, sobald sich die Lage entspannt hat! Es geht nicht anders, ich hab es gerade so geschafft. Die hätten mich fast erwischt. Ihr müsst ganz vorsichtig sein, die sind extrem gefährlich! Sie stecken einen an, wenn sie einen beißen! Bleibt wachsam. Ja, ich pass schon auf mich auf! Ich euch auch!“ Ich legte wieder auf. Heiße Schauer durchliefen mich.

„Der Münzfernsprecher funktioniert?“ fragte Hans überrascht.

„Offenbar!“ sagte ich.

Hans stürmte zu dem Telefon und griff nach dem Hörer, um seine Kollegen in der Hauptstadt anzurufen.

Alle Anwesenden erkannten erst jetzt, dass der Fernsprecher noch funktionierte und stellten sich in eine Schlange hinter das Gerät, um ihre Verwandten zu erreichen.

„Was machen wir jetzt?“ fragte ein junges Mädels, nachdem die meisten Leute telefoniert hatten. Nur wenige hatten jemanden erreicht.

„Was sagen deine Kollegen?“ fragte ich Hans.

Hans sah betäubt aus. „Nichts. Ich hab nur ein Band dran gehabt. Sie geben durch, dass die Armee informiert wurde und das war's. Vermutlich sind sie alle tot...“

„Scheiße

Ich ging durch die Eingangshalle und sah mir die Menschen an. Sie waren verängstigt, verzweifelt und völlig entsetzt. Was war hier bloß los?

„Die wollen die Armee schicken!“ sagte ein Mann, der vor den Fernsehern stand.

„Was?“ Ich ging zu den Fernsehern, die vor dem Geschäft standen.

„Die wollen die Bundeswehr rufen, um die Infizierten zu bekämpfen. Die Kanzlerin hat den Notstand ausgerufen. Inzwischen auch Fälle in Frankreich, Dänemark und Holland!“

„Die Seuche breitet sich weiter aus.“

Ich war einer Ohnmacht nahe.

„Sie kommen!“ rief der Mann an der Tür.

Ich ging zu ihm und sah an den Euro-Paletten vorbei, die vor der Tür standen. Ich erschrak, als ich sie sah. Eine Menschenmenge, einige hundert Personen, kamen auf das Einkaufszentrum zu. Sie hatten bleiche Haut und blasse Gesichter, die mit dem Blut ihrer Opfer verschmiert waren. Ihre Klamotten waren zerrissen und voller Blut. Langsam torkelnd bewegten sich die teilweise schwerverletzten Infizierten auf die Eingangstür zu.

„Sie kommen!“ rief er.

„Scheiße...“ stammelte ich, als ich die Horden der Untoten sah, die kamen.

„Gibt es ein Gegenmittel gegen diese Krankheit?“ fragte ich in die Menge.

„Nur das hier!“ sagte der Mann und präsentierte ein paar Schrotgewehre, die aus dem Sport- und Jagdwaffengeschäft am Ende des Flures stammten. „Wir gehen aufs Dach!“

Ich kam mit den sechs bewaffneten Männern auf das Dach. Es wurde langsam kalt und dunkel draußen. Das Einkaufszentrum war anderthalb Stockwerke hoch und wurde in der Mitte von einer transparenten Glaskuppel gekrönt.

Ich sah über die Brüstung auf den Parkplatz und sah die Untoten, die sich vor dem Einkaufszentrum sammelten.

„Was habt ihr vor?“ fragte ich, als die Männer mit den Gewehren in Position gingen.

„Sie abknallen!“ sagte einer der Männer.

„Nein! Wir hindern sie daran, das Einkaufszentrum zu betreten!“ sagte Hans, der seine Dienstwaffe gezogen hatte.

Ich sah nach unten und stellte mit Schrecken fest, dass die Untoten stöhnend und raunend vor dem Einkaufszentrum standen und nach einem Weg suchten, an unser leckeres Menschenfleisch zu kommen.

„Meinst du, die warten ewig?“ fragte Sebastian, einer der bewaffneten Männer, die an dem Sims standen und auf die Untoten zielten.

„Lass es!“ sagte Hans. Er konnte es nicht gutheißen, dass auf Passanten geschossen wurde, aber offenbar war ihm der Ernst der Lage nicht bewusst. Dies war eine nie da gewesene Katastrophe, die alles, was es bisher gegeben hatte, ungültig machte. Die gesamte Menschheit wurde auf Null gesetzt, alles begann von vorne.

Gesellschaftliche Werte oder Normen waren im Begriff, sich aufzulösen.

Sebastian schien dies zu ahnen und drückte ab. Er traf den Kopf eines alten Mannes, der an der Tür zu kratzen begonnen hatte. Der Mann fiel mit einem Kopfschuss zu Boden und ein anderer nahm seinen Platz ein.

„Das bringt nichts!“ sagte ein anderer.

„Wenn wir alle abknallen wollen, dauert das ewig und die Munition reicht nicht aus!“ sagte Hans resignierend.

Ich stellte fest, dass die blutrünstigen Wesen vor der Tür allesamt unschuldige Bürger waren, die mit den Verschanzten vielleicht sogar bekannt waren.

Ich verbrachte den Abend auf dem Dach und sah den bewaffneten Männern dabei zu, wie sie einen Untoten nach dem anderen erledigten und damit dennoch rein gar nichts zu bewirken schienen. Während die Männer die Tötungen als sportlichen Wettkampf betrachteten, stellte ich fest, dass es sich tatsächlich um eine nie da gewesene Katastrophe handelte. Dies war das Ende der Menschheit! Wir waren live dabei, als die Welt unterging. Weiß der Geier, aus welchem Labor dieses Virus entkommen ist, aber es hat ganze Arbeit geleistet! Die Menschheit war nicht gewappnet gegen solch einen massiven Eingriff!

Themen wie Politik oder Sport, Krieg oder Finanzen wurden völlig nebensächlich, denn unser gesellschaftliches System war dabei, zusammenzubrechen. Die Zivilisation war dabei, zu einer Erinnerung zu verblassen. Ich konnte noch immer nicht fassen, dass ich dies gerade erlebte. Die Schüsse und das hämische Lachen rissen mich aus meinen Gedanken. Ich wunderte mich, wieso diese Menschen einen so großen Spaß am töten hatten. Klar, es war sicherlich notwendig, doch diese Revolverhelden machten den Eindruck, als hätten sie ihr Leben lang auf diesen Tag gewartet, um endlich als Helden gefeiert zu werden, wenn sie Menschen die Schädel in Stücke schossen.

„Ich brauche Munition!“ rief Sebastian.

Hans, der schon vor ein paar Stunden aufgehört hatte, an dem sinnlosen Morden teilzunehmen, saß neben mir auf dem Dachsim.

„Wie kaputt muss man sein, um an so was Spaß zu haben?“ fragte ich Hans und trank einen Schluck Whiskey, den ich mir aus dem

Supermarkt geholt hatte. Er schmeckte schrecklich und brannte im Hals, doch er tat seinen Dienst.

„Die Jungs müssen das Dach bewachen. Wenn die auf die Idee kommen, hier raufzuklettern, könnten sie in das Gebäude gelangen!“ sagte Hans.

„Ja, hast Recht.“ sagte ich. Ich wurde müde und ging wieder nach unten, in das Einkaufszentrum. Ich bezweifelte, dass es heute Nacht zu einem Übergriff kommen würde, zu motiviert waren die Schützen auf dem Dach und so ging ich einigermaßen beruhigt nach unten, um mir einen Schlafplatz zu suchen.

Ich ging durch die Haupthalle und sah viele Menschen vor den Fernsehern sitzen und Nachrichten sehen. Ich gesellte mich dazu und sah auf den riesigen Plasmafernseher, auf dem Bilder von brennenden und verwüsteten Großstädten wie Hamburg oder Berlin zu sehen waren.

„...das letzte Lebenszeichen der Kanzlerin. Der Vizekanzler rief alle Menschen zu größter Vorsicht auf. Die Meldungen überschlugen sich, so heißt es zum Beispiel, dass die Stadt Kiel vollkommen von den Infizierten überrannt worden ist. Reporter berichten, dass dort kaum noch jemand lebt, nur von wenigen Gruppen Überlebender wurde berichtet. Die Seuche breitet sich rapide aus, so meldeten auch Spanien und Italien erste Fälle der Krankheit, während die Lage in Dänemark und Belgien bereits außer Kontrolle geraten ist. Die Weltgesundheitsorganisation rechnet mit Hunderttausenden Toten. Und noch immer breitet sich die Krankheit aus. Experten befürchten den kompletten Zusammenbruch der Gesellschaft. Dies wäre tatsächlich das Ende der Menschheit. Wir wissen nicht, wie lange wir noch senden können, denn auch unser Studio wird von infizierten Personen belagert. Mittlerweile wird klar, die deutsche Regierung hat das Problem heruntergespielt und zu spät reagiert. Doch was bringt uns diese späte Einsicht? Die meisten der beteiligten Politiker sind mittlerweile tot oder vermisst und die meisten Leute, die es betrifft, haben sich verschanziert oder sind den blutrünstigen Bestien zum Opfer gefallen. Meine Damen und Herren, ich befürchte, dass dies tatsächlich das Ende der Welt ist. Die Menschheit ist am Ende! In einem verzweifelt gegenschlag schickt die Bundesregierung nun Bundeswehrtruppen durch das Land, die sich der infizierten annehmen sollen. Es wird eine blutige

Säuberung werden, aber die Existenz des deutschen Volkes steht diesmal auf dem Spiel. Möge Gott uns alle schützen!“

Ich hatte genug gesehen. Es tat weh, solche Bilder und Erlebnisse zu verarbeiten. Ich wollte und konnte nicht mehr länger auf den Fernsehschirm starren. Ich suchte mir ein Nachtlager und fand es in der leeren Umkleidekabine eines Modegeschäftes und schief ein paar Stunden. Die pure Erschöpfung ließ mich nach kurzer Zeit einschlafen. Normale Müdigkeit wäre nicht stark genug gewesen, um die Angst zu besiegen.

Die lebenden Toten waren die pure Apokalypse und dies war also der Weltuntergang, auf den ich so lange gewartet hatte. Er war ganz anders als ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich hatte gehofft, ein riesiger Meteor würde die Erde treffen und uns alle dahinraffen. Aber, dass es nun ein dreckiger, blutiger Kampf ums Überleben werden würde, gefiel mir nicht. Ich wusste jetzt schon, dass die Männer, die auf dem Dach ihrem neuen Lieblingshobby nachgingen, bald zum Problem werden könnten. Der Wegfall von sozialen Normen und Werten und die Angst um die eigene Sicherheit, gepaart mit Opportunismus und Egoismus waren der perfekte Nährboden für ein Klima der Feindseligkeit, das Kooperation verhinderte.

Ich war zu müde, um weiter darüber nachzudenken und es dauerte nicht lange und der Schlaf übermannte mich.

Ich wachte auf, es war wieder hell und draußen auf dem Flur war viel Aufruhr.

Ich war verspannt und verkatert, doch am schlimmsten war für mich die Tatsache, dass dies kein lächerlicher Traum gewesen, sondern tatsächlich die Realität war. Ich sah auf meine Armbanduhr, es war kurz nach zehn. Ich sah auf meine linke Hand und spürte den Schmerz der Wunde, die sich anscheinend etwas entzündet hatte. Sie tat ziemlich weh und ich beschloss, in den Supermarkt zu gehen und mir ein paar Sachen zu holen um den Verband zu wechseln.

Ich ging durch den Eingangsbereich, wo einige Menschen auf dem kalten Boden vor den Fernsehern saßen. Der Besitzer des Geschäftes schaltete durch sämtliche Kanäle, doch überall war das Testbild der jeweiligen Sender zu sehen. Auf keinem einzigen Kanal lief mehr etwas. Auch nicht auf den ausländischen Sendern. Ein eiskalter Schauer durchfuhr mich, als ich sah, dass das Fernsehen zusammengebrochen war.

„Was gibt's neues?“ fragte ich einen älteren Mann, der an der Tür stand.

„Sie sind von der Tür weg.“

„Was? Ist es vorbei?“ fragte ich.

„Das können wir nicht sagen. Sie stehen jetzt alle auf dem Parkplatz und glotzen uns an.“

Ich guckte durch den schmalen Spalt nach draußen und sah dort die untote Meute in einigem Abstand zum Gebäude auf dem Parkplatz stehen. Einige von ihnen lagen mit zerschossenen Köpfen am Boden vor der Eingangstür, die Spuren der gestrigen Verteidigung. Die ganze Nacht hatte ich die Schüsse gehört.

Ein Schuss wurde vom Dach abgefeuert und einer der Untoten, der sich einen Meter vorgewagt hatte, fiel mit einem blutigen Kopfschuss zu Boden.

„Sind die immer noch da oben?“ fragte ich.

Der Mann nickte.

Ich beschloss, auf das Dach zu gehen und die Lage zu überprüfen, doch vorher musste ich meine Eltern anrufen um sie zu fragen, wie sie die Nacht überstanden hatten.

Mit zitternden Fingern wählte ich die Nummer und musste kurze Zeit später feststellen, dass auch das Festnetz zusammengebrochen war. Kein Durchkommen.

Frustriert legte ich auf und ging die Leiter zum Dach hoch, wo Hans, Sebastian und die anderen mit ihren Waffen alles taten, um das Einkaufszentrum zu beschützen.

„Morgen!“ sagte ich, nachdem ich durch die Luke auf das Dach gestiegen war.

„Morgen!“ sagte Hans.

„Was ist da los?“ fragte ich und deutete auf die gruselige Horde, die auf dem Parkplatz stand und völlig regungslos auf das Gebäude starrte. Eine süße Wolke fauligen Verwesungsgeruch wehte zu mir rüber. Offenbar schritt die Verwesung an den lebenden Toten fort. Mir wurde erneut klar, dass dies ein bisher nie da gewesenes Ereignis war.

„Die haben irgendwas vor. Die sind schon seit heute Morgen außerhalb unserer Schussweite. Die klappern alle Notausgänge und Lieferanteneingänge ab. Die wollen rein!“ sagte Sebastian.

„Ja und scheinbar sind sie schlauer als wir dachten.“ sagte Hans.

„Bewacht jemand die Zugänge?“ fragte ich fast panisch.

„Ja, jede Tür wird bewacht.“ Hans' Erfahrung als Polizist schien sich nützlich zu machen.

Jeder verrenkte sich die Augen bei dem Versuch, die Untoten dabei zu beobachten, wie sie eine der Seitentüren aufbrachen, doch niemand konnte sie ausfindig machen. Niemand sah, dass die Untoten bereits einen Weg aufs Dach gefunden hatten und von hinten kamen. Sie kletterten eine Leiter hoch und stürmten auf uns zu.

Ich hörte schlurfende Geräusche und sah in die andere Richtung, da waren sie auch schon fast bei uns. „Scheiße, die sind hier auf dem Dach!“

Schüsse ertönten. Hans, Sebastian und die anderen feuerten auf die Angreifer, die sich von diesem Kugelhagel kaum beeindruckt ließen. Obwohl viele von ihnen fielen, stürmte der Großteil der Angreifer auf uns zu.

Ich wollte wegrennen und mich zur Dachluke retten, doch die Untoten schnitten mir den Weg ab. Drei ehemals Jugendliche standen vor mir und sahen mich mit ihrem leeren Blick an.

Hans zog seine Dienstwaffe und schoss den drei Kerlen Kugeln in die Köpfe, sodass sie zu Boden fielen.

„Schnell, runter!“ rief Hans und schob mich durch die Dachluke.

„Scheiße!“ schrie Sebastian, als einer der Angreifer ihm ein dickes Stück Fleisch aus dem Arm biss. Er zog sein Gewehr und feuerte, doch der Schuss verfehlte den Untoten und traf stattdessen Hans, der von der Wucht der Schrotladung zu Boden geworfen wurde.

„Nein!“ schrie ich, als ich sah, dass sich vier Angreifer auf den sterbenden Hans stürzten.

Hans schrie, als sich die vier Wesen um ihn stritten und an ihm zertritten. Zwei zogen an seinem Bein, die anderen beiden an seinem Oberkörper.

Hans schrie vor Schmerz, denn die Wesen drohten, ihn zu zerreißen. Sebastian schoss auf einen der Untoten und ballerte ihm den Schädel weg, doch es war zu spät. Mit einem lauten Ruck rissen die restlichen drei Wesen Hans in zwei Hälften.

Übelkeit und Schrecken kamen in mir hoch und drohten, mich völlig zu lähmen, als ich sah, wie zwei Monster mit dem Oberkörper von Hans in einer Ecke verschwanden, und sich dann darum zu streiten begannen.

„Schnell runter!“ rief Sebastian. Es wurden immer mehr Wesen, die auf das Dach geklettert kamen.

„Was ist mit dir?“ fragte ich, während die restlichen Männer durch die Dachluke flüchteten.

Sebastian zeigte mir seine Verletzung. „Ich kann nicht mehr mitkommen!“

„Scheiße!“ Ich verschwand in der Öffnung und ließ die Dachluke einen Spalt weit offen, sodass ich sehen konnte, wie Sebastian seine letzten Kugeln verbrauchte, um die Angreifer in die Flucht zu schlagen. Die letzte Kugel schoss er sich selbst in den Mund, als er von den Angreifern überwältigt wurde.

Sein lebloser Körper rutschte eine Wand herunter und Blut schoss wie ein Wasserstrahl aus seiner Nase, nachdem er abgedrückt hatte und seine offenen, toten Augen starrten mich an, während sich die Untoten auf ihn stürzten.

Die anderen Männer waren bereits unten angekommen und hatten die Nachricht bereits verbreitet. Die letzten Überlebenden verfielen in eine Panik, als sie erfuhren, dass die Untoten nun im Begriff waren, sie zu überrennen.

Ich wollte gerade die Luke zuziehen, da zog jemand an ihr. Ich sah hoch und sah das entstellte Gesicht eines Wesens, das mich anbrüllte.

Ich zog an der Luke, so heftig ich konnte, doch die Kraft dieses Mannes war unbeschreiblich. Er riss die Luke einfach weg und schleuderte sie über das Dach.

„Du Penner, wieso hast du die Luke nicht zugemacht?“ fragte Jürgen, einer der bewaffneten Männer von unten. „Geh weg da!“ sagte er und zielte mit seinem Schrotgewehr auf das Wesen.

Ich ließ mich fallen, fiel zwei Meter zu Boden und hörte einen ohrenbetäubenden Knall, als Jürgen abdrückte und den Schädel des Typen zu blutigem Brei zerschoss.

Weinend, zitternd und unter Schock taumelte ich durch die Massen der flüchtenden Menschen, als plötzlich das Haupttor brach und die Untoten in den Eingangsbereich strömten. Es war eine Ablenkung gewesen! Sie waren tatsächlich intelligent genug, um uns abzulenken!

Nun schob sich die gefräßige Menschenmenge in das Einkaufszentrum. Die alten und Schwachen fielen den Untoten zuerst zum Opfer. In panischer Angst rannten die Menschen umher und

wurden einer nach dem anderen von den Infizierten erwischt und getötet oder gebissen.

Ich rannte davon, doch dann traf mich der Schlag, als ich meine eigene Mutter zwischen den Untoten sah. Sie war apathisch und voller Blut.

„Mama?“ fragte ich mit Tränen in den Augen und ging auf sie zu, während um mich herum das Chaos tobte.

„Das ist nicht mehr deine Mutter!“ sagte Jürgen hinter mir und richtete das Gewehr auf sie.

„Nein, das darfst du nicht!“ rief ich und wollte nach dem Lauf der Waffe greifen.

Jürgen drückte ab, während ich an dem Gewehr herumzerrte. Der Schuss ging in die Menge der flüchtenden Menschen und traf ein junges Mädchen, das sofort zu Boden ging, wo es von mehreren dankbaren Untoten in eine Ecke gezerrt wurde.

„Nein! Annika! Nein!“ brüllte Jürgen und rannte zu der Toten.

„Nein!“

Ich sah Jürgen nicht mehr. Ich drehte mich zu meiner Mutter um, doch in diesem Moment fiel sie mich an. Sie rannte auf mich zu und stieß mich zu Boden.

„Mama, nicht!“ brüllte ich, doch meine Mutter biss mir in die Hand. Die Kraft ihres Bisses war so groß, dass sie mir zwei Finger abbiss. Sie setzte direkt nach und biss mir die halbe Hand mit ab. Die Schmerzen waren unerträglich.

Es gab einen lauten Knall und Blut regnete auf mich.

Ich öffnete die Augen und sah, dass Peter, der Hausmeister des Einkaufszentrums meiner Mutter den Kopf weggepusht hatte.

„Scheiße, du bist gebissen!“ sagte er und deutete auf meine halb abgeissene Hand.

„Was mach ich denn jetzt?“ Ich sah zu meiner Mutter runter und brach vor Trauer fast zusammen. Wie konnte das nur passieren?

„Abschneiden, sofort!“

„Du mieses Stück Scheiße!“ brüllte Jürgen mit Tränen in den Augen und richtete sein Gewehr auf mich. „Ich bring ihn um, ich bring ihn um!“

„Warte! Das wollte ich doch nicht!“ sagte ich voller Schock und Panik.

„Denkst du, ich wollte das? Was ist das?“ Jürgen sah Peter an. „Er ist gebissen worden! Ich knall ihn ab! Geh zur Seite, Peter!“

„Nein, warte, wir sägen den Arm ab!“ sagte Peter.

„Das ist Wahnsinn!“ rief Jürgen uns hinterher, doch Peter hatte mich schon zum Baumarkt geschleift.

„Hier säg dir das ab!“ sagte er und warf die Motorsäge an, die er aus einem Schrank geholt hatte.

„Nein, das ist nicht dein Ernst!“ sagte ich voller Panik.

„Los, mach das jetzt, sonst bist du gleich einer von ihnen!“ sagte Peter voller Panik.

„Nein, niemals!“ brüllte ich, doch zwei weitere Männer, die hinterhergekommen waren, packten und hielten mich fest, während Peter mir mit der Motorsäge den linken Arm auf Höhe des Ellenbogens absägte und ich dabei das Bewusstsein verlor.

Ich erwachte aus einer Ohnmacht. Ein mit einem Gürtel abgebundener und von blutigen Bandagen verhüllter Stumpf war alles, was von meinem linken Arm übrig war. Es fühlte sich an, als würde der Arm immer noch da sein und ich hatte in meiner Phantasie immer noch das Bild der intakten, linken Hand vor Augen. Der Schmerz war unbeschreiblich. Es war unerträglich, auf den abgesägten Arm zu sehen. Offenbar war die Amputation keine Sekunde zu spät geschehen, denn mein abgetrennter Arm begann, sich zu bewegen!

Zehn Männer und fünf Frauen waren neben mir bei der Attacke übrig geblieben. Wir hatten uns im Lagerraum der Schlachtereier versteckt und warteten nun ab, was geschehen würde.

„He, alles klar bei dir? Du bist ohnmächtig geworden. Wir wollten dir schon eine verpassen!“ sagte Peter. „Ach was? War es nicht schon geil genug, mir den Arm abzusägen?“ fragte ich und stellte fest, dass ich fror. Ich wollte zur Uhr sehen, doch ich musste schockiert feststellen, dass ich sie nun am rechten Handgelenk trug. Ich sah zur Uhr und stellte fest, dass es schon später Nachmittag war. „Wie lange sind wir schon hier?“

„Drei Stunden!“ sagte einer der Männer.

„Von mir aus können wir raus und uns um sie kümmern!“ sagte einer der Männer.

Peter startete die Motorsäge, was ein schreckliches Gefühl in mir auslöste. Ich musste an meine Mutter denken und Tränen schossen mir wieder in die Augen.

Ich sah mich um und konnte Jürgen nirgendwo sehen.

Draußen ertönten Schüsse, ein wahres Inferno aus Explosionen und lautem Krachen. Alles bebte, ich hörte Maschinengewehrfeuer.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Da schießt jemand...“ sagte Peter.

Die Schüsse ratterten fast zwei Minuten lang, dann verstummten die Waffen.

„Hier spricht die Bundeswehr! Sind hier noch Überlebende?“ ertönte eine Stimme von außen.

„Habt ihr das gehört? Die Bundeswehr!“ sagte Peter.

„Los, wir müssen nach draußen!“ sagte ein anderer.

„Los, folgt mir!“ rief Peter, ließ die Motorsäge aufheulen und öffnete die Tür. Es war ruhig und so ging er zum Eingangsbereich.

„Los, mir nach!“

Ich erhob mich und verspürte Übelkeit. Mir war heiß und ich war voller Schweiß. „Was ist mit mir los?“ murmelte ich. Ich spürte ein nie da gewesenes Gefühl, dessen fremdartiges Kribbeln an meinem Armstumpf begann und sich problemlos zu jeder Stelle meines Körpers nachverfolgen ließ. Ich spürte, dass meine Sehkraft geschwächt war, zudem fiel es mir erschreckend schwer, logische Gedanken zu denken. Alles wurde dumpf und taub, als würde mir etwas die Seele rauben, als würde ich sterben und mein Geist meinen Körper verlassen.

„Alles klar bei dir?“ fragte Martin, einer der Überlebenden.

„Der glüht ja!“ sagte Doris, die Frau von Martin, nachdem sie mir ihre eiskalte Hand ins Gesicht gedrückt hatte.

Ich wurde immer stumpfer und tauber, alles um mich und in mir wurde dumpf und belanglos.

„Los, wir müssen raus!“ rief Peter, der aus dem Flur zurückgekehrt war. „Die Luft ist rein!“

„Die haben bestimmt gesehen, dass dieses Gebäude von den Wesen belagert wird!“ sagte eine Frau, die mich vor sich herschob.

„He...“ stammelte ich.

Ich wurde durch das Geschäft geschoben, alle folgten Peter, der die Kettensäge kampfbereit vor sich hielt.

Wir gingen durch den leeren und völlig zerstörten Flur bis zur Eingangstür, die Peter frei räumte. Zum Vorschein kamen mehrere Panzer und Truppentransporter, die vor dem Kaufhaus standen. Auf zwei Transportern waren zahllose Zivilisten, die bereits von den Soldaten gerettet worden waren. Vor der Eingangstür lagen

unzählige Wesen, denen die Soldaten die Schädel weggeschossen hatten.

Zwei der schwerbewaffneten und gepanzerten Soldaten kamen auf die Tür zu, als sie sahen, dass wir raus wollten.

„Wir sind gerettet!“ sagte Peter und öffnete die Tür.

Mir wurde sehr schwindelig und ich musste mich gegen Martins Rücken lehnen, um nicht umzufallen.

„Alles klar?“ fragte Martin, doch ich verstand ihn nicht mehr. Es wurde dunkel in mir, mein letztes Bisschen Ich starb ab und ich wusste, dass dies das Ende war. Ich starb. Von dem lodernden Feuer meines Geistes blieb nur eine kleine Flamme, die in Lethargie flackerte.

Ich hätte es fast geschafft, die Rettung war so nah, doch ich genoss es viel mehr, mit voller Kraft in Martins Nacken zu beißen, dass sein Genick unter dem Druck meines Kiefers krachte und mir warmes Blut in den Mund schoss. Süßes Fleisch!

Mein letzter Gedanke war irgendwas mit Dankbarkeit, als Peter mich zu Boden schlug.

„...Leider... nicht... geklappt... tut mir leid.“ hörte ich verschwommen aus Peters Mund.

Ich schnappte hoch, um ihn zu beißen.

Während Peter mich erneut zu Boden schlug, was mir keinerlei Schmerzen bereitete, sah ich aus dem Augenwinkel, wie ein Soldat dem schwer verletzten Martin mit einer Maschinenpistole den Schädel wegschoss.

Ich hörte die verzerrten Schreie von Doris.

Ich sah wieder zu Peter rüber und sah direkt in den Lauf seiner Waffe. Ich sah ein gewisses Bedauern in seiner Mine, dann wurde es dunkel.

***ENDE***

## **Nachwort zu „Die Seuche“**

Eine Zombiegeschichte! Ich muss dazu nicht viel sagen, außer, dass sie auf realen Erlebnissen basierte. Ich hab mir wirklich in die Hand gesägt und saß dann im Krankenhaus und es gab diesen plötzlichen Lärm und ich dachte nur so „Was, wenn jetzt Zombies kommen?“ So wurde die Geschichte geboren. Inspiration waren diverse Zombiefilme, von denen „Shaun of the dead“, „Planet Terror“ und „Braindead“ zu nennen sind.

# BESTIEN! (FORMICULA)



## **Vorwort zu „BESTIEN!“**

Moin. Dies hier ist quasi eine Bonusgeschichte. Sie ist keine wirkliche Kurzgeschichte und auch nicht wirklich gut. Aber ich hab mich dennoch dafür entschieden, sie mitzunehmen. Es ist eine literarische Neuauflage des Films „Them!“, auf deutsch „Formicula“, einem albernen US-Monsterfilm aus den Fünfzigern. Das passende Hörspiel aus der „Grusel- Reihe“ (für Kinder!) war die Hauptinspiration zu dieser Geschichte. Auch sämtliche B-Movies über Monster, die ein schutzloses Dorf in der Wüste bedrohten, wie „Tremors“ oder „Arac Attack“, waren die Vorlage. Wenn Euch das nicht abschreckt, viel Spaß!

## **„BESTIEN!“**

M. Nuncio Alexander

Es war eine unerträglich schwüle Nacht in der Wüste des nordamerikanischen Bundesstaates Nevada. Die Sonne war schon längst hinter den Bergen verschwunden, die in der Ferne zu sehen waren. Diese Berge waren alles, was einem auffiel, der Rest der Umgebung bestand nur aus Sand, Sand, noch mehr Sand und einer sandigen Straße. Seit Meilen hatte es kein einziges Dorf mehr gegeben, nur gelegentlich eine kleine Tankstelle. Aber die letzte war auch schon vor einigen Stunden an Pete und Ellen vorbeigezogen. Das ältere Ehepaar fuhr in einer *Chrysler* Limousine durch die nächtliche Wüste und der Staub hatte den einst roten Wagen mit einer hellbraunen Kruste überzogen.

Die Klimaanlage lief auf Hochtouren, während leise Countrymusic aus dem Autoradio plärrte.

Pete war fest auf das konzentriert, was er vor sich sah: Die Straße und den Lichtkegel seiner Scheinwerfer. Obwohl ihm klar war, dass hier keine Menschenseele rumlief, fuhr er so vorsichtig, als wenn jeden Moment eine Horde Schulkinder auf der Straße erscheinen würde.

Ellen sah verträumt in die Dunkelheit. Sie freute sich schon sehr auf das Ziel der Reise. Ein paar Bekannte, die in einem Ort namens

*Dustville* lebten, hatten sie eingeladen Vor vier Jahren hatten sie Pete bei einem Bootsunfall vor dem Ertrinken gerettet. Ein Jahr später hatten sie sie zu Hause in Los Angeles besucht. Nun waren sie und ihr Ehemann über fünfhundert Meilen weit gefahren, um die beiden mal wieder zu treffen.

Pete war gar nicht so erfreut. Dass der alte Wagen noch so gut lief, war für ihn schon ein Wunder. Und dann musste er noch Hank, diesen Stinkstiefel ertragen. Klar, er hatte ihm das Leben gerettet, aber trotzdem hatte Pete irgendetwas gegen ihn.

„Wie weit ist es noch?“ fragte Ellen müde.

„Keine Ahnung.“ sagte Pete. „Dieses verdammte Kaff ist auf keiner Karte zu finden. Aber ich denke, wir müssten bald da sein.“ sagte er, als nach endloser Leere plötzlich wieder ein Straßenschild auftauchte, auf dem der Ortsname „*Shelby*“ zu erkennen war.

Ellen lächelte. „Sind wir jetzt nicht bald da? Die haben doch gesagt, dass sie in der Nähe eines Ortes wohnen, der *Shelby* heißt... oder nicht?“

Pete hatte die Schnauze voll von diesem Mist. „Das wäre ja nicht das erste Mal.“ Vor vier Stunden hatten sie bereits einen Ort gefunden, der *Shelby* hieß. Irgendwie kam Pete der Gedanke, dass jedes Kaff in dieser Pampa *Shelby* heißen würde.

In diesem Moment sah Pete plötzlich ein kleines Schild am Straßenrand stehen, auf dem die Aufschrift „*Dustville*“ und ein Pfeil nach rechts gedruckt waren.

Ellen war erleichtert. „Endlich! Ich hab doch gewusst, dass wir es finden werden!“

Pete bog in die empfohlene Richtung ab und sah sich um. Hier sah es noch trostloser aus als auf der Straße. Er fuhr über unwegsames Gelände, das so etwas wie eine Ausfahrt darstellen sollte.

„Halt!“ rief Ellen.

„Was?“ fragte Pete genervt.

„Das ist es schon!“ sagte sie und deutete auf ein paar Häuser, die am Straßenrand standen.

„Was? Das ist alles?“ fragte Pete enttäuscht. Alles was er sah, waren fünf Häuser, zwei Geschäfte und eine Laterne am Straßenrand.

Außerdem war in keinem der Häuser Licht zu sehen.

„Was ist hier los? Erwarten die uns nicht?“ wunderte sich Ellen.

Pete sah sich gelangweilt mit an, wie Ellen hastig aus dem Auto sprang. „So eine Scheiße!“ sagte er zu sich selbst, schaltete den Motor aus und verließ ebenfalls das Fahrzeug.

Der Sand knirschte unter seinen Cowboystiefeln, während er zum hinteren Ende des Wagens stapfte. „Trostlos, nicht wahr?“

Pete holte eine Taschenlampe aus dem Kofferraum und leuchtete die Gegend ab. Was er sah ließ ihm den kalten Schrecken durch die Glieder fahren.

„Was ist hier passiert?“ fragte er sich leise, als in dem Lichtkegel der Taschenlampe zu erkennen war, was vor ihm lag. Die Häuser waren vollkommen zerstört. Es sah aus, als hätte man dort eine Bombe gezündet. Pete stockte der Atem, als er sah, dass das Geschäft vollkommen zertrümmert worden war.

Die Luft war trocken und staubig.

Ellen übergab sich würgend und kotzte ihre letzten Mahlzeiten aus. Dann brach sie röchelnd zusammen.

„Was ist los?“ fragte Pete und rannte zu seiner weinenden Frau. Kurz bevor Pete erkennen konnte, ob das wirklich eine Leiche war, die da neben ihm am Straßenrand lag, hörte er Ellen entsetzlich kreischen. Aus dem Kreischen wurde ein Knacken und ein Knirschen. Pete fuhr herum. Es war das letzte, was er in seinem Leben tat.

Am nächsten Tag

*Shelby* war ein trostloses Kaff, wie es hiervon Tausende in Nevada gab.

Im neunzehnten Jahrhundert hatte man diese Stadt aus dem Boden gestampft, als man in den Bergen Gold gefunden hatte.

Die massive Gebirgskette, die sich mitten durch das trostlose Wüstenland zog, wurde von einem Berg, gekrönt, der von den Indianern *Crying Mountain* genannt wurde.

Die Indianer, die schon Hunderte von Jahren in der Gegend gelebt hatten, erlaubten den Siedlern, das Land zu besiedeln, ja sogar, in den Bergen nach Gold zu suchen. Doch sie verboten es, den heiligen Berg zu betreten. *Crying Mountain* war ein heiliger Ort und kein Sterblicher durfte es wagen, ihn zu betreten. Er lag ungefähr zwanzig Meilen nördlich von *Shelby*.

Im Laufe der Jahre hatte der Goldrausch zahllose Glücksritter angelockt. Viele hatten sich niedergelassen und Familien gegründet. Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hatte *Shelby* bereits ein Krankenhaus, eine Schule und eine Wasseraufbereitungsanlage. Eine gigantische Sprengstofffabrik wurde errichtet und gab vielen Menschen eine dringend benötigte Arbeitsstelle, denn auch der letzte Klumpen Gold war mittlerweile aus den Bergen geholt worden. Mit den Jahren war *Shelby* zu einer idyllischen, typisch amerikanischen Kleinstadt herangewachsen, die jeden Tag aufs neue in die endlose Schlacht gegen Sand, Staub und Stein zog. Ihre abgelegene Lage, mitten in der Wüste, in einem Tal, in dem kein Mobiltelefon der Welt ein Signal empfangen konnte, machte die Stadt unattraktiv und langweilig. *Shelby* war zwar verhältnismäßig groß, doch auch ziemlich verschlafen.

Die Sonne brutzelte gnadenlos auf das Blechdach der Garage von Jack Miller, in der unzählige Ventilatoren standen, die jedoch allesamt nur mäßig erfolgreich waren. Es waren mindestens dreißig Grad Celsius in diesem Schuppen, der eigentlich nur eine widerlich verdreckte Abstellkammer für allerlei Schrott war, den Jack sich im Laufe seiner fünfundzwanzig Lebensjahre zusammengesammelt hatte. Der Schuppen stand in unmittelbarer Nähe einer verhältnismäßig hochwertigen Autowerkstatt. Der Wüstensand war allgegenwärtig und Reste davon vermischten sich mit dem Staub. An den Holzwänden hingen Radkappen und jede Menge Verkehrsschilder. In den klapprigen Regalen standen unzählige Dosen mit fragwürdigen Inhalten.

Jedoch der größte Schrotthaufen stand direkt in der Mitte der Garage: Ein *Chevrolet Impala*, Baujahr 1964. Das Fahrzeug war vollkommen hinüber gewesen, als Jack es für ein paar Dollar gekauft hatte, allerdings hatte er es in jahrelanger Kleinarbeit wieder zum Laufen gebracht. Ein neuer, starker Motor sollte dem Opa auf die Sprünge helfen. Der Lack hatte über die vielen Jahre schon recht gelitten aber das machte gar nichts, schließlich war der Wagen von einer zentimeterdicken Dreckschicht eingehüllt. Jack hatte viel gemacht. Das Getriebe war wieder heil, die Lenkung war wieder in Ordnung und der neue Motor lief perfekt. Wie der Wagen aussah, war in dieser Gegend egal, denn sogar der beste Luxuswagen der Welt wäre hier nach mindestens drei Kilometern total voller Staub

und Schmutz gewesen. Jack hatte soeben die Arbeiten an diesem Baby beendet und war der Meinung, dass es bereit für die erste Probefahrt war.

Die alte, verdorrte Tür der Werkstatt öffnete sich langsam und ein Mann, der ungefähr genau so alt war wie Jack, betrat vorsichtig die staubige Holzütte.

Jack hatte fast schulterlange, schwarze Haare, war kräftig gebaut und sein Gesicht war stoppelig. Er kam unter dem Wagen hervor, als er Dusty King sah.

„Hallo Dusty!“ sagte Jack zögernd und schob sich eine Zigarette in den Mund, während er sich den Dreck von seinem Arbeitszeug putzte.

„Hallo Jack.“ sagte der junge Mann, der gerade die Bruchbude betreten hatte.

„Wie geht’s?“ fragte Jack.

„Ach ja, alles wie immer!“ sagte Dusty gelangweilt. Sein Blick glitt über das fertige Auto. „Und? Läuft die Kiste?“ fragte Dusty, der neben seinem Freund Jack sehr schwächling wirkte. Er hatte kurze dunkelblonde Haare, war anständig rasiert, trug eine Brille und, im Gegensatz zu Jack, saubere Kleidung. Er wirkte richtig gepflegt. Er war einer dieser Strebertypen, die Jack früher in der Schule immer verprügelt hatte. Doch Dusty war eine Spur anders. Er war zwar ein kleiner Trottel aber er war der absolut beste Freund, den Jack je hatte und das wusste dieser auch.

Jack bemerkte, dass er schon wieder dieses alberne Aufnahmegerät bei sich trug. Es war ein hochmoderner kleiner Recorder für Audioaufnahmen in hoher Qualität. Dusty verbrachte viel Zeit am Computer und sammelte Geräusche seitdem sein Onkel ihm dieses Gerät vor einem Jahr geschenkt hatte.

„Ich weiß es nicht, ich bin eben gerade fertig geworden. Du kannst dabei sein, wenn sie zum ersten Mal fährt!“ sagte Jack und zog mehr als genüsslich an seiner Kippe.

„Eine Probefahrt? Wann denn? Jetzt?“ Dusty war aufgeregt.

„Shit, ich müsste die Tachoanzeige noch in Ordnung bringen.“ sagte Jack und sah mit einem nachdenklichen Blick über das Auto.

„Waschen könnten wir ihn vielleicht mal... Damit er mindestens einmal gut aussieht.“

„Ich kann dir helfen mit dem Tacho.“ sagte Dusty freundlich.

„Nein, das brauchst du nicht. So wichtig ist das Ding auch nicht,

wenn wir nur eine kleine Runde drehen.“ sagte Jack lächelnd. Er wusste genau, dass Dusty keine Ahnung von Technik hatte und mit seiner Hilfe vielleicht mehr kaputtgemacht als repariert hätte. Dusty sah sich den Wagen lange an. „Sieht aber so weit okay aus.“ „Ja, ich hab die Motorhaube ausgebeult, die sah ja echt schlimm aus! Die Sitze sind auch wieder heil und das Licht geht wieder. Ach ja, mein Vater hat mir einen Satz neue Blinker besorgt, die sind auch schon eingebaut und funktionstüchtig. Außerdem hab ich es endlich geschafft, die Stereoanlage einzubauen!“ „Das wundert mich jetzt nicht. Nicht mal der Tacho geht, aber laute Musik ist drin...“ sagte Dusty lächelnd. „Wollen wir es versuchen?“ unterbrach Jack ihn. „Von mir aus sehr gerne!“ antwortete Dusty mit einem glänzenden Lächeln. „Gerne!“ sagte Jack und steckte den Schlüssel ins Zündschloss. Dusty öffnete das klapprige Holztor der Garage und die Sonne knallte ihm sofort ins Gesicht. „Scheiß Sonne!“ sagte Dusty und ging zum Auto zurück. „Warte, ich will das aufnehmen!“ sagte Dusty und hielt sein Aufnahmegerät in die Richtung des Wagens. „Du spinnst doch!“ sagte Jack lachend. „Du bist echt ein Nerd!“ „Ich finde das hochinteressant! So einen Sound kriegt man nicht alle Tage geboten, hier in der Wüste!“ Es gab ein lautes Rattern, dann ein paar ohrenbetäubende Geräusche und Dusty fand sich in einer schwarzen Rauchwolke wieder. „Steig ein!“ sagte Jack, als der Motor sich wieder fing und aus dem metallischen Husten ein einheitlichen Röhren wurde. „Warum ist der so laut? Ist da ein neuer Auspuff dran?“ fragte Dusty während er einstieg und seinen Recorder wieder einsteckte. „Hoppla! Der Auspuff! Den hab ich ja ganz vergessen!“ Jack hielt einen Moment inne, dann legte er den Gang ein. „Scheiß drauf!“ sagte er schließlich. Der Wagen bewegte sich langsam von der Stelle. Jack lächelte Dusty an, der gerade nach dem Sicherheitsgurt suchte. „Vergiss es!“ „Ah, ich hab ihn!“ sagte Dusty und griff nach dem vor einigen Jahren nachträglich eingebauten Sicherheitsgurt, um sich anzugurten. Doch es gab nur einen knirschenden Ruck und Dusty hatte den Gurt samt Halterung in der Hand und legte ihn bei dieser Gelegenheit gleich auf den Rücksitz. „Vergessen wir’s!“

„Hab ich doch gesagt!“ Jack trat aufs Gaspedal.

Der Wagen fuhr tatsächlich und das gar nicht mal so schlecht. Mit durchdrehenden Rädern verließ er das Grundstück und hinterließ eine riesige Staubwolke.

„Dein Alter bringt dich um!“ sagte Dusty und sah, wie die riesige Staubwolke auf die benachbarte Autowerkstatt von Jacks Vater schwebte. Der alte Miller mochte es gar nicht, wenn seine Kunden ihre Autos abholten und diese dann noch dreckiger als vorher waren. Jack drehte die Musik auf und fuhr rasant davon. Laute Rockmusik dröhnte aus den Boxen und animierte Jack, noch rasanter zu fahren. „Scheiß drauf!“

Dusty sah sich um, während Jack den Wagen durch die festlich geschmückte Einkaufsstraße von *Shelby* lenkte. *Shelby*! Wie Dusty dieses kleine Gefängnis in der Wüste verabscheute. Er und die anderen zweitausend Einwohner der Stadt waren hier vollkommen von der Zivilisation abgeschnitten. Hier war noch nie etwas passiert, was irgendwie wichtig gewesen wäre. Es war Sommer und die jährliche Geburtstagsfeier der Stadt, deren Höhepunkt eine Parade und ein anschließendes Saufgelage waren, stand unmittelbar bevor. Die ganze Stadt war in Aufruhr und alle sprachen nur noch von der Parade.

Die Leute auf den Bürgersteigen drehten sich nach den beiden Jungs in dem antiken Fahrzeug um.

An einer Tankstelle hielt Jack.

Al, dem Tankwart kam eine Träne, als er den antiken Wagen sah.

„Oh mein Gott!“ sagte der alte Mann, der schon vierundsechzig Jahre auf dem Buckel hatte. Er hatte graue Haare und einen grauen Bart. Auf seinem recht kahlen Kopf trug er eine Baseballmütze.

„Hi Al!“ sagte Jack und stieg aus. „Einmal voll tanken!“

„Aber gerne doch!“ sagte Al und machte sich sofort an die Arbeit.

„Hallo Al.“ sagte Dusty, während Al den Zapfhahn heranholte und begann, den Wagen voll zu tanken.

„Hallo mein Junge!“ sagte Al und lehnte sich genüsslich an das Auto. „Oh mein Gott!“ wiederholte er. „Dieses Auto hat mal mir gehört... Mir! Mir ganz alleine! Ich glaub es einfach nicht. Ich bin so stolz auf euch, dass ihr ihn wieder hingekriegt habt. Dass ich das noch erleben darf! Unfassbar.“ Al war übergücklich. Vor einigen Jahren hatte er den Wagen an Jack verkauft. Dieser hatte

versprochen, das Auto irgendwo unterzustellen und es, wenn es möglich war, mal mit Ersatzteilen zu versorgen. Al fand es besser, als den Wagen, der schon total runtergekommen war, verschrotten zu lassen. Er hatte weder Zeit, noch Platz noch Geld gehabt, das Auto wieder auf Vordermann zu bringen.

„Na ja, die meiste Arbeit hat Jack ja geleistet. ich bin nicht so begabt auf diesem Gebiet.“ sagte Dusty und sah sich um. Er sah allerdings nichts interessantes. Ein paar Häuser, im Hintergrund die Wüste und in der Ferne ein paar Berge.

„Sag so etwas nicht! Jeder muss sich mit einem Auto identifizieren. Für meine Frau war ein Auto immer nur ein Transportmittel für Einkäufe. Damals, als wir noch in *Dustville* gelebt haben, ist sie immer hierher zum Einkaufen gekommen. Das war alles, wozu sie diesen Wagen brauchte. Doch wenn ich gefahren bin, hab ich es genau so gemacht wie ihr! Das Verdeck runter und die Natur genossen. Schön. Es war eine Art Bestätigung für mich wenn die Leute mich und mein Auto gesehen...“ Der Tank war voll. „Oh!“ sagte Al. „Der hat genug getankt.“

Jack kam aus dem Shop wieder. „Auf Rechnung, ja?“

Al nickte lächelnd. „Aber ja, mein Junge.“

Jack startete den Wagen und Al sah den beiden nach, wie sie davonbrausten und in einer Staubwolke verschwanden. „Habt Spaß mit dem Wagen... aber seid vorsichtig!“ sagte er, doch irgendwie war niemand mehr da, der ihn hören konnte.

„Verrückter alter Kauz!“ sagte Jack, während er Dusty ein Bier gab.

„Hat er dich zugetextet?“

„Ja. Aber er ist doch ganz in Ordnung. Er freut sich eben, dass der alte Karren wieder läuft.“ sagte Dusty und knackte seine Bierdose.

„Wohin?“

Sie hatten die Stadt bereits verlassen und fuhren durch das öde Wüstenland.

„Auf den Hügel.“ sagte Jack. Weiter südlich gab es ein paar Berge, die man bis zu einem Plateau befahren konnte, von dem aus man mehrere Meilen weit über das Land schauen konnte.

Die Sonne brannte immer noch heiß auf Jack und Dusty, die in ihrem Cabrio saßen. Der Wagen stand auf dem asphaltieren Plateau des ersten Hügels, der mitten in der Wüste stand und Teil eines Gebirgsausläufers war. Von hier aus konnte man die ganze Stadt und

die Straße überblicken, die in Richtung Norden führte. Weiter hinten waren die beiden Dörfchen *Dustville* und *Hearts*, die noch kleiner waren als *Shelby*, ach was, sie bestanden nur aus ein paar Häusern. Doch sie waren zu weit von *Shelby* entfernt, um noch zu *Shelby* zu gehören.

„Was für ein schöner Tag.“ sagte Jack und schlürfte genüsslich sein kochend heißes Bier. Der Kühlschrank im Shop der Tankstelle war mal wieder kaputt gewesen. „Ich hätte nie gedacht, dass wir diesen Wagen wieder zum Laufen kriegen.“

„Wir?“ fragte Dusty. „Ich hab doch nur wenig dran gemacht.“

„Aber was zählt ist, dass wir es gemeinsam getan haben... Als Freunde. Ja, als Freunde. Wir sind in diesem Dreckloch aufgewachsen und haben alles zusammen durchgemacht, Mann!“ sagte Jack. „Ich glaube, ich werde hier sogar verrecken!“

„Was?“ fragte Dusty enttäuscht. „Ich will hier nicht versauern. Ich meine... Was kann man hier großartig aus deinem Leben machen?“

„Ich habe meinen Schulabschluss und das reicht mir. Ich werde die Werkstatt von meinem Dad übernehmen und das wird mir gefallen. Was hast du denn vor?“

„Ich will irgendwo hin, wo man mehr aus sich und seinen Veranlagungen machen kann.“ sagte Dusty und sah sich die langsam untergehende Sonne an, während er einen weiteren Schluck aus seiner Bierdose nahm.

„Las Vegas?“ fragte Jack und lachte.

Dusty konnte sich sein Lachen nicht verkneifen. „Ich dachte eher an studieren oder...“

„Was?“ Jack sah Dusty entrüstet an. „Du willst studieren?“

„Warum nicht?“ fragte Dusty.

„Warum fragst du Mike nicht, ob er dir einen Job besorgt?“ fragte Jack.

„Ich weiß nicht, ich hab da irgendwie Schiss...“

„Wieso?“

„Was ist, wenn da was passiert und ich bin da mitten drin?“ fragte Dusty.

„Dusty, wenn die Sprengstofffabrik in die Luft fliegt, bist du auf jeden Fall im Arsch! Dann ist es auch vollkommen egal, ob du da drüben bist oder hier.“ Jack deutete in die ungefähre Richtung, in der in einigen Meilen Entfernung die Sprengstofffabrik lag, die der halben Stadtbevölkerung Arbeit gab. In der Hochsicherheitsanlage

wurden Feuerwerkskörper und Sprengstoffpakete hergestellt und gelagert.

„Ich weiß nicht, das ist nichts für mich.“ Dusty war nicht überzeugt davon, eine stumpfsinnige Karriere als Lagerist anzustreben.

„Mike verdient einen Batzen Geld, oder?“ fragte Jack.

„Allerdings. Das wäre schon ein guter Grund, dort anzufangen... Aber nein, das ist wirklich nicht meine Welt.“

„Warum übernimmst du nicht das Hotel von deinen Eltern?“ fragte Jack nach einer kurzen Pause.

„Ich bitte dich! In diesem Sandloch will niemand ein Zimmer haben, geschweige denn, länger als eine Nacht bleiben.“ sagte Dusty.

„Du willst mir also sagen, bei euch sind keine Gäste?“ fragte Jack.

„Nein, so gut wie nie.“ Dusty wusste, wie es war, wenn die Geschäfte schlecht liefen, wenn das Geld knapp und die Rechnungen unüberschaubar wurden.

„Es sind ein paar Touristen da, wegen der Parade übermorgen.“ Dusty graute vor diesem Tag. Eine Parade mit Musik und Tanzgruppen, die über die Hauptstraße marschierten. Und danach gab es dann immer hemmungslose Saufgelage. „Nur langweilige Leute.“

„Ich hab aber heute jemanden gesehen, der bei euch eingeecheckt hat und sehr interessant ausgesehen hat!“ sagte Jack.

„Ja, das ist wahr, sie sind heute gekommen. Eine sehr attraktive Frau...“

„Deswegen erinnere ich mich!“ Jack grinste.

„Sie ist mit einem Freund oder Kollegen in unserem Hotel abgestiegen. Sie kamen aus *Carson City*. Die beiden hatten viele seltsame Instrumente mit. Es sah aus, als hätten sie vor, irgendwelche Vermessungen zu machen.“

„Was soll man denn hier vermessen? Die Dichte der Sandkörner?“ sagte Jack und merkte gar nicht, dass dies irgendwie ein Widerspruch war.

Es wurde immer dunkler.

„Wollen wir zu Moe, noch ‘n Burger reinstecken?“ fragte Dusty.

„Gerne!“ sagte Jack und startete den Wagen.

An der Art, wie wild Jack den Wagen über die staubige Landstraße fuhr, konnte Dusty erkennen, dass der Alkohol Jack schon leicht benebelt hatte.

„Fahr nicht so schnell!“ sagte Dusty. „Ich weiß nicht, ob der Wagen das aushält.“

„Wenn das alles ist, dann lass das nur meine Sorge sein.“ sagte Jack lachend.

„Gut, packen wir zusammen, es wird langsam dunkel.“ sagte Jennifer zu Dick, ihrem Partner.

„Was hast du?“ fragte Dick und schleppte die empfindlichen Messinstrumente zur Ladefläche des *'93er Ford Pick-Up*. „Wieso sträubst du dich so dagegen, zu diesem verfluchten Berg zu fahren?“

„Bitte!“ Jennifer war genervt. „Das ist mein Projekt!“

„Aber es ist doch offensichtlich, dass hier etwas nicht stimmt!“ sagte Dick.

„Ja und zwar die Geräte! Die spinnen!“ Jennifer warf einen schweren Kasten auf die Ladefläche. Sie war etwas genervt, weil diese seismischen Messungen eigentlich ihr Projekt waren und die Anwesenheit von Dick nur darauf zurückzuführen war, dass in dem riesigen Laden, in dem beide arbeiteten, die linke Hand selten wusste, was die rechte tat...

„Ich glaube, die Geräte sind kaputt oder sonst wie beschädigt.“ sagte Jennifer. Sie band sich ihre langen, dunklen Haare zu einem Zopf zusammen.

„Ich kann mir das nicht vorstellen! Die Dinger sind nagelneu!“ sagte Dick und setzte sich auf die offene Ladeklappe.

„Tu die Plane drüber, damit die Dinger nicht dreckig werden.“ sagte Jennifer genervt und setzte sich zu Dick.

„Wieso haben die gerade uns in dieses Dreckloch geschickt? Hier ist es doch vollkommen langweilig. Die Weltgeschichte zieht an dieser Gegend vorbei. Wissen die Leute hier überhaupt, dass der zweite Weltkrieg vorbei ist? Oder begonnen hat? Und warum spinnen die Instrumente so?“ Jennifer verschwieg Dick, dass sie ursprünglich ohne ihn fahren wollte und auch sollte. Sie mochte ihn, doch er war ein Störfaktor bei ihrer Untersuchung, von der sie sich erhofft hatte, sich etwas Respekt zu erarbeiten.

„Ich werde die Geräte heute Abend mal untersuchen. Was soll mit denen nicht in Ordnung sein?“ fragte Dick.

„Software? Hardware?“

„Bei allen Geräten? Alle zeigen unabhängig von einander unlogische Ergebnisse, das kann doch kein Zufall sein, oder was?“

„Weil sie Sand abgekriegt haben! Ich sage dir, morgen verschwinden wir wieder!“ sagte Jennifer beruhigend.

„Na gut. Jetzt lass uns los, bevor uns die Kojoten auffressen!“

„Mal ehrlich... ist dir so etwas schon mal passiert?“ fragte Jennifer und ging zur Beifahrertür.

„Nein.“ sagte Dick und zog an seiner Zigarette. „Mister King hat mir gesagt, dass in zwei Tagen hier ein alljährliches Stadtfest stattfindet. Also, wenn du mich fragst, kann ich gerne auf so ein Provinz-Saufgelage verzichten!“

Ein dreckiger und mit Rost überzogener Oldtimer kam aus Süden und bremste so scharf neben dem Wagen der beiden, dass die Reifen laut quietschten. Die Anlage des Wagens war voll aufgedreht und es erklangen ohrenbetäubende, aggressive Gitarrenriffs.

Jennifer ging zur Straße, um zu sehen, was los war. „Was ist?“ rief sie gegen der Lärm aus den Boxen des Cabrios.

Jack begutachtete Jennifers Figur. „Nicht übel, deine Kurven.“ sagte er dann lachend. „Hast ‘n guten Geschmack, Dusty. Kannst du uns deine Nummer geben, süße?“

„Wie bitte?“ fragte Jennifer gereizt.

Dusty wäre fast vor Scham im Erdboden versunken und versuchte, sich so klein wie möglich zu machen, indem er an der Sitzlehne herunterrutschte.

„Verpisst euch, sonst schlage ich euch die Zähne ein!“ schrie Dick dem Wagen hinterher, bevor dieser mit durchdrehenden Rädern davonraste und alles über und über mit Staub bedeckte.

„Diese... Wüstenlummel. Unzivilisierte Hinterwäldler! Die leben doch total abseits der Zivilisation.“ sagte Jennifer und ging zurück zum Auto. „Bloß weg hier und nach Hause. Dieser Tag war schon seltsam genug.“

„Schneller, Baby!“ schrie Jack, als er auf den Tacho schaute, der aber nichts anzeigte.

Dusty krallte sich ängstlich an der Tür fest. „Jack!“

„Ja, was ist?“

„Siehst du das Haus da?“ fragte Dusty und deutete auf eines der Häuser einer kleinen Ortschaft, die unweit der Straße lag. „Das ist alles total kaputt.“

Jack fuhr langsamer und versuchte, in der Dämmerung die Häuser der Ortschaft *Dustville* zu erkennen. „Scheiße, ja.“ sagte Jack. Nun

glaubte er, es auch zu sehen. Er war schon unzählige Male an dem kleinen Kaff vorbeigefahren, aber diesmal wirkte die Silhouette des Dorfes irgendwie ungewohnt, obwohl es bereits dunkel wurde und man generell nicht viel erkennen konnte.

Ein bulliger, dunkelblauer *Dodge Pick-Up* fuhr über die Landstraße. Auf der Ladefläche lagen die Arbeitsutensilien und Geräte eines Elektroinstallateurs gut verstaut und mit Riemen festgezogen unter einer Plane. Der Fahrer des Wagens, der zweiundvierzigjährige Jim Ronson, war auf dem Weg zurück nach *Shelby*.

Er hatte dort einen kleinen Elektrobetrieb, der einigermaßen gut lief. Der Blick von Jim war auf sein Autoradio gerichtet. Er war eifrig damit beschäftigt, einen Sender zu suchen.

Doch was war das da vorne? Wie aus dem Nichts war plötzlich ein dunkler *Chevy Impala* vor ihm erschienen. Blitzschnell versuchte Jim zu reagieren, doch es war zu spät.

Die beiden Fahrzeuge kollidierten. Der Wagen von Jim prallte von dem *Impala Cabrio* ab und raste in ein Ortsschild, das mitten in der Pampa stand. Der *Chevy* glitt durch die Luft und landete krachend in einem Straßengraben.

Stille.

„Ist alles in Ordnung?“ fragte Jim, nachdem er sein verbeultes Fahrzeug verlassen hatte. Langsam ging er auf den demolierten Wagen im Straßengraben zu. „Hallo? Sind sie in Ordnung?“

„Hier!“ sagte Dusty leise. „Hilfe, ich komm hier nicht mehr raus!“ sagte er gequält.

Jim krabbelte in den Straßengraben und sah die beiden. Er kannte sie, es waren Dusty und Jack, der Sohn vom Autoschrauber. Es war möglich, Dusty aus dem Auto zu befreien.

Vorsichtig zog Jim Dusty heraus und legte ihn an die Böschung.

„Bist du in Ordnung?“

„Ich glaube schon... Jack? Wo ist Jack?“ fragte Dusty.

„Hier!“ sagte Jack und kam stöhnend hoch. Er hatte eine üble Platzwunde am Kopf. „Was ist passiert?“

„Wir sind zusammengestoßen.“ betonte Jim fachmännisch. „Seid ihr in Ordnung?“ Er hakte lieber noch mal nach. Jim fühlte sich

irgendwie mitschuldig, schließlich hatte er ja nur Augen für sein Radio gehabt.

Doch Dusty ahnte, bei wem die Schuld zu suchen war...

„Verdammt! Mein Auto!“ sagte Jack und sah auf den qualmenden Trümmerhaufen, der vor ihm lag.

„Was machen wir denn jetzt? Wir müssen nach *Shelby*, Bescheid sagen, dass jemand unsere Karre da rausholt.“ sagte Dusty.

„Bist du wahnsinnig? Mein Alter reißt mir den Arsch auf, wenn er das sieht!“ sagte Jack und sah auf den *Impala*. Den Schaden könnte er selbst ausbessern, er musste den Wagen nur wieder zurück in seine Garage bringen. „Jim, kannst du den Wagen vielleicht zurück nach *Shelby* schleppen?“ fragte Jack.

„Ich glaube, mein Wagen hat auch den Geist aufgegeben.“ sagte Jim düster. Er war ein lieber Kerl und durch nichts aus der Ruhe zu bringen, doch das wäre fast zu viel für ihn gewesen. Trotzdem versuchte er, in dieser Situation locker zu bleiben.

„Scheiße!“ sagte Jack wütend. „Was machen wir denn jetzt? Müssen wir nach Hause laufen?“

„Moment mal... ich habe gerade das Ortsschild von... äh, ja, von *Dustville* umgefahren...“

„Ja, wir haben die Häuser gesehen.“ sagte Dusty.

„Ja, dann schlage ich vor, dass wir Hilfe holen. Ich denke mal, uns bleibt nichts anderes übrig als dort hinzugehen. Die Versicherungen werden den Rest erledigen.“ sagte Jim. „Ich kenne fast alle Einwohner, die werden uns sicherlich helfen!“

„Wir... wir haben gerade gesehen, dass dort alles zertrümmert ist. Das Dorf sieht aus wie eine Geisterstadt.“ sagte Jack verunsichert, nachdem Jim drei Taschenlampen aus seinem verbeulten Wagen geholt und zwei davon an Jack und Dusty gegeben hatte.

Der fast komplett kahlköpfige Jim blieb für einen kurzen Moment stehen und sah Jack ungläubig an. „Ach was, *Dustville* ist nur etwas klein. Ich kenne die meisten Leute dort.“ sagte er und begann mit dem kleinen Fußmarsch.

Die drei gingen durch das karge Land aus Wüste und Sandstein, bis sie auf ein paar Häuser zukamen, in deren Fenstern seltsamerweise kein Licht brannte. Es sah aus wie ausgestorben.

„Das ist irgendwie unheimlich.“ sagte Dusty. Er sah sich suchend um, doch alle Fenster waren dunkel, kein Geräusch war zu hören, nur das Zirpen der Grillen.

„Was? Dass hier kein Licht an ist? Die Leute gehen hier früh zu Bett.“ sagte Jim ruhig. Noch war er nicht beunruhigt. Er war oft genug hier gewesen, um zu wissen, dass die Bewohner es hier ruhiger angingen. Die meisten waren über sechzig.

„Wonach riecht das hier?“ fragte Jack.

„Ich rieche das auch. Aber... was ist das?“ fragte Dusty. Auch er hatte den beißenden Gestank bemerkt, der in der Luft lag.

Jim nervte dieses seltsame Getue. Was hatten diese beiden jungen Männer bloß?

Die drei standen nun mitten in *Dustville* und der säuerlicher Geruch in der Luft war so streng, dass auch Jim ihn bemerkte. Schlagartig wurde auch ihm klar, dass etwas nicht stimmte. Er wusste nicht, was es war, aber es beschlich ihn ein kaltes Unbehagen.

Jim erkannte in dem Lichtkegel seiner Taschenlampe vollkommen zerstörte Häuser. „Verdammt, ihr hattet Recht, hier ist alles kaputt. Als wenn hier eine Bombe explodiert wäre.“ Jim bekam es mächtig mit der Angst zu tun. „Ist das hier ein Bombenkrater?“ fragte er und deutete auf ein knapp drei Meter großes Loch in der Erde.

„Ich weiß es nicht. Es sieht aus, als wenn da etwas von unten hochgekommen wäre. Verdammt, was ist hier los?“ fragte Dusty. Er fragte sich, wieso er und die anderen beiden immer noch hier waren. Etwas lag in der Luft und Dusty fragte sich, warum Jim und Jack diese Bedrohung offenbar gar nicht spürten. „Leute, ich bin dafür, dass wir abhauen!“

„Wartet, ich muss nachsehen, ob die Wilsons in Ordnung sind.“ sagte Jim unruhig. Sofort musste Jim an die Sprengstofffabrik denken, die nur wenige Meilen außerhalb der Stadt lag. Aber eine Explosion mit einer solchen Stärke hätte man in *Shelby* hören müssen...

„Dann aber schnell, ich will hier auch weg!“ sagte Jack.

Jim ging vor und erkannte seltsame Spuren im Sand.

Dusty sah sich immer wieder nach allen Seiten um, doch es war nichts zu sehen. Was ging hier vor? Er spürte etwas Unheilvolles, als würde es direkt hinter ihm stehen.

Da stand das Haus der Familie Wilson. Es war ein gemütliches Haus, das sich zwei ältere Menschen errichtet hatten, um hier ihren Lebensabend zu verbringen. Allerdings war es in diesem Moment nur noch ein zerschmetterter Haufen aus Holz und Stein.

„Verdammt! Was ist hier passiert?“ fragte Jim. „Ich muss sehen, ob es ihnen gut geht. Ihr Auto steht dort. Also müssen sie hier sein. Ich gehe rein!“ sagte Jim entschlossen.

„Hier ist ein Wagen mit Kennzeichen aus Los Angeles.“ sagte Dusty.

„Kommt mit.“ sagte Jim und ging zur Eingangstür des Hauses. Obwohl er kein mutiger Mann war, war seine Sorge um die Familie Wilson größer als die Angst.

„Verdammt!“ sagte Jack und folgte Jim.

Die drei standen nun im ehemaligen Wohnzimmer. Der Abendhimmel war über ihnen zu sehen. Die Möbel waren quer durch die Gegend geschleudert worden. In der Mitte des Zimmers war ebenfalls ein großes Loch gegraben worden. Es sah aus, als hätte man ein Torpedo durch den Wüstensand geschossen, das genau hier herausgekommen und explodiert wäre.

„Harry? Doris? Wo seid ihr?“ rief Jim und blieb, wie seine beiden Begleiter still auf der Stelle stehen.

„Harry?! Wo bist du? Doris?! Seid ihr in Ordnung?“ rief Jim erneut.

„Verdammt Scheiße. Da tut sich kein Stück.“

„Jim! Ich bin dafür, dass wir sofort von hier verschwinden!“ sagte Jack und leuchtet Jim an. „Irgendwas stimmt hier nicht!“

„Ihr habt Recht!“ sagte Jim. Jetzt packte ihn eine noch viel größere Angst.

„Scheiße!“ rief Dusty. Dann begann er, zu kotzen.

Jack fuhr herum. „Dusty was... oh nein!“ Jetzt sah er es auch. „Jim, sieh dir das mal an!“

Dusty kam wieder hoch. „Lass uns bitte hier weg. Bitte!“

Jim ging zu Jack und Dusty rüber und sah jetzt auch die zwei toten Körper auf der Erde liegen. Wahrscheinlich Harry und Doris. So genau konnte man es nicht mehr erkennen, denn irgend etwas hatte ihnen anscheinend jeden Tropfen Flüssigkeit aus dem Körper gesogen. Die Leichen, die aussahen wie Mumien, lagen nebeneinander und starrten mit ihren toten, vertrockneten Augen ins Nichts.

„Wer hat das getan?“ fragte Jack fassungslos.

„Ich weiß es nicht. Ich will es jetzt auch nicht unbedingt wissen! Ich weiß nur, dass ich jetzt ganz schnell hier weg muss!“ sagte Dusty.

Die drei gingen schnellen Schrittes wieder nach draußen.

Erst jetzt sah Jack es vor sich. „Scheiße! Da ist noch was.“

„Was denn?“ fragte Jim den Tränen nahe.

Im Lichtkegel der Taschenlampe lag am Straßenrand ein abgetrennter Unterarm.

„Was ist das? Was ist das für eine kranke Scheiße?!“ schrie Dusty panisch.

„Bleib ruhig!“ sagte Jack ernst und hielt ihn fest.

„Jungs, hört ihr das?“ fragte Jim.

„Was denn?“ fragte Jack.

Ein seltsames Geräusch wurde immer lauter, als wenn irgendwas immer näher kommen würde. Das Geräusch hörte sich an, als würde Millionen von Bienen summen. Nur viel dunkler, viel düsterer und bedrohlicher. Das Geräusch kam hinter den Häusern hervor. Und es kam immer näher.

„Hört sich an wie Insekten.“ sagte Dusty und sah sich ängstlich um. Inzwischen war es schon fast dunkel und die ersten Sterne waren bereits am Himmel zu sehen.

„Was ist das?“ wollte Jack wissen. Er spürte, wie sein Herz begann, schneller zu schlagen.

„Wir müssen hier weg!“ sagte Dusty hysterisch. „Das was die Leute hier getötet hat, kommt jetzt zu uns!“

„Scheiße, ja!“ rief Jim und rannte los.

Trotz aller Panik griff Dusty geistesgegenwärtig in seine Tasche und holte den kleinen Recorder heraus, drückte den Aufnahmeknopf und ließ die Aufnahme laufen.

Das Geräusch wurde immer lauter, obwohl Jim, Dusty und Jack rannten, als wäre der Teufel persönlich hinter ihnen her. Ohne sich umzuschauen, rannten sie um ihr Leben.

Sie rannten aus dem Dorf. Der sandige Boden huschte unter ihnen entlang, ihre Herzen rasten, ihre Lungen drohten zu zerreißen, doch das war alles egal.

„Wo wollen wir jetzt hin?“ fragte Dusty keuchend, als sie auf den Weg kamen, der wieder zur Straße führte.

„Zu meinem Wagen! Wir fahren zurück nach *Shelby*.“ schrie Jim.

„Ich dachte, der wäre kaputt.“ sagte sich Dusty verwundert.

„Eigentlich ist er das auch.“ Jim keuchte beim Laufen, doch er wurde nicht langsamer, zu groß war seine Angst.

Die drei hatten den verbeulten Wagen von Jim erreicht. Er war frontal durch ein Straßenschild und gegen einen Hang gekracht. Der Motor war beunruhigend eingedrückt.

„Der sieht ziemlich kaputt aus.“ bemerkte Jack.

„Ich höre es wieder.“ sagte Dusty ängstlich. Jetzt hörten es die anderen auch. Dieses Geräusch war wieder da. Dieses monotone Summen, erst leise und kaum bemerkbar, dann schwoll es an, als wären Milliarden von Bienen ausgebrochen.

„Scheiße, was immer da ist, will uns holen!“ sagte Jack.

„Was ist das? Insekten?“ fragte Dusty, während Jim in den Wagen stieg. „Bienen?“

„Bienen saugen keine Menschen aus!“ sagte Jim aus dem Auto, während er versuchte, es zu starten. „Shit!“ Ein leises Würgen und Keuchen war alles, was er Motor von sich gab. „Den könnt ihr vergessen, der ist hin.“ sagte Jim wütend und stieg wieder aus.

„Und jetzt?“ fragte Dusty hysterisch. „Es wird kommen und uns holen.“

„Wir wissen doch gar nicht, was es ist!“ sagte Jim.

„Willst du warten und herausfinden, *was* es ist?“ fragte Jack voller Angst.

In diesem Moment kam aus jedem Winkel dieses bedrohliche Geräusch.

„Verdammt, es holt uns! Laufen wir!“ rief Dusty und begann, wie ein wilder zu flüchten. Er, Jim und Jack rannten die Straße entlang. In diesem Moment wurde es hell um sie herum. Die drei sahen sich um und sahen ein helles Licht, das ihre Augen blendete, auf sich zukommen.

„Verdammt!“ sagte Dusty „Das sind die Außerirdischen. Erst haben sie *Dustville* vernichtet und jetzt holen sie uns mit ihren UFOs! Aliens!“

„Du Idiot! Das ist ein Auto!“ sagte Jack.

„Ach so.“ brachte Dusty verdutzt heraus und folgte Jack, der sich mitten auf die Straße stellte, mit den Armen fuchtelte und um Hilfe schrie.

Dick sah, wie in seinem Lichtkegel ein wild mit den Armen wedelnder Mann zu sehen war. „Verdammt, das sind bestimmt Wegelagerer! Das kann doch nicht wahr sein, ich bin froh, wenn wir wieder in *Carson*...

Jennifer unterbrach ihn. „Die haben vielleicht was mit den beiden kaputten Autos zu tun, die wir gerade gesehen haben. Vielleicht brauchen sie unsere Hilfe.“ sagte sie.

„Vielleicht sind das auch Car Jacker. Die ziehen uns aus dem Auto und fahren weg.“ sagte Dick und drückte den Türkopf, der die Zentralverriegelung die Türen verriegeln ließ.

„Halt bitte an! Wir können die doch nicht einfach in der Nacht stehen lassen.“ bettelte Jennifer.

„Ja, ist ja schon gut. Wenn die uns abschlachten, dann...“ der Wagen kam langsam zum Stillstand. Dick ließ seine Scheibe runter.

Jack steckte seinen blutverschmierten Kopf in das Auto und brüllte Dick hysterisch ins Gesicht, dass dieser kurz davor war, mit voller Kraft auf das Gaspedal zu stampfen und diese Wilden in der Pampa stehen zu lassen.

„Was ist los?“ fragte Dick wütend.

„Bitte, nehmen sie uns mit! Da ist ein Wahnsinniger, ein Mörder, etwas böses! Es will uns alle töten!“ rief Jack voller Panik und zeigte auf die zerstörte Stadt.

Jim kam zu Jennifers Seite. Sie ließ vorsichtig ihre Seitenscheibe herunter. „Was ist passiert?“

Jim sah die junge Frau mit den dunklen Haaren ernst an. „Bitte nehmen sie uns mit nach *Shelby*. Irgendwas hat dieses kleine Dorf dort hinten zerstört und alle Einwohner ermordet.“

„Oh mein Gott, wie furchtbar.“ sagte Jennifer und sah in die Richtung, in die Jim zeigte, doch es war zu dunkel, um die Ruinen zu erkennen.

„Hören sie dieses Geräusch?“ fragte Jim.

„Nein...“ murmelte Jennifer.

„Bitte nehmen sie uns mit!“ flehte Dusty. Er hörte des Geräusch nun so deutlich, als würde eine gigantische Box direkt neben seinem Ohr stehen und dieses fürchterliche Summen und Rascheln abspielen, das Angst und Panik in ihm auslöste. Er erinnerte sich daran, dass er immer noch das laufende Aufnahmegerät in seiner Tasche hatte.

Dick sah sich das Treiben misstrauisch mit an. „Was ist das für ein Geräusch?“ Auch er hörte dieses seltsame Summen von draußen.

„Das meine ich, bitte nehmen sie uns mit, sonst sind wir alle tot!“ Dusty war einer Panik nahe.

Jack hätte gerne etwas unternommen, um ihn zu beruhigen, doch auch er war wie gelähmt vor Angst. Es kam ihm vor, als würde alles in Zeitlupe ablaufen. Nur das Geräusch aus *Dustville* kam immer näher und wurde immer lauter. Jack bemerkte, dass er das Geräusch nicht nur hörte, sondern auch fühlte. Was war das bloß?

„Na los! Steigt endlich auf!“ sagte Dick genervt.

Die drei stiegen hastig auf und Dick brauste davon.

„Also, was ist passiert?“ fragte Jennifer Jim, der sie durch die nicht vorhandene Heckscheibe ansah.

Jim, Dusty und Jack saßen auf der Ladefläche neben den Messgeräten.

„Wir hatten einen Unfall.“ sagte Jim. „Die beiden jungen Männer und ich, wir sind mit unseren Autos zusammengestoßen. Als wir in dem kleinen Ort *Dustville* nach Hilfe fragen wollten, bemerkten wir, dass die ganze Stadt zerstört ist! Alle Häuser wurden dem Erdboden gleich gemacht! Wir haben zwei Leichen und einen abgetrennten Arm gefunden.“

„Das ist ja furchtbar.“ sagte Jennifer.

Dick begann, der Geschichte mehr und mehr zu glauben. Er erinnerte sich an das erste Treffen mit den beiden Jungs. Da waren sie noch ganz anders gewesen. Rotzfrech und unverschämt. Doch was war jetzt mit ihnen? Sie hockten verkrampft auf der Ladefläche des Wagens, sahen zitternd zu Boden und waren still, als hätte etwas unsagbar schreckliches ihnen die Kehle zugeschnürt. „Wir werden gleich zur Polizei gehen.“ sagte Dick.

„Das was die Menschen in *Dustville* getötet hat, hat uns verfolgt.“ sagte Jim nachträglich.

„Etwas?“ fragte Jennifer. „Wieso etwas? Ich dachte es wäre ein Psychopath gewesen, der das veranstaltet haben soll.“

„Ich habe nicht die geringste Ahnung, wer oder was es war. Alles was ich weiß ist, dass uns etwas sehr unheimliches und wirklich bedrohendes verfolgt hat und uns mit Sicherheit auch erwischt und getötet hätte... wenn sie nicht stehen geblieben wären.“ Jim stützte seinen Kopf ab. Was war da bloß geschehen? Was hatte sie da verfolgt?

„Bitte verzeihen sie mein unhöfliches Benehmen! Ich heiße Jim, Jim Ronson. Ich habe einen Elektroladen in *Shelby*. Das sind Jack Miller und Dusty...“

„King.“ sagte Dusty.

„Bist du nicht der Junge aus dem Hotel, in dem wir wohnen? Gehört es deinen Eltern?“ fragte Dick.

„Genau.“ Dusy nickte.

„Ich bin Doktor Jennifer Green und das ist...“

„Ich bin Doktor Dick Meyers.“ sagte der achtunddreißigjährige Afroamerikaner am Steuer.

„Freut mich! Vielen Dank, dass sie uns mitgenommen haben. Ich glaube wirklich, sie haben uns das Leben gerettet!“ sagte Jim.

„Was sind das hier für Geräte?“ fragte Dusty.

„Das sind seismische Sonden.“ sagte Dick.

„Sind sie Geologen?“ fragte Dusty.

„Ja, wir kommen aus *Carson City*. Wir wurden von unserem Institut hierher geschickt, um Erd- und Gesteinsproben zu nehmen und um die Erdstrukturen zu vermessen. Doch leider haben uns die Geräte totalen Quatsch angezeigt. Ich bin mir sicher, dass Sand und Staub in die Geräte gekommen sind.“ sagte Jennifer.

„Wieso, was haben sie denn angezeigt?“ fragte Dusty.

„Sie haben uns angezeigt, dass einer der Berge dort draußen hohl ist.“ sagte Dick.

„Was?“ fragte Dusty.

„Das ist Blödsinn!“ sagte Jennifer. „Die Geräte spinnen!“

„Ich sag’s ja immer. Wüste und High Tech, das passt nicht zusammen!“ sagte Jim lächelnd.

„Ja, da haben sie wahrscheinlich Recht.“ sagte Jennifer resignierend.

„Was für ein Reinfall!“ sagte Dick. Er wollte sich nicht mit der Erklärung zufrieden geben, dass die Geräte defekt waren. Er hatte mehrere Seiten mit äußerst rätselhaften Messergebnissen vor Jennifer verborgen und trug die Papiere nun wie ein Schatz in der Innentasche seiner Jacke. Er hatte ein seltsames Gefühl bei der Sache und Jennifers Verhalten machte ihn misstrauisch. Er beschloss, die Messergebnisse in einem ungestörten Moment alleine zu analysieren.

Der *Ford Pick-Up* kam vor dem Polizeirevier von *Shelby* zum Stillstand.

Dusty und Jack sprangen blitzschnell von der Ladefläche und rannten zur Tür. Mit aller Kraft klopfen und schlugen sie gegen die massive Holztür, doch nichts tat sich.

„Da ist alles dunkel in seinem Büro.“ sagte Dick, nachdem er ausgestiegen war.

„Ob er schon schläft?“ fragte Jennifer.

„Vergesst es!“ sagte Jim und deutete auf eine Kneipe auf der anderen Straßenseite. „Wenn ihr unseren Sheriff sucht, dann seid ihr eher dort richtig.“

Jack zündete sich eine Zigarette an. „Der wird uns kein Wort glauben!“

„Wir haben Zeugen.“ sagte Dusty schluchzend.

„Mal sehen...“ sagte Jim.

„Was, mal sehen?“ fragte Jennifer.

„Mal sehen, wie viel er getankt hat!“ sagte Jim und ging in die Kneipe, die eher wie ein Saloon aussah.

Die Stimmung hier war ausgelassen. Laute Westernmusik klimperte aus den Lautsprechern, Bier und Whiskey gingen wie immer gut über die Theke und die Männer die sich heute den ganzen Tag in der Wüste krumm gearbeitet und wie die Sklaven geschwitzt hatten, saßen nun gemütlich beieinander und tranken genüsslich ein Glas Whiskey oder Bier. Die Kneipe war dunkel eingerichtet, die vielen hölzernen Stützbalken machten sie sehr verwinkelt und unübersichtlich.

Einige der Männer am Tresen drehten sich kurz um, als sie bemerkten, dass jemand die Kneipe betreten hatte. Ein Schwarzer und eine schöne Fremde, das gab es nicht alle Tage in diesem Kaff.

„Wo ist der Sheriff?“ fragte Jennifer.

Jim sah sich suchend um. Dann ging er zum Tresen und begann, mit dem Wirt zu sprechen. „Hallo Keith.“

„Guten Abend, Jim. So spät noch unterwegs?“ fragte der Wirt und putzte nebenbei ein Glas sauber.

„Ja. Äh... Hör zu, wo ist der Sheriff?“

„Da hinten.“ sagte der Wirt.

„Ah ja, bestens. Und jetzt gibst du mir einen Whiskey.“ Jim drehte sich wieder zu den anderen, doch bevor er etwas sagte, fuhr er wieder herum. „Keith? Einen doppelten!“

Jim drehte sich wieder um und sah zu Dick rüber, dann zeigte er auf einen der vollbesetzten Tische im hinteren Bereich der Kneipe. „Da hinten sitzt er.“

Es klopfte dumpf, als der Wirt das Whiskeyglas auf dem Tresen abstellte. Jim schnappte es und leerte es auf Ex aus. „Ahh! Den habe ich gebraucht!“ sagte er und stand auf. „Okay, folgt mir.“

Die fünf gingen auf den Sheriff zu. Diesen kannte Jim allerdings nur vom sehen, doch das machte ihm nichts aus, da er ihn sowieso für einen abartigen Kotzbrocken hielt.

Everett Williams, der Sheriff fuhr herum und wurde aus seinem Gespräch gerissen, als die fünf Personen plötzlich neben ihm standen. Seine Blicke musterten sie.

Zwei junge Männer, der eine groß, kräftig mit längeren, schwarzen Haaren, der andere etwas schwächlicher mit sehr kurzen dunkelblonden Haaren, einer Brille und einem harmlosen Gesichtsausdruck. Die Söhne vom Schrauber und den Hoteliers. Dann war da noch ein anderer Mann, der etwas abseits der beiden stand. Er war etwas älter als die beiden anderen Männer. Er war schwarz, groß, wirkte recht kräftig und hatte kurze Haare. Neben diesem Mann stand noch eine Frau. Sie war zierlich und attraktiv. Sie wirkte nicht aufreizend sondern schlicht und einfach süß. Sie hatte lange schwarze Haare und sah den Sheriff durch ihre hübschen, braunen Augen an. Und genau vor dem Sheriff stand ein weiterer Mann, der Älter als all die anderen war. Dieser Mann hatte ein kariertes Hemd an, unter dem man einen Bierbauch wie seinen nicht mehr verstecken konnte. Der Mann hatte fast schon eine Glatze und einen dunklen Vollbart. Es war Jim, der Elektriker.

„Ja, wie kann ich ihnen helfen?“ fragte der Sheriff und strahlte eine scheinheilige Arroganz aus.

„Wir wollen etwas melden.“ sagte Jim zu dem uniformierten Fettsack mit der fettigen, glattrasierten Haut, der eine Marke, eine Waffe und einen Polizeihut als Symbol des Gesetzeshüters an seinem schwabbeligen Körper trug.

„Was denn?“ fragte der Sheriff.

„Mord, Sachbeschädigung, Plünderung, äh... Massenmord!“ platzte es aus dem völlig verstörten Dusty heraus.

Der Sheriff wurde sofort hellwach. „Wollt ihr mich hochnehmen?“ fragte er langsam.

„Noch mal ganz langsam und von vorne...“ begann Jack. „Das Dorf *Dustville* existiert nicht mehr, es ist völlig verwüstet und kein Stein steht mehr auf dem anderen!“

„Ja und außerdem haben wir zwei Leichen gefunden, ich vermute, die von Harry und Doris Wilson.“ sagte Jim.

„Was reden sie da? Was ist mit *Dustville* passiert?“ fragte der Sheriff nach.

„Hören sie, irgend etwas hat alle Häuser vollkommen zerstört und die Einwohner getötet. Auf brutalste Weise.“ sagte Jim.  
Der Sheriff war vollkommen baff. „Das glaube ich erst, wenn ich es sehe.“

„Okay, fahren wir jetzt hin, dann zeige ich es ihnen.“ sagte Jim.

„Nein! Ich werde nicht mehr dorthin fahren!“ sagte Dusty erschrocken.

„Na gut...“ sagte der Sheriff. „Dann werden sie hier bleiben und bei meinem Kollegen Will eine genaue Aussage machen!“

„Ja gut.“ sagte Jack. „Wir bleiben hier. Seid vorsichtig!“

„Ja.“ sagte Jim. Er, Dick, Jennifer und der Sheriff verließen die Kneipe.

Es war dunkel. Sieben Autos, allen voran der Sheriff, fuhren in *Dustville* ein. Die Scheinwerfer der Fahrzeuge warfen ihr grelles Licht auf die zerstörten Häuser.

Der Sheriff, Jim, Dick und Jennifer stiegen aus dem Polizeiwagen.

„Oh verdammt, sie hatten Recht...“ sagte der Sheriff den Tränen nahe.

In den anderen Autos waren noch der US Marshal Dave Marlow und ein Police Officer der Stadt *Shelby*, sowie ein ganzer Haufen neugieriger Einwohner der Stadt.

„Das ist ja ungeheuerlich... hier ist ja alles verwüstet.“ sagte Jennifer. Sie war irgendwie froh, dass Dick angehalten hatte. Doch dann wünschte sie plötzlich, dass er es doch nie getan hätte....

„Verwischt mir hier nicht die Spuren... falls es überhaupt welche gibt.“ rief der Sheriff. Er drehte sich wieder zu Jim. „Was ist das für ein Gestank?“ fragte der Sheriff, nachdem er einen säuerlichen Geruch wahrgenommen hatte, der in der Luft lag.

„Ich weiß es nicht, aber das war vorhin auch schon.“ sagte Jim.

„Riecht wie Säure oder so was.“ sagte Dick.

„In Ordnung... und wo haben sie die Leichen gesehen?“ fragte der Sheriff.

„Dort in diesem Haus.“ sagte Jim und deutete auf eins der zertrümmerten Gebäude.

„Da wohnen Harry und Doris Wilson.“ bemerkte der Sheriff.

„Ich weiß.“ sagte Jim ruhig. „Ich habe sie auch gekannt.“ sagte er und ging weiter. Mehrere Personen mit Taschenlampen folgten

ihnen leise.

Der Trupp ging vorsichtig in das Haus.

„Es sah aus, als wäre eine Rakete durch den Boden in die Wohnung eingeschlagen!“ sagte Jim.

Der Sheriff öffnete die Tür. „Und die Leichen? Konnte man eine Todesursache erkennen?“

„Als hätte jemand oder etwas den beiden jeden Tropfen Flüssigkeit aus dem Körper gesogen.“ sagte Jim leise.

„Was reden sie da?“ fragte der Sheriff schockiert. Auch er merkte, dass etwas nicht stimmte. „Wo sind die Leichen denn jetzt?“

„Genau hier!“ sagte Jim. Er sah noch mal genauer auf die Stelle, an der er vor gar nicht all zu langer Zeit zwei auf grausamste Weise getötete Menschen gesehen hatte. „Das heißt, hier *waren* sie.“

„Ich sehe nichts.“ sagte der Sheriff und leuchtete den Raum mit seiner *Mag Lite* Lampe ab. Vor ihm war ausgebuddelte Erde, ein Haufen zertrümmerter Möbel und viel Chaos zu sehen. „Sind sie sicher, dass sie die Leichen wirklich gesehen haben?“ fragte der Sheriff noch einmal.

„Ja, natürlich!“ erwiderte Jim. „Die Jungs haben sie auch gesehen!“

„Hört ihr das?“ fragte Dick, der weiter hinten stand.

„Ich höre es auch.“ sagte Jennifer leise. Sie hörte ein seltsam summendes Geräusch in der Ferne. Es klang irgendwie bedrohlich.

„Harry! Doris! Wo seid ihr?“ rief der Sheriff lautstark durch das Haus. Nach erneutem Rufen und Warten sagte er genervt: „Scheiße. Da antwortet keiner.“

„Die können auch nicht antworten... weil sie tot sind.“ sagte Jim eindringlich.

„Aber wo sind die Leichen?“ fragte der Sheriff.

„Ich weiß es nicht. Aber als ich mit den Jungs hier war, lagen sie da noch.“ sagte Jim und sah sich hektisch um. Irgendetwas machte ihm furchtbare Angst. Aber was war es? War es nur Einbildung oder hörte er wirklich dieses schreckliche Geräusch wieder?

„Was haben sie überhaupt hier gemacht? So mitten in der Nacht, das klingt äußerst seltsam.“ sagte der Sheriff und sah Jim durch seine fischigen, hervorstehenden Augen an.

„Ich hatte einen Unfall. Wenn sie es nicht glauben, dann können sie ja mal an der Straße nachsehen, da stehen zwei...“ Jims Satz wurde unterbrochen.

Einige Schüsse und ein kurzer, schmerzgefüllter Schrei voller Angst und Panik hallten durch die Nacht. Sofort rannten alle nach draußen, um nachzusehen, was dort los war.

Der Sheriff zog seinen Revolver und sah sich suchend um. Seine Taschenlampe folgte seinem Blick, doch nichts war zu sehen. „Was war das?“ Keine Antwort. „Leute, schaut euch hier mal gründlich um.“

„Was war das?“ fragte Jennifer.

„Hörte sich an, als wäre jemand ermordet worden.“ sagte Dick.

„Sag nicht so was!“ forderte Jennifer zitternd. Sie hätte nichts lieber getan, als diesen Ort zu verlassen.

„Wo ist Dave?“ fragte der Sheriff.

„Weiß ich nicht.“ sagte ein Officer zu ihm und ging suchend weiter.

„Scheiße!“ schrie einer der mit angereisten Einwohner von *Shelby*.

„Ich hab ihn gefunden.“

Der Sheriff ging zu dem Mann. Neben einem zerstörten Haus lag ein Mann, es war Dave, der US Marshal. Er war tot. Eine unbekannte Kraft hatte seinen Körper in der Mitte zerrissen. Jedenfalls hatte sie das versucht. Die *Beretta* Pistole war noch in seiner Hand, seine toten Augen waren voller Panik.

„Verdammt! Scheiße!“ schrie Jennifer, als sie die Gedärme sah, die aus dem toten Körper hingen. Angewidert verließ sie diesen schrecklichen Schauplatz.

„Jennifer!“ rief Dick und folgte ihr.

Fassungslos starrte der Sheriff auf den Toten. „Ich... ich glaub, ich spinne. Das ist Dave. Der ist noch vor fünf Minuten bei uns im Auto mitgefahren. Was ist da passiert?“

„Das gleiche, was den Wilsons widerfahren ist.“ sagte Jim und dachte nach. „Es muss immer noch hier sein. Wir sollten schnellstens verschwinden.“ schlug Dick vor.

„Auf keinen Fall. Wir werden Dave einsammeln und untersuchen, wer oder was ihn so zugerichtet hat.“ sagte der Sheriff.

In diesem Moment gesellte sich eine Frau zu den beiden. „Was ist hier los?“ fragte sie und sah Jim neugierig an.

Die Frau war Ende dreißig und hatte schulterlange blonde Haare.

„Oh, Hallo Kate! Ich hab gar nicht gesehen, dass du mitgekommen bist.“ sagte der Sheriff.

„Was ist hier passiert?“ fragte sie.

„Schauen sie nicht hin!“ sagte Jim zu der Frau, die er sogar in diesem kleinen Loch *Shelby* noch nie gesehen hatte.  
Doch Kate sah sich den Toten an. „Verdammt, wer hat den denn zerrissen?“  
„Ich weiß es nicht. Es muss ein total geisteskranker Mörder gewesen sein.“ sagte der Sheriff.  
„Ja, ein Geisteskranker mit einer zehn Zentner schweren Kettensäge. Und damit muss er sehr schnell umgegangen sein...“ Kate deutete auf die Pistole in Daves Hand.  
„Verdamnte Scheiße!“ sagte der Sheriff.  
„Und es war vollkommen lautlos.“ sagte der Officer.  
Jim fuhr herum. „Das Geräusch! Ich höre es wieder!“ sagte er erschrocken.  
„Was für ein...“ Ein schrecklicher Schrei ertönte.  
„Verdammt! Nicht schon wieder.“ rief Jim und rannte in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. „Das war diese Forscherin aus *Carson City*!“  
Hinter einem Felsen stießen sie auf Dick.  
„Was ist passiert?“ fragte Kate außer Atem.  
Die anderen Menschen versammelten sich ebenfalls um den Felsen.  
„Ich weiß es nicht. Sie hat geschrien.“ sagte Dick und deutete auf Jennifer, die leblos am Boden lag.  
„Ist sie tot?“ fragte der Sheriff.  
„Ich weiß es nicht.“ sagte Dick und bückte sich. Den Tränen nahe hob er die leblose Jennifer an und richtete ihren Oberkörper auf.  
„Jennifer! Sag was. Bitte! Sag was!“  
„Sie muss ohnmächtig sein.“ sagte Jim.  
„Sie atmet!“ bemerkte Jim. „Aber warum sagt sie nichts.“  
Kate griff sie die Taschenlampe des Sheriffs und leuchtete auf Jennifer.  
„Was ist mit ihr?“ fragte Dick voller Sorge. „Und... was ist mit ihren Augen los? Warum sieht sie so seltsam aus?“  
Kate sah sich das panisch verzerrte Gesicht von Jennifer an. „Sie hat einen Schock. Bringen sie die Frau sofort in meinen Wagen! Sie muss umgehend hier weg.“ sagte Kate.  
Dick richtete die torkelnde Jennifer wieder auf. „Was hast du gesehen, so sag es doch!“  
„Das bringt nichts!“ sagte Kate. „Sie hat einen Schock und wird auf keine Frage antworten.“

Jennifer stöhnte erschöpft und wirr.

„Okay, sammelt Dave ein! Und dann seht zu, dass ihr hier wegkommt!“ befahl der Sheriff. „Wir fahren zurück nach *Shelby*!“

Der Konvoi fuhr zurück durch die Wüste, zurück nach *Shelby*. Während der Fahrt erzählte der Sheriff Jim, dass viele Bewohner von *Dustville* es durch ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem geschafft hatten auf dem toten Boden primitiven Ackerbau zu betreiben. Einer der Bewohner hatte einige Rinder auf einer Koppel, die einige Meilen weiter nördlich lag. Vor drei Wochen war er völlig aufgelöst und entsetzt beim Sheriff aufgetaucht und hatte berichtet, dass seine Rinder alle tot waren. Ein Raubtier hatte sie angefallen und die wenigen Tiere, die noch übrig waren, waren übel zugerichtet worden. Der Sheriff erzählte, dass er sich das angesehen hatte und es zuerst für einen Angriff wilder Tiere, vielleicht einem Rudel Kojoten gehalten hatte, doch nun, nach den Ereignissen dieses Abends, beschloss er, einen Zusammenhang zwischen den zerrissenen Kühen und dem zerrissenen Kollegen zu suchen. Dick fuhr bei Kate mit, die auch die unter Schock stehende Jennifer im Auto hatte.

Die restlichen Bewohner folgten dem Sheriff zurück in die Stadt.

„Das ist ja schrecklich!“ stammelte Jack, nachdem Jim ihm die Ereignisse der letzten sechzig Minuten geschildert hatte. Er hatte Dave flüchtig gekannt.

Jack hatte ein Pflaster an der Stirn, das ihm Dr. Monroe verpasst hatte, nachdem er die Platzwunde an Jacks Stirn mit drei Stichen genäht hatte. In der vergangenen Stunde hatten Jack und Dusty bei dem Hilfssheriff Will ihre Aussage gemacht und danach ihre Eltern informiert, dass etwas unheimliches die Stadt *Dustville* verwüstet hatte. Weder der Hilfssheriff, noch Dustys Eltern konnten etwas mit den seltsam summenden Geräuschen anfangen, die Dusty mit seinem Gerät aufgezeichnet hatte.

Dustys Eltern und sein großer Bruder Mike waren zutiefst schockiert gewesen, als sie von den Ereignissen erfahren hatten, hatten jedoch nicht auf Dustys dringende Bitten reagiert, so schnell wie möglich die Stadt zu verlassen, sondern lieber alle Bekannten aus der Stadt angerufen um Halbwahrheiten und aufgebauschte Gerüchte zu erfahren. Dieses Gerede zog die schrecklichen Ereignisse beinahe

ins Lächerliche. Die Geräusche auf dem Recorder, die erstaunlich gut zu hören waren, konnten lediglich seinen Bruder Mike etwas verunsichern.

Auch Jacks Vater hatte die Sache eher ruhig gesehen. Was *Dustville* zerstört hatte, wusste er nicht, aber er suchte den Grund dafür in der nahegelegenen Sprengstofffabrik, in der Dustys Bruder Mike als Lagerist arbeitete. Daves Tod versuchte er, durch den Angriff eines Raubtieres zu erklären, obwohl er die schrecklich verstümmelte Leiche von Dave nicht einmal gesehen hatte.

„Jennifer ist im Krankenhaus, sie steht unter Schock. Dick ist bei ihr...“ sagte Jim und trank sein Glas Whiskey leer.

Die Kneipe war das inoffizielle Hauptquartier der Stadt und so hatten sich alle Einwohner, die Zeuge dieser gruseligen Ereignisse geworden waren, in der Kneipe versammelt.

Der Sheriff und Will, der Hilfssheriff, der die Aussage von Jack und Dusty in der Kneipe entgegengenommen hatte, waren noch im Krankenhaus bei dessen Leiterin Kate und sahen sich die Leiche von Dave an.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Jack.

„Ich habe keine Ahnung. Ich werde mir heute die Hücke vollschütten!“ sagte Jim. „Ich hab Sachen gesehen, die ich nie sehen wollte.“

Jack, Dusty und Jim saßen an einem Ecktisch. Viele bekannte Gesichter aus der Stadt waren um sie herum an den anderen Tischen zu erkennen und alle waren in intensive Gespräche vertieft.

Dick betrat die Kneipe und sah sich kurz unsicher um. Dann sah er Jim, Jack und Dusty am Tisch sitzen und gesellte sich zu ihnen.

„Wie geht es Jennifer?“ fragte Jim.

„Noch immer unverändert.“ Dicks Stimme klang erschüttert.

„Was ist hier bloß los?“ fragte Jack und trank einen Schluck aus seiner Bierflasche.

„Ich will hier weg, am besten heute noch!“ sagte Dusty.

„Irgendetwas gefährliches ist da draußen. Der Sheriff hat mir auf der Rückfahrt erzählt, dass vor drei Wochen verstümmelte Rinder gefunden wurden, nördlich von *Dustville*.“ sagte Jim.

„Verdammt!“ murmelte Dusty. „Im Norden liegt *Crying Mountain*.“

„Ja, die Richtung ungefähr.“ Jim trank einen weiteren Schluck. Er hatte viel zu vergessen.

„Was ist *Crying Mountain*?“ fragte Dick.

„Ein Berg...“ begann Jim. „Warte, es gibt hier jemanden, der es dir sicher besser erklären kann...“

„Ich weiß, wen du meinst.“ Jack lächelte. „Ich glaube er sitzt da hinten.“

„Er ist *immer* hier!“ sagte Dusty mit einem vorwurfsvollen Unterton. „Das ist allerdings wahr.“ sagte Jim.

„*Crying Mountain*... Ist das dieser ganz große Berg am Ende des Gebirges, das hier beginnt? In dem Indianerreservat?“ fragte Dick.

„Ja genau, ungefähr zwanzig Meilen nördlich von hier.“ sagte Dusty.

„Jennifer und ich hatten eine schriftliche Genehmigung der Numa-Indianer, denen das Gebiet gehört, das Reservat zu betreten und Messungen zu machen. Unsere Universität hatte den ganzen Papierkram schon vorab geklärt. Wir durften aber um keinen Preis zu dicht an den Berg ran, weil er ein Heiligtum für sie war, oder so was ähnliches, jedenfalls haben wir das respektiert und auf unsere Messergebnisse hatte das sowieso keinen Einfluss. Da haben Jennifer und ich jedoch seltsame Messergebnisse bekommen...“ sagte Dick.

„Was haben die Geräte denn angezeigt?“ fragte Jim.

„Total blödsinniges Zeug. Jennifer hat sich gesträubt, weitere Messungen vorzunehmen und ich weiß nicht warum...“ murmelte Dick.

„Was genau?“ fragte Dusty.

„Ich muss nachsehen, ich hab die Aufzeichnungen vorhin im Hotelzimmer versteckt.“ sagte Dick.

„Guten Abend, die Herren!“

Jim, Jack, Dusty und Dick fuhren herum und sahen den alten, grauen Mann, der sich dem Tisch genähert hatte.

Der Alte hatte rötliche Haut, die voller Falten, jedoch ohne jeglichen Bartwuchs war. Er hatte lange, graue Haare, die er zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte und trug ein Stirnband aus Lederriemen. Er hatte eine verwaschene Jeanshose und ein kariertes Hemd an, trug Cowboystiefel und eine Lederhalskette, auf dessen glänzender Brosche das Abbild eines stolzen Indianerhäuptlings eingeprägt war.

Der Mann war stadtbekannt, weil er der einzige Bewohner war, dessen Wurzeln unmittelbar von den amerikanischen Ureinwohnern abstammten. Er war ein Indianer und gehörte zum Volk der Numa, das in einem Reservat lebte, zu dem auch der Berg *Crying Mountain*

gehörte. Er war ein Trinker, der den ganzen Tag in der Kneipe verbrachte. Jeder kannte und mochte ihn. Er war ein Einzelgänger, doch durchaus bereit, von den vielen Legenden und Geschichten seines Volkes zu erzählen.

„Darf ich vorstellen, das ist *Chief* John Strongbow vom Volke der Numa.“ sagte Jim und grüßte den Alten mit einem Nicken, das fast eine Verbeugung war.

„Guten Abend!“ sagte Dick und gab dem alten Mann die Hand. Auch Jack und Dusty begrüßten den *Chief*.

„Was reden die Leute hier alle?“ fragte der *Chief* trunken, nachdem er sich gesetzt hatte. „Habe Dinge gehört, schreckliche Dinge, die Leute sind aufgeschreckt!“

„Es ist etwas passiert. Etwas sehr unheimliches.“ Jim sah ihn geheimnisvoll an.

„Ich weiß, was passiert ist!“ sagte der *Chief* leise und brüchig. Sofort kamen alle dichter an ihn heran und warteten gespannt auf das, was er zu sagen hatte.

„Mein Volk lebte in der Wüste, seit Anbeginn der Zeiten. Und es bewachte den weinenden Berg, *Crying Mountain*. Die Geister der Erde, böse Dämonen aus dem Zwischenreich haben einen Zugang zu ihrer Welt, der genau im Mittelpunkt des weinenden Berges liegt! Mein Volk hat seit ewigen Zeiten diesen Zugang bewacht, ihn geschützt vor den Neugierigen Blicken des weißen Mannes und seiner Suche nach dem Gold! Alle Zeiten hat mein Volk sein Bestes gegeben, um diesen Zugang verschlossen zu halten, das Grauen im Inneren des Berges zu besänftigen. Sie fütterten die Dämonen, um sie milde zu stimmen.“

Dusty glaubte dem alten Saufkopf kein Wort, er hielt dieses Gerede für Wichtigtuerei, auch wenn er Mitleid für ihn und sein Volk empfand, dem der weiße Mann sehr viel Leid angetan hatte und es immer noch tat, zumindest in Nevada, wo die Bestimmungen der Reservatsgrenzen zu großer Unzufriedenheit innerhalb der amerikanischen Ureinwohner geführt hatte.

„Der weiße Mann hat Unheil über diese Gegend gebracht!“ sagte der *Chief* wütend.

„Hey, ich hab damit nichts zu tun!“ sagte Dick.

Der Indianer lächelte kurz, dann sprach er düster und unheilvoll weiter. „Der weiße Mann hat Tod und Zerstörung gebracht! Hat Bomben explodieren lassen, um ihre Wirkung zu erforschen, auf

unserem heiligen Land, auf unserem Territorium! Als mein Volk seine Heimat verlassen musste, weil der weiße Mann Tod und Zerstörung auch dort testen wollte, sprach es den Fluch aus. Den Fluch, dass die Dämonen der Erde sich rächen werden. Mein Volk hat sie gefüttert und beruhigt. Die Dämonen der Erde sollten sich an denen Rächen, die mein Volk vertrieben haben!“

„Womit hat ihr Volk die Dämonen gefüttert?“ fragte Dick. Er war der einzige am Tisch, der diese Geschichte noch nicht kannte. Doch nun, nach diesen grauenhaften Ereignissen erschien sie selbst denen, die sie schon unzählige Male zuvor gehört hatten, in einem ganz neuen Licht.

„Mit einer Pflanze, die wir Kotoga nennen. Sie ist nicht vergleichbar mit etwas, das ihr kennt. Sie wächst nur am und im *Crying Mountain*. Mein Volk hat dort in regelmäßigen Abständen neue Samen verteilt, damit die Dämonen sich ernähren können. Jede Generation musste einmal in seinem Leben in den Berg gehen und einen Samen pflanzen. Doch der weiße Mann hat mein Volk von dort vertrieben, um seine eigenen Dämonen zu entfesseln. Sie vergaßen die Gefahr, die von dem Berg ausging. Nur wenige meines Volkes sind geblieben, um den Ausgang zu bewachen, aber der Tod, den der weiße Mann gebracht hat, hat alle Samen des Kotoga unfruchtbar gemacht! Die Dämonen werden kommen und sich rächen!“

„Was meinen sie?“ fragte Dick.

„Atombomben.“ sagte Jim.

„Wie bitte?“ Dick war entsetzt.

„In den Fünzigern haben sie dort drüben jede Menge Atombomben getestet.“ Jim ließ die Durchschlagskraft dieser Fakten auf Dick einwirken.

„Ich werd verrückt...“ stammelte Dick.

„Die Gegend um den *Crying Mountain* gilt als sicher, aber weiter nördlich hat es ordentlich gekracht. Da ist alles Sperrgebiet und vom Militär eingezäunt. Dort sind angeblich streng geheime Forschungsanlagen, aber ich glaube, sie wollen nicht, dass man da hingehet, weil es alles verseucht ist.“

„Trinken wir noch einen!“ sagte Jack.

„Weiß ihr Volk, wie man die Dämonen aufhält?“ fragte Jim.

„Ich weiß es nicht. Ich muss dringend mit dem Häuptling sprechen, ich muss ihm sagen, dass die Dämonen erwacht sind!“ Der *Chief*

beschloss, gleich Morgen früh nach Sonnenaufgang dort hinzufahren.

Die Gruppe saß noch eine Weile schweigend zusammen, dann ging jeder nach Hause, um zu schlafen und neue Kräfte für den nächsten Tag zu schöpfen.

Dick ging mit Dusty zum Hotel von dessen Eltern. Dusty wohnte in der obersten Etage, er wollte zusammen mit Dick noch die mysteriösen Messergebnisse vom *Crying Mountain* einsehen, doch vorher musste er sich überlegen, wie er seinen Eltern von den neuesten unheimlichen Ereignissen erzählen sollte.

Jack ging nach Hause, um seinem Vater zu berichten, was geschehen war. Ihm war klar, dass sein wortkarger Vater es erneut weder glauben, noch verstehen würde, deswegen legte er sich erst schlafen, um seinem Vater am nächsten Morgen alles weitere zu erzählen.

Jim ging ebenfalls zurück in sein schäbiges Holzhaus, in dem er alleine wohnte, seitdem seine Frau ihn vor mehr als sechs Jahren verlassen hatte.

Es war schon spät und von der Nacht war nicht mehr viel übrig.

Jack hatte eine unruhige Nacht hinter sich. Er hatte nur wenig geschlafen und war von unerklärlichen Alpträumen heimgesucht worden.

„Die sind vor einer halben Stunde hergebracht worden!“ sagte Jacks Vater wütend und deutete auf zwei demolierte Autos.

„Guten Morgen, Dad...“ stammelte Jack müde und erkannte mit Schrecken, welche beiden Autos man seinem Vater gebracht hatte.

„Wie hast du das wieder geschafft?“ fragte Jacks Vater und beugte sich in seiner Werkstatt über den demolierten *Chevy* seines Sohnes. Der andere Wagen stand direkt daneben, der verbeulte Transporter von Jim. „Willst du dir die Ohren abfahren mit dem Ding? Was denkst du dir eigentlich?“ Es war früh am Morgen, doch die Werkstatt war schon wieder voller Arbeit.

„Dad, es ist etwas fürchterliches passiert!“ sagte Jack.

„Das sehe ich!“ sagte er und deutete auf die beiden demolierten Autos. „Das ist echt nicht normal. Du baust diese Kiste monatelang zusammen und dann, am ersten Tag verschrottetest du sie wieder. Du bist so dämlich, dass ich mal über einen Vaterschaftstest nachdenken sollte!“

„Nein, etwas schlimmeres. Viel schlimmer als der Unfall!“

„Was? Dieses unheimliche Brummen, das euch verfolgt hat?“ fragte der Alte sarkastisch. Er ahnte, dass sein Sohn nur einen über den Durst getrunken und das Auto deswegen zu Schrott gefahren hatte. Jim war ein netter Kerl, der wahrscheinlich keine Lust hatte, Jack das Leben mit einer überflüssigen Anzeige wegen Trunkenheit am Steuer zu versauen. „Kannst froh sein, dass Jim so ein netter Kerl ist!“

„Dad, es ist wichtig. Da ist wirklich was. Sie waren gestern Abend noch mal da!“ sagte Jack.

„Wer?“ Jacks Vater sah zum ersten Mal zu seinem Sohn rüber, der verloren in der Tür stand und alles andere als lässig aussah.

„Sheriff Williams, Jim und noch ein paar andere.“ Jack setzte sich und starrte ins Nichts. „Sie haben es auch gesehen, *Dustville* ist zerstört! Dave ist getötet worden!“

„Was? Dave?“ fragte Jacks Vater entsetzt. „Marlow? Wieso getötet?“

„Sie haben seine zerrissene Leiche gefunden. Keiner weiß, wer oder was das getan hat. Sie haben auch dieses Geräusch gehört und diesen Geruch wahrgenommen, von dem ich dir erzählt hatte. Es ist wahr!“

„So ein Blödsinn!“ sagte Jacks Vater abwertend.

„Frag den Sheriff, der hat es selbst gesehen!“

„Nein danke, mit diesem selbstherrlichen Arschloch möchte ich nie wieder ein Wort wechseln!“

„Haben wir noch einen Wagen, der fährt?“ fragte Jack.

Sein Vater sah ihn überrascht an. „Reicht dir dieser Schlamassel noch nicht?“

„Dann fangen wir mal an.“ sagte Kate durch ihren Mundschutz. Sie und eine Assistentin waren in einem weißen, sterilen Raum im Kellergewölbe des Krankenhauses von *Shelby*. Auf einem Tisch lag die zerrissene Leiche von Dave Marlow, dem US Marshal.

„Gut, was haben wir hier... das Opfer ist ein männlicher Weißer. Größe zirka fünf Fuß acht, Gewicht ungefähr hundertfünfzig Pfund. Der Mann wurde getötet, indem er genau in der Mitte zerrissen wurde. Jede Menge Schnittwunden fand ich auf dem Rücken und auf der Brust. Es sieht aus, als wenn jemand ein sehr scharfes Gerät dort angesetzt hätte. Das Genick ist gebrochen und der Kopf ist offen. Die Schädeldecke und das darunter liegende Gehirn wurden

vollkommen zerschlagen. Alles mitgekriegt?“ fragte Kate ihre Assistentin.

Diese nickte.

„Im Brustbereich sind zwei Einstiche, sehen aus wie große Insektenbisse. Das Gewebe ist verflüssigt an den Bissstellen, wenn es denn Bisse sind. Sehr seltsam, so was habe ich noch nie gesehen...“

Kates Assistenten stand am Fußende der Leiche. „Hier an den Beinen sind auch solche Einstiche!“

„Was?“ Kate sah sich die Bisswunden an den Beinen an, die identisch mit denen am Oberkörper waren. „Sieht aus wie das andere.“ sagte Kate verwundert. Sie sah zwischen den beiden Bissstellen hin und her und kombinierte, während sie kaum verständliche Worte murmelte und laut nachdachte.

„Wie bitte?“ fragte die Assistentin.

„Sieht aus, als hätten ihn zwei... Wesen... Insekten gebissen. Vielleicht ist er deswegen zerrissen... weil sich zwei Wesen um ihn gestritten haben...“

„Wesen? Das klingt ziemlich abgedreht!“ sagte die Assistenten.

„Ja, da hast du allerdings Recht, süße!“ sagte Kate nachdenklich und ließ ihren Blick nicht von der entstellten Leiche.

„Kate, kommst du mal? Dieser Typ von gestern ist da.“ rief ein Assistent von oben.

„Ja, ich bin gleich da.“ sagte Kate und sah ihre Assistentin an. „So, jetzt kommt dein Solo!“ sagte sie und verschwand.

Angewidert sah die Assistentin auf die grausam zugerichtete Leiche.

„Scheiße.“

Der neue Morgen blinzelte durch die Jalousien.

Jim kam langsam durch die Tür. Der Boden bestand aus alten Brettern, die bei jedem Tritt knarnten.

„Hallo.“ sagte Kate und gab Jim die Hand, nachdem sie ihren Gummihandschuh ausgezogen hatte.

„Guten Morgen, Dr. Turner.“ sagte Jim. „Alles klar?“

„Na ja, den Umständen entsprechend...“

„Wo ist diese Forscherin?“ fragte Jim.

„Jennifer?“

„Ja.“

„Sie ist oben.“ sagte Kate und ging die alte Treppe hoch. „Wo ist denn ihr Partner, dieser Dick?“

„Den wollte ich eigentlich mitbringen, aber als ich beim Hotel ankam, sagte man mir, dass er zeitig weggefahren sei, irgendwas dringendes. Vielleicht hat er es mit der Angst bekommen.“

„Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.“ sagte Kate. „Er würde sie nicht allein lassen!“ Sie deutete auf das Zimmer, in dem Jennifer lag.

„Wie geht es ihr?“ fragte Dick.

„Unverändert. Sie müssen Geduld haben. Ich hab ihr eine Spritze verabreicht, aber die konnte sie noch nicht aus ihrem Schock lösen.“ Die obere Etage war ein langer Flur mit vielen Türen. Hinter jeder Tür lag ein Krankenzimmer. Die Einrichtung war zwar modern, doch das ganze Drumherum war schäbig. Wie alles in dieser Stadt. Die beiden kamen in ein einzelnes Krankenzimmer. Dort lag Jennifer apathisch und mit weit geöffneten Augen auf dem Bett. Kate stand neben Jim und sah ihn an. „Und? Hat der Sheriff Erfolg gehabt?“

„Nein. Ich hab ihn gerade getroffen, als er zurückkam. Er sagt, er hat mit seinen Leuten die ganze Gegend durchsucht, doch angeblich keinen Hinweis auf einen Mörder oder die Leichen gefunden.“

„Ich habe gerade Dave obduziert. Na ja, das Aufmachen hat ein anderer für uns übernommen.“ sagte Kate sarkastisch.

„Ich verstehe das nicht. Mein ganzes Leben lebe ich in diesem Loch. Und gerade jetzt überschlagen sich die Ereignisse. Wieso muss dieser kranke Psycho gerade hier rumlaufen?“ fragte sich Jim wütend.

„Wissen sie was? Ich glaube, das war etwas anderes. Der Körper von Dave ist förmlich zerdrückt worden. So etwas schafft kein einzelner Mensch.“ sagte Kate.

Jim überlegte. „Vielleicht war es eine ganze Bande Psychopathen?“

„Haben sie die Leichen gesehen?“ fragte Kate.

Jim war sich sicher. „Hundertprozentig. Ich habe sie gesehen. Und die sahen aus wie... Mumien.“

„Wie Mumien?“ wunderte sich Kate.

„Ja, Mumien. Vielleicht war es auch die Dunkelheit. Doch ich hatte den Eindruck, als hätte jemand oder etwas ihren Körpern jeden Tropfen Flüssigkeit entzogen.“

Kate sah Jim an. Er spürte das Feuer in ihren Augen und es steckte ihn förmlich mit an. Deshalb wusste er auch, was Kate ihm jetzt sagen würde.

„Mr. Ronson, haben sie wirklich keine Zweifel an der Theorie des Psychopathen.“

„Wieso?“ fragte Jim herausfordernd.

„Es würde mich wirklich brennend interessieren, was dort gewütet hat. Es klingt aufregend.“ sagte sie.

„Aufregend?“ Jim lächelte. „Was immer dort war, es hat versucht, uns zu töten. Dick hat uns das Leben gerettet.“ sagte Jim.

„Ich will wissen, was dort los war.“ sagte Kate. „An Daves Leiche habe ich Bissverletzungen gefunden. Bisse von Insekten.“

„Vielleicht etwas, das sich nach dem Tod dort eingenistet hat?“ fragte Jim skeptisch.

„Unmöglich! Wir haben ihn doch sofort gefunden und gleich mitgenommen. Es ist unmöglich... Dort draußen ist *etwas* und ich will wissen, was es ist!“

Jim sah Kate skeptisch an.

„Wollen wir hinfahren?“ fragte Kate.

Jim sah sie mit großen Augen an. „Was? Sie wollen da noch mal freiwillig hin?“

„Ja. Vielleicht finden wir Spuren. Wir können sofort losfahren!“

Jim lächelte mühevoll. „Na gut. Aber wir nehmen ihren Wagen, Dr. Turner. Meiner ist erst heute Morgen abgeschleppt worden. Schließlich hat er einen Totalschaden.“

„Meinen sie, sie finden noch etwas? Der Sheriff hat schon alles durchsucht.“ fragte Jim, während er mit Kate zur Tür ging.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht.“ sagte Kate und holte ihren Autoschlüssel hervor.

Ein uralter VW Käfer kam auf dem staubigen Boden des Hügels, auf dem *Dustville* lag, zum Stillstand. Jetzt in der sengenden Mittagssonne wurde das Ausmaß der Zerstörung erst richtig sichtbar. Das kleine Dörfchen, das nur aus einigen Häusern bestand, wirkte wie eine Geisterstadt.

Kate setzte sich eine Sonnenbrille auf. Von hier aus konnte man prima auf die Landstraße vor ihnen herabsehen.

„Okay, wo suchen wir?“ fragte Jim und schlängelte sich durch das gelbe Polizeiband, das überall gespannt worden war, um den Tatort abzusichern.

„Wir sehen uns hier nur ein bisschen um!“ sagte Kate. „Wie trostlos. Wie unsagbar abgelegen am Arsch der Welt in der hintersten Pampa...“

„Ja und genau hier geht ein riesiges Massaker los.“ sagte Jim.

„Wo haben sie die ersten Toten gesehen? Ich meine die Mumien.“ wollte Kate wissen.

„In dem Haus da vorne.“ sagte Jim und deutete auf das Wilson-Haus.

„Lassen sie uns mal einen Blick reinwerfen.“ sagte Kate.

„Keine gute Idee.“ sagte Jim.

Die beiden erreichten das Haus.

„Verdammt. Hier haben zwei sehr gute Freunde von mir gelebt.“ sagte Jim wehmütig.

Die Sonne schien durch das offene Dach, der Staub lag in der Luft, die Möbel waren quer in der Wohnung umhergeworfen worden und überall war aufgewühlte Erde.

„Es waren Freunde meines Bruders, Jeff. Er starb 1984 bei einem Autounfall. Na ja, ich hatte schon immer einen guten Draht zu ihnen.“

„Das tut mir leid.“ sagte Kate.

„Und gestern komme ich hier an und was sehe ich? Ihr Haus ist zerstört und ihre Körper sind mumifiziert. Der Sheriff sagt, es war kein Raubmord, weil der ganze Schmuck und das ganze Bargeld nicht angerührt wurden.“ sagte Jim langsam.

„Irgendetwas schreckliches ereignet sich hier.“

Die beiden sahen sich kurz um. Doch dann zerschnitt eine Frage von Kate das Schweigen. „Was riecht hier so seltsam?“

„Ja, ich rieche es auch.“ sagte Jim. „So hat es auch gerochen, als wir die Leichen gefunden haben! Was ist das?“

„Ah! Was war das noch mal?“ Angestrengt dachte Kate nach, was das für ein sonderbarer Geruch war, den sie da registrierte. „Jetzt hab ich es! Es ist Ameisensäure.“

„Was? Ameisensäure? Hier? Ich weiß es nicht. Ich habe von so etwas keine Ahnung.“ sagte Jim.

„Psst! Hören sie das?“ flüsterte Kate. Von draußen kam ein seltsames Summen, das an das Heranfliegen von Tausenden von

Bienenschwärmen erinnern ließ. Doch es war dunkler und bedrohlicher.

„Oh Scheiße! Dieses Geräusch haben wir auch gehört, als wir die Wilsons tot gefunden haben. Das war kurz bevor wir in den Wagen von Dick eingestiegen sind.“ Jims Angst drohte Überhand über die Neugier zu gewinnen.

„Wir sollten zum Wagen zurückgehen.“ sagte Jim und sah sich unsicher um. Sein anfänglicher Tatendrang wurde zu kalter Angst, die langsam aber bedrohlich in ihm hoch kroch.

Die beiden verließen das Haus mit großen, schnellen Schritten.

Jim stand mit Kate draußen und sah sich suchend um. Doch alles, was er sah, waren die Ruinen von *Dustville*. Das Geräusch war noch lauter, noch drohender, noch klarer.

„Nichts wie weg hier!“ sagte Jim.

„Moment!“ sagte Kate. Sie hatte keine Angst, ihre Neugier war größer als jede Stimme, die ihr davon abriet, sich dem Geräusch zu nähern. Sie war wie hypnotisiert von dem Summen.

„Wo wollen sie hin?“ fragte Jim.

„Ich will wissen was es ist.“ sagte Kate und ging auf eins der zertrümmerten Geschäfte zu.

„Sind sie lebensmüde? Denken sie dran, wie ich die Wilsons gefunden habe: Tot. Und dieses Summen hat etwas damit zu tun, da bin ich mir ganz sicher.“ sagte Jim. „Kommen sie zurück!“

Kate lachte selbstsicher. „Ach, nun stellen sie sich nicht so an. Das hört sich an, als ob die da eine neue Maschine testen. Das kommt hier des öfteren vor. Irgendwelche modernen Dinger, die wir hier in der Wüste noch gar nicht kennen. Schon mal was von Area 51 gehört? Dort sollen die angeblich neue Fluggeräte testen. Nun, vielleicht geht hier so etwas ähnliches ab...“

„Sie sind leichtsinnig, Dr. Turner!“ sagte Jim und blieb vorsichtshalber stehen. Er spürte, wie die Angst sein Herz schneller schlagen ließ und seine Kehle zuschnürte. Er fühlte sich beobachtet. Verfolgte ihn jemand? War jemand hinter ihm? Jemand, der ihn sofort packen würde? „Ich hab kein gutes Gefühl dabei!“

Kate sah sich um. Stillstehend warf sie ihre Sonnenbrille weg und ging in die Hocke. „Jim!“

Jim ging langsam zu Kate. Was hatte sie gesehen?

Sie hockte mit offenem Mund und starrem Blick neben einem *Chrysler*, den jemand am Straßenrand geparkt hatte, bevor ihn etwas ziemlich auseinandergenommen hatte.

„Was haben sie denn?“ fragte Jim.

„Schauen sie doch, dort neben der Sanddüne!“ sagte Kate.

Jim schien das Blut in den Adern zu gefrieren. Was er sah, war jenseits aller Vorstellungskräfte.

Einige Meter von ihnen entfernt stand ein Wesen, ein gigantisches Insekt mit sechs Beinen. Es war fast zwei Meter hoch und fast drei Meter lang. Es war grünlich schimmernd und hatte halbtransparente Haut, die aussah, als wäre sie mit einer fettig glänzenden Flüssigkeit benetzt. An seinem Kopf hatte es zwei monströse, scharfe Kiefer und riesengroße, glitzernde Facettenaugen. Die Fühler zuckten umher.

„Was ist das?“ fragte Jim völlig versteinert.

„Eine Ameise!“ sagte Kate fasziniert.

„Was? Eine Ameise? Ameisen sind klein, einige Millimeter groß. Aber das Ding da ist riesig!“ sagte Jim.

„Da ist noch eine!“ sagte Kate.

Der Anblick dieser Wesen trieb Jim das kalte Grauen in jeden Winkel seines Körpers.

„Und da sind auch noch zwei.“ bemerkte Kate. Die Wesen wollten sie einkreisen.

„Verdammt! Die kommen auf uns zu! Wir müssen zum Auto zurück!“ sagte Jim.

Immer mehr dieser schrecklichen Geschöpfe kamen wie aus dem Nichts. Jim und Kate wichen langsam über den sandigen Boden. Die Blicke der Wesen waren immer nur starr auf sie gerichtet. Jeder Schritt, den sie machten, wurde von ihnen registriert.

„Was machen wir jetzt? Das sind mindestens dreißig Tiere!“ sagte Kate hysterisch.

„Das sind keine Tiere. Das sind Monster!“ sagte Jim.

Die Facettenaugen der restlichen Wesen erfassten Kate und Jim. Das Summen der Wesen wurde immer intensiver.

„Oh mein Gott, diese Ausgeburten der Hölle!“ sagte Jim schockiert. Immer mehr Monster erschienen.

„Verdammt! Wir müssen hier weg!“ rief Jim und rannte davon. Kate folgte ihm.

Panisch rannten die beiden davon, einige der Wesen verfolgten sie durch das unwegsame Gelände.

Schreiend fiel Kate zu Boden.

Jim sah sich um. Eines der Wesen kam immer näher. Im letzten Moment griff Jim nach Kates Hand, um sie aufzusammeln. Der tödliche Kiefer verfehlte die schreiende Ärztin nur knapp.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Kate.

„Entweder laufen wir, oder wir sterben!“ rief Jim. Ihm war klar, dass die Wesen ihnen den Weg zum Auto abgeschnitten hatten.

Plötzlich mischte sich in das gemeinsamen Summen ein Knall und ein jämmerliches Quietschen.

Jim und Kate blieben stehen und sahen sich um.

Auch die Wesen sahen sich erschrocken um. Das Summen wurde leiser.

Ein schwarzer *Ford Explorer* kam auf Kate und Jim zugerast.

Vorne saßen Jack und Dusty.

Der Wagen hielt vor Jim und Kate. „Steigen sie ein!“ rief Dusty.

Hastig warfen sich Jim und Kate auf die Rücksitzbank.

„Fahr los!“ schrie Jim voller Panik.

Eines der Wesen klebte an der Seitenscheibe.

„Sie wollen die Scheibe einschlagen!“ rief Jim.

Glas splitterte und ein behaartes Insektenbein züngelte in die Fahrgastzelle.

Kate schrie, als sie das grausame Summen der Bestien hörte.

„Ramm sie!“ schrie Dusty.

Jack gab Gas und überfuhr ein Wesen, dann ein weiteres. Er sah in den Rückspiegel und sah mehr als fünfzig Wesen, die das Auto verfolgten.

Nachdem Jack ein drittes Wesen überfahren und schwer verletzt hatte, verfring sich der Körper des sterbenden Monsters im Kotflügel des Wagens und blockierte den Reifen.

„Scheiße! Wir stecken fest!“ schrie Jack.

„Haben sie das gehört?“ fragte Kate.

Jim sah sie verwundert an. „Was?“

„Das Geräusch! Das Geräusch hat sich geändert, als wir das Tier überfahren haben.“ sagte Kate. „Das Tier stirbt und das Summen verzerrt sich, hören sie nur...“ sagte Kate aufgeregt. Der verzerrte Summton, den das sterbende Tier ausstieß, hielt die anderen Tiere

offenbar ab, denn sie hatten sich in ausreichendem Abstand um den Wagen und den sterbenden Artgenossen versammelt.

„Vielleicht warten sie nur darauf, dass wir aussteigen.“ sagte Jack düster. „Was soll’s, wir müssen das Biest loswerden und hier weg, sonst fressen sie uns auf!“

„Ich mach das!“ rief Jim und öffnete vorsichtig die hintere Seitentür.

„Warte!“ Dusty öffnete das Handschuhfach des Wagens. „Hier, nimm die!“ Er hielt Jack eine verchromte Automatikpistole hin.

„Was soll ich damit?“ fragte Jim entsetzt.

„Verdammt, ich mach das!“ rief Jack, schnappte sich die Waffe und sprang von seinem Sitz.

Kate sah aus der Heckscheibe und sah die grauenhaften Wesen in einigen Metern Entfernung still um den Wagen stehen.

Jim folgte Jack zum rechten vorderen Kotflügel des Wagens. Ein überfahrenes Wesen klemmte im Radkasten des Wagens. Sterbend und kläglich wimmernd zappelte das halbtote Tier in seiner Falle.

„Ich verpasse ihm ein paar Kugeln und du zerrst es an dem Bein da raus!“ sagte Jack.

Das sterbende Monster schrie und stieß einen Summton aus. Doch der Ton hatte sich zu einem verzerrten, metallischen Kreischen verändert, das die anderen Wesen offenbar abhielt, anzugreifen. Sie zögerten.

Dusty hielt sein Aufnahmegerät in seinen schweißnassen Fingern umklammert und nahm den seltsam veränderten Summton auf, der den Todeskampf des Monsters begleitete.

Jim zog an dem halb abgerissenen Bein des Monsters, während Jack ihm mehrere Kugeln in den Kopf verpasste.

Das Tier verstummte, Jim und Jack zerrten es aus dem Radkasten und befreiten in Windeseile die stacheligen Beine aus dem verbeulten Kotflügel.

„Leute!“ rief Kate, als sie sah, dass sich die Wesen dem Wagen näherten.

Jack rannte um den Wagen herum und feuerte die letzten vier Kugeln auf die Monster ab, bevor er einstieg und aufs Gas trat. Mit Vollgas verließ der Wagen *Dustville* und raste zurück nach *Shelby*.

„Es war die Hölle! Diese schrecklichen Beißzangen!“ schluchzte Kate.

„Wir sind ihnen entkommen!“ sagte Jim nüchtern. „Aber die Einwohner von *Dustville* nicht.“

„Wo ist eigentlich Dick? Hast du ihn gesehen?“ fragte Jim, nachdem er erste Schock etwas gesackt war.

„Gestern Abend war ich mit Dick noch in seinem Zimmer, er wohnt ja in unserem Hotel.“ sagte Dusty. „Er hat mir die Aufzeichnungen vom *Crying Mountain* gezeigt. Der Berg ist fast komplett von innen ausgehöhlt. Die Daten sind unlogisch, hat er gesagt. Der Berg kann nicht so porös sein, er würde zusammenbrechen. Scheiße!“

„Wo ist er jetzt?“

„Er ist heute Morgen bei Sonnenaufgang losgefahren. Zusammen mit den *Chief*.“ sagte Dusty.

„Was, mit Strongbow? Wieso? Wohin?“

„Hat er nicht gesagt?“

„Sehr merkwürdig.“ sagte Jim. Wollten die beiden das Volk der Numa besuchen? Dann würden sie sich mitten in die Gefahr begeben, denn die Monster waren von dort gekommen. Jim beschlich ein ungutes Gefühl und er machte sich Sorgen um Dick und den Indianer.

„Was hat euch nach *Dustville* verschlagen? Wieso wart ihr gerade zu diesem Zeitpunkt da?“ wollte Jim wissen.

„Wir waren in *Shelby*. Dusty und ich wollten wissen wie es Jennifer geht. Und dann diese ewigen Umzüge und so...“ sagte Jack.

„Was für Umzüge?“ wollte Jim wissen.

„Weißt du nicht mehr? Heute Abend ist doch wieder der alljährliche Umzug der Schule von *Shelby*. Das hat uns tierisch genervt. Nach all dem, was passiert ist, kann ich so viel Fröhlichkeit nicht mehr ertragen.“ sagte Dusty.

„Was zur Hölle war das eben?“ wollte Jack wissen.

„Ich weiß es auch nicht.“ sagte Jim nachdenklich. „Aber auf jeden Fall hat es *Dustville* zerstört und die Einwohner getötet.“

„Wahrhaftig.“ sagte Kate. „Die Ameisen haben sie getötet!“

„Verdammte Scheiße!“ sagte. „Ameisen? Ich fand, sie sahen eher aus wie Termiten.“

„Was machen wir denn jetzt?“ fragte Dusty.

„Wir müssen zum Sheriff gehen und es ihm erzählen.“ sagte Jim selbstsicher. „Und diese Parade darf heute Abend nicht stattfinden. Wir müssen *Shelby* evakuieren.“

„Man wird uns doch gar nicht glauben. Ich meine, ich hätte es dir auch nicht geglaubt... doch ich habe diese Ungeheuer gesehen. Und was ich sehe, glaube ich gerne.“ sagte Dusty. „Na ja, mehr oder weniger.“

„Ich hab es geahnt.“ sagte Kate nach einem langen Gedankengang.

„Was?“ fragte Jim.

„Dass es eines Tages so weit kommt. Irgendwann einmal mussten diese ständigen Atombombentests in der Wüste Folgen haben.“ sagte Kate weinend.

Jim lächelte. „Aber, Dr. Turner! Die Atombombenexplosionen fanden mehr als dreihundert Meilen von hier entfernt statt!“

„Das hat gar nichts zu bedeuten. Bei ihrem Hochzeitsflug überwinden Ameisen Hunderte von Kilometern.“ sagte Kate und sah traurig aus dem Fenster.

Dusty stutzte. „Was? So große Biester können fliegen?“

„Nein, bestimmt nicht... aber ihre kleinen Vorfahren konnten es. Vielleicht haben sie verändertes Erbmateriale hierher geschleppt. Und hier erst entwickelten sich diese *Monster Ameisen*.“ vermutete Kate.

„Maverick hat mir mal so eine Geschichte erzählt, deswegen weiß ich so viel über Ameisen.“

„Ich glaube eher, sie repräsentieren die Rache der Natur am Menschen für seinen Raubbau.“ sagte Jack.

Jim dachte nach. Vielleicht war es wirklich so.

„Erinnert mich an die Legende der Indianer, von den Dämonen der Erde und dem...“ sagte Kate.

„Danke, das hatten wir gestern schon!“ sagte Jim.

Nach einer Weile hatte der Wagen *Shelby* erreicht.

„Was tun wir jetzt?“ fragte Jack.

„Ich werde zu Jennifer gehen und nachsehen, ob sie den Schock überwunden hat.“ sagte Kate.

„Ich werde mitkommen.“ sagte Dusty.

„Okay, dann gehen wir jetzt zum Sheriff und berichten ihm, was wir gesehen haben.“ sagte Jack und sah Jim an.

„Ja, aber er wird uns sowieso nichts glauben.“ sagte dieser genervt. Die vier stiegen aus.

Eine halbe Stunde war vergangen.

Jim und Jack betraten das Zimmer, in dem Jennifer lag.

Kates Augen erfassten die beiden. „Hallo.“

Jim setzte sich. „Hi.“

„Und? Was hat er gesagt?“ fragte Dusty.

„Wir hatten es nicht leicht. Er will mal hinfahren und nachsehen. Aber es war nicht leicht, es ihm so zu erzählen, dass es auch nur annähernd glaubwürdig klang.“ sagte Jim.

„Ja, er hat uns Spinner und Idioten genannt.“ sagte Jack.

Kate saß auf der Bettkante. „Ja, dieser Mann ist ein ungehobelter Klotz.“

Jim sah sich in dem schäbigen Krankenzimmer um. „Tcha, er wird die toten Ameisen sehen, die wir mit dem Wagen erwischt haben. Die werden ihn überzeugen.“

Jack sah ins Leere. „Wenn die anderen Ameisen die Kadaver nicht schon weggeräumt haben. Schließlich waren die Toten in *Dustville* auch wie von Erdboden verschluckt. Äh, wie geht es ihr?“ fragte er und deutete auf Jennifer.

„Sie steht immer noch unter Schock. Aber jetzt hat sie wenigstens die Augen zu.“ sagte Kate und sah auf ihre Patientin.

Jim sah auf die Uhr, dann zu Jack. „Ich muss mal eben zu deinem Dad, ich glaube, mein Wagen ist schon fertig.“

„Ich komme mit.“ sagte Kate. „Ich brauche etwas frische Luft.“

„Okay.“ sagte Jim und hielt Kate die Tür auf. „Jungs?“ Jim sah die beiden an. „Passt auf das Mädchen auf.“

Dusty nickte.

„Noch was.“

„Was denn?“

„Habt ihr Waffen?“ fragte Jim.

„Ja.“ antwortete Jack. „Zwei Pistolen und ein Gewehr.“

Jim nickte. „Sorgt dafür, dass sie funktionieren und einsatzbereit sind.“ Dann ging er.

Jack sah Dusty an. „Scheiße. In was für einem schlechten Traum sind wir hier gelandet?“

Dusty war den Tränen nahe. „Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich eine scheiß Angst habe.“

„Ich auch.“ erwiderte Jack. „Was waren das für Biester?“

„Ich habe eine Vermutung.“ sagte Dusty.

„Was?“

„Vielleicht kommen sie von einer anderen Welt.“ sagte Dusty leise.

„Dusty, du spinnst!“ sagte Jack und klopfte Dusty auf die Stirn.

„Nein, wirklich.“ beteuerte Dusty.

„Du laberst eine Scheiße zusammen, das gibt es gar nicht...“

Kate und Jim standen auf der Straße. Staubiger Sand wehte durch die Luft, die Sonne brannte. Einige Menschen waren draußen, ein paar Autos fuhren.

Gerade in diesem Moment kam ein Polizeiwagen angefahren.

„Da kommt der Sheriff.“ sagte Kate und ging auf den Wagen zu, der langsamer wurde.

„Na, da bin ich ja mal gespannt.“ sagte Jim und folgte ihr.

Der Sheriff stoppte den Wagen und stieg aus. Sein Blick war verwirrt. Für Jim war klar: Er hatte *sie* gesehen.

„He, Kate, ich muss mit ihnen reden!“ sagte der Sheriff mit einem ernststen Unterton.

„Das kann ich mir denken.“ sagte Kate. „Haben sie die Kadaver gesehen?“

„Das ist es ja!“ sagte der Sheriff ratlos. „Ich möchte gerne wissen, ob sie mich verkohlen wollen.“

„Wie bitte?“ Kate verstand das nicht so ganz.

„Kate! Wir haben nicht die geringste Spur von diesen... diesen *Monster Ameisen* gefunden!“ Dem Sheriff schien das alles ziemlich albern zu erscheinen.

„Das ist unmöglich.“ sagte Kate entschlossen.

„Ja, wir haben Ameisen gesehen. Aber die waren soo klein!“ sagte der Sheriff und zeigte mit Daumen und Zeigefinger die Größe einer normalen Ameise.

„Das ist wirklich ausgeschlossen. Wir haben mehrere dieser Wesen mit dem Wagen gerammt!“ sagte Kate wütend.

Der Sheriff rückte seine Hut zurecht und sah Kate mit einem zugekniffenen Auge an. „Kate? Sagen sie mal... sind sie nüchtern?“

„Verdammt noch mal, das reicht jetzt! So etwas saugt sich doch keiner so einfach aus den Fingern.“ sagte Jim genervt.

„Was? So was tut niemand? Vielleicht haben sie aber auch nur eine blühende Phantasie.“ sagte der Sheriff provozierend.

„Hören sie...“ begann Kate, doch der Sheriff schnitt ihr barsch das Wort ab.

„Sie spinnen! Es gibt keine *Monster Ameisen*.“ sagte der Sheriff sichtlich genervt.

„Sheriff! Da draußen lauert eine tödliche Gefahr für uns alle hier! Es ist ihre verdammte Pflicht, diese Stadt zu evakuieren!“ sagte Jim.

Der Sheriff kam zu Jim und sah ihm in die Augen. „Hören sie zu, das ist nicht ihr Gebiet, sie könnten sich gewaltig auf die Schnauze legen!“ sagte er, ging wortlos zu seinem Wagen zurück und verschwand wieder.

„So ein Dummkopf.“ fluchte Jim, während er dem davonfahrenden Polizeifahrzeug nachsah.

„Machen sie sich nichts daraus. Der Sheriff mochte mich noch nie, weil ich noch nie mit seiner selbstherrlichen Vorgehensweise zufrieden war.“ sagte Kate.

„Verdammt. Ich will schnell einen Happen essen, wollen sie auch was?“ fragte Jim.

„Gerne.“ sagte Kate, die auch tierisch Hunger hatte, aber genau wusste, dass es momentan wichtigere Dinge gab als Nahrungsaufnahme.

Sheriff Williams saß in seinem Büro. Ein Donut, der er in seiner Hand hielt und ein Becher Kaffee repräsentierten sein Mittagessen. Will, der Hilfssheriff, kam herein. Will war ein großer, dünner Dorftrottel, der es zum Polizisten geschafft hatte.

„Was gibt's?“ fragte der Sheriff.

Will setzte sich. „Wollen sie die Parade heute wirklich stattfinden lassen?“

„Wieso nicht?“ fragte der Sheriff.

„Wissen sie... ich habe mit vielen Einwohnern der Stadt gesprochen. Und die Geschehnisse in *Dustville* bleibt ja nicht geheim, sie verstehen? Es hat sich rumgesprochen, dass jemand das ganze Dorf vernichtet und die Einwohner getötet hat. Und jetzt haben viele Leute Angst, dass der oder die Mörder heute auch hier auf der Parade sein könnten.“ sagte Will und nahm sich einen Schluck Kaffee.

„Nein, das kommt gar nicht in Frage. Das hat die Stadt einen Haufen Geld gekostet. Außerdem ist ein Spezialistenteam aus *Carson City* schon auf dem Weg hierher, um das zu untersuchen. Ich hab da so einen Verdacht.“ sagte der Sheriff.

„Was für einen Verdacht?“ fragte Will neugierig.

„Du kennst doch Jim Ronson, den Elektroinstallateur.“

„Ja. Was ist mit ihm?“

„Er war der erste, der mir von der *Dustville* Sache erzählt hat. Er und Dr. Kate Turner behaupten, dass *Monster Ameisen* das angerichtet haben sollen.“ Der Sheriff lachte.

„Sollen wir sie untersuchen, ob sie Substanzen bei sich haben, die gegen das Betäubungsmittelgesetz verstoßen?“ lachte Will.

Der Sheriff lachte lauter. Kleine, halb gekaute Krümel flogen aus seinem Mund. „Nein, das haben sie bestimmt schon alles intus. Ich meine *Monster Ameisen*. Die sind doch... Die wollen unsere Parade ruinieren!“

„Vollkommen bescheuert.“ sagte Will.

„Ja. Also die Parade geht heute Abend über die Bühne. Wenn mein Bruder aufmuckt, dann erzähl ihm die Sache mit dem Spezialteam. Ich will meine Beliebtheit in dieser Stadt nicht gefährden, indem ich den Höhepunkt des Jahres absage.“ sagte der Sheriff.

„Ja.“ sagte Will und ging wieder.

„*Monster Ameisen!*“ Der Sheriff schob sich den letzten Rest seines Frühstücks in den Mund.

Der Tag ging langsam seinem Ende entgegen. Jack und Dusty saßen auf einer alten Couch, die draußen im Sand stand, direkt vor der Autowerkstatt von Jacks Vater. Der *Ford Explorer*, den Jack sich von seinem Vater ausgeliehen hatte, hatte einige Dellen abbekommen.

„Ein schöner Sonnenuntergang.“ sagte Jack.

„Ja.“ erwiderte Dusty.

„Werden wir jetzt von diesen Wesen vernichtet? Woher kommen sie bloß?“ wollte Jack wissen, während er an seiner Kippe zog.

„Ich sage dir doch, das sind Aliens!“ sagte Dusty.

„Ach!“ Jack fuchtelte mit der Hand.

Dusty trank sein Bier leer und warf die Dose in einen rostigen Mülleimer, der neben ihm an der Wand hing. „Ich hoffe, diese Wesen greifen nicht die Stadt an. Dann wäre die Hölle auf Erden in *Shelby* zu Hause.“

„Ich muss dir zustimmen.“ sagte Jack. „Ich wünschte, ich hätte diese Ausgeburten der Hölle nie gesehen und nie von ihnen gehört.“

Jacks Vater, ein untersetzter, grauhaariger Kerl, kam um die Ecke. Er paffte eine selbstgedrehte Zigarette und war von Kopf bis Fuß mit Öl beschmiert. Dieser alte Kauz war wirklich ein Fossil.

„Ist der Wagen fertig, Dad?“ fragte Jack.

„Ja, der Wagen ist fertig...“ Da war noch etwas. „Mein Sohn, wir müssen uns mal unterhalten! Das hier hab ich hinter dem linken Scheinwerfer gefunden.“ Jacks Vater hielt einen grünen, offensichtlich organischen Gegenstand hoch, der wie ein Stück eines Ameisenbeines aussah. Nur viel größer.

„Ich hab es dir doch gesagt, Dad! Es sind riesige... Insekten, sie sehen aus wie Ameisen oder Termiten. Sie sind mindestens sechs Fuß hoch und äußerst aggressiv. Wir haben es nur mit Mühe aus dieser Hölle heraus geschafft!“

Jacks Vater starrte fassungslos auf das Stück Bein, das er in den Händen hielt. Das Wesen, das zu dem Bein gehörte, musste gigantisch sein. „Wollt ihr mich verscheißern?“

„Nein, Mister Miller, diese Wesen sind wirklich real! Die haben das Auto so zugerichtet. Fragen sie Sheriff Williams!“ sagte Dusty.

„Mittlerweile kannst du jeden hier in der Stadt fragen! Jeder hat etwas davon gehört. Ich will gar nicht wissen, was bereits für Gerüchte dabei entstanden sind!“ sagte Jack. Er sah seinen Vater ernst an. „Kommst du mit?“

„Wohin?“

„Weg von hier! Diese Wesen werden die Stadt angreifen!“ sagte Jack.

„Wer sagt das?“ fragte Jacks Vater.

„Mein Gefühl. Du hast diese... Bestien nicht gesehen!“ sagte Jack.

„Ich werde hier bleiben. Ich bin hier geboren und ich werde auch hier sterben!“ Der Alte schien den Ernst der Lage nicht zu verstehen.

„Dusty, guck mal!“ Jack sprang auf und deutete auf eine Staubwolke, die in weiter Ferne zu erkennen war.

„Scheiße. Ist es das, was ich denke?“ fragte Dusty erschrocken.

„Ich hoffe nicht.“ sagte Jack.

Jack und Dusty wussten, was eine große Staubwolke hier in der Wüste zu bedeuten hatte. Es war die Spur von irgendjemandem oder irgendetwas, das durch die Wüste zog.

„Was ist das?“ fragte Dusty.

„Ich habe keine Ahnung.“ sagte Jack.

„Wer kommt denn da auf uns zu? Es muss etwas großes sein. Sieht aus wie ein Konvoi von Trucks.“ sagte Jacks Vater. „Nichts anderes wirft so eine große, sichtbare Staubwolke auf. Aber seltsam... die Zulieferer für unsere Geschäfte waren doch schon vorgestern da.“

„Dad! Es sind die Ameisen! Sie wollen die Stadt überfallen.“ sagte Jack und stieg in den Ford.

„Wir müssen los!“ sagte Dusty.

„Wohin?“ wollte Jacks Vater wissen.

„Wir müssen uns das ansehen. Gib uns das Ameisenbein mit.“ sagte Dusty.

Der Ford brauste davon.

„Fahr da vorne auf den Berg!“ befahl Dusty.

Jack fuhr den steinigen Weg hoch, um eine bessere Sicht zu haben.

Der Wagen hielt, Jack und Dusty stiegen aus.

„Kannst du was sehen?“

„Psst!“ sagte Dusty und hielt sich den Finger vor die Lippen. „Hörst du das?“

„Was?“

„Scheiße. Ich höre es! Ganz leise!“

Jack spitze die Ohren. Und tatsächlich- Er hörte es auch ganz leise in der Ferne. Das summende Geräusch der Monster. Sie kamen tatsächlich auf die Stadt zu.

„Dusty! Wir müssen sofort nach *Shelby* und die Stadt evakuieren!“

„Ja! Fahr los!“

Kate saß mit Jim an einem Tisch eines kleinen Restaurants. Die Pommes und der Burger vor ihr auf dem Teller waren einladend, doch ihr fehlte irgendwie der Appetit.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Kate.

Jim hatte die ganze Zeit nachgedacht und hatte schließlich eine Idee.

„Wir müssen John finden.“

„Wen?“

„Den *Chief*!“ sagte Jim. „Er sagte uns gestern Abend, dass er mit seinem Volk reden wollte. Vielleicht gibt es einen Weg, diese Dämonen aufzuhalten...“

„Was? Glauben sie wirklich die Legende vom weinenden Berg? Das ist doch ein uraltes Märchen der Indianer.“ Kate sah Jim lächelnd an.

„Mensch, überlegen sie doch mal! Er hat uns gestern Abend die Legende erzählt und jedes Puzzleteil hat genau gepasst! Es ist erschreckend, wie realistisch die...“

„Es ist eine Legende! Diese Wesen sind das Ergebnis von atomarer Strahlung!“ sagte Kate energisch.

„Vielleicht schadet es nicht, uns mal gleich mal in der Kneipe nach dem *Chief* zu erkundigen.“ sagte Jim. „Meinen sie, diese Wesen greifen die Stadt an? Sie haben nördlich von *Dustville* ein paar Rinder gerissen, dann *Dustville*...“

„Sie bewegen sich genau auf uns zu. Es ist nur logisch, dass sie hierher kommen. Sie haben Hunger.“ Kate sah Jim besorgt an.

„Wenn das stimmt, müssen wir die Stadt evakuieren!“ sagte Jim.

„Heute Abend ist der jährliche Umzug!“ Kate sah erschrocken aus dem Fenster und sah bereits die Girlanden und Wimpel, die überall in der Stadt verteilt worden waren.

„Wenn diese Wesen hierher kommen, gibt es eine Katastrophe!“ sagte Jim.

„Wir brauchen Beweise, wenn wir den Sheriff überreden wollen!“

Kate sah sich unruhig um. „Wir müssen etwas unternehmen!“

„Scheiß drauf, wir gehen jetzt zum Sheriff!“ Jim sprang auf. Er hielt es keinen Moment länger aus, tatenlos rumzusitzen, während die Stadt möglicherweise in Gefahr schwebte.

Ein dreckiger *'93er Ford Pick-Up* kam hoctourig angerast und bremste scharf, als Kate und Jim gerade *Joess Diner* verlassen hatten.

„Wer ist das?“ fragte Kate erschrocken.

„Das ist der Wagen von Dick und Jennifer!“ sagte Jim.

Dick und *Chief* John Strongbow stiegen aus und rannten auf Jim und Kate zu.

„Wo ist der Sheriff?“ fragte Dick. Er war schweißgebadet.

„Was ist passiert?“ fragte Kate.

„John hier hat mich zum Reservat der Numa geführt, wo die Mitglieder des Stammes den Eingang zum weinenden Berg bewachen.“ Dick zeigte auf den alten Mann, dem die Panik im Gesicht stand, als hätte er etwas schreckliches erlebt.

„Was ist passiert? Habt ihr die Wesen gesehen?“ fragte Jim.

„Wesen? Nein, jemand hat sie alle umgebracht!“ sagte Dick mit Tränen in den Augen.

„Was? Wer hat wen getötet?“ fragte Kate verwirrt.

„Weißer Mann!“ rief Strongbow überraschend laut. „Weißer Mann ist gekommen und hat mein Volk getötet. Sie sind alle weg, jemand hat sie getötet!“

„Was ist da passiert?“ fragte Jim.

Dick sah Jim und Kate mit zitterndem Blick an. „Das ganze Dorf war leer, völlig verlassen. Alles war verwüstet und zerschossen. Wir haben Patronenhülsen und Einschusslöcher gefunden. Überall war Blut!“ Dick wischte sich über das Gesicht und sah zitternd ins Nichts. „Wir haben Reifenspuren gefunden. Es müssen sehr viele Fahrzeuge da gewesen sein.“

„Oh mein Gott!“ stammelte Kate.

„Wer hat das getan?“ fragte Jim entsetzt.

„Wir wissen es nicht.“ Dick sah Jim in die Augen. „Es war schrecklich!“

„Der weiße Mann hat es getan!“ sagte Strongbow.

„Während du weg warst, ist hier auch eine Menge passiert, ich glaube, ich hab dir einiges zu erzählen.“ Jim legte seinen Arm um Dicks Schulter, um ihn zu trösten.

„Wir müssen zum Sheriff!“ sagte Jim.

Kurz bevor John Strongbow, Jim, Dick und Kate die Eingangstür zum *Sheriffs Office* erreicht hatten, sahen sie einen weiteren Wagen, der mit Vollgas auf den Parkplatz vor der Polizeistation raste und scharf abbremste, so scharf, dass er fast das Gebäude rammte.

„Das ist der Wagen, mit dem Jack und Dusty uns gerettet haben!“ sagte Jim und ging sofort auf den Wagen zu.

Jack sprang aus dem Wagen.

„Was ist los?“ fragte Jim besorgt, als er sah, dass Jack zutiefst schockiert aussah.

„Die Wesen greifen an!“ stammelte Jack.

„Was?“

„Sie nähern sich der Stadt. Es sind Hunderte, Tausende von ihnen! Wir haben sie gehört!“ sagte Dusty.

„Wo sind sie?“

„Sie nähern sich von Norden!“ sagte Jack.

„Dann stimmt es also doch...“ murmelte Kate. „Sie suchen Nahrung.“

„Was?“ Dusty sah Kate entsetzt an.

„Wir müssen es dem Sheriff sagen!“ sagte Dick und stürmte zur Tür des Gebäudes, in dem der Sheriff sein Büro hatte. Wie in alten Zeiten war dort, neben dem Büro ein einzelne Zelle, die gelegentlich gebraucht wurde, um einen randalierenden Trunkenbold für die Nacht einzusperren, bis dieser sich wieder ausgenüchert hatte.

Das ganze Gebäude wirkte wie aus einem vergangenen Jahrhundert und Dick wurde sofort klar, dass es hier normalerweise nicht gerade all zu viel zu tun gab für einen Polizisten.

„Guten Tag, wie kann ich ihnen helfen?“ fragte der Sheriff und erhob sich von seinem Sessel.

Will beäugte die Szene skeptisch von seinem Schreibtisch aus.

„Sheriff Williams, wir müssen mit ihnen reden, es geht um die Vorkommnisse der letzten Tage!“ sagte Jim.

„Was wollen sie?“ Der Sheriff klang genervt, aber noch gefasst. Er wollte nicht gleich vor so vielen Leuten die Fassung verlieren.

Die beiden jungen Rotzlöffel von Mister Miller und den Kings, die eingebildete Ärztin Doktor Turner, der Schwarze aus *Carson City*, dieser offenbar krankhaft geltungsbedürftige Jim und dann auch noch der städtische Trinker John Strongbow. Was sollte dieser Zirkus?

„Ich habe die Leiche von Dave untersucht. Er wurde von diesen Ameisen getötet! Wir haben Bissspuren gefunden!“

„Das ist doch albern!“ sagte der Sheriff genervt. „Was wollen sie mir und sich beweisen?“

„Was?“ fragte Jim. „Was soll ich mir denn bitteschön beweisen? Da draußen lauert eine Gefahr! Wozu sie fähig ist, haben wir gesehen, selbst sie haben es gesehen. Sie haben Dave gesehen, seine verstümmelte Leiche! Diese Wesen haben das getan! Sie sind auf dem Weg nach *Shelby*! Wir müssen die Stadt sofort evakuieren!“

„Sagen sie mal, sind sie völlig bescheuert? Wenn sie nicht augenblicklich mit dieser Scheiße aufhören, lasse ich sie festnehmen!“ Der Sheriff versuchte, sich so imposant wie möglich vor Jim aufzubauen.

„Wollen sie *uns* etwas beweisen?“ fragte Jack provozierend.

„Mein Junge, ich glaube, wir kennen uns schon gut genug! Willst du wieder eine Nacht in der Zelle verbringen?“

„Sheriff, sie müssen ihnen glauben! Evakuieren sie die Stadt!“ sagte Dick.

„Ich kann mich nicht erinnern, sie um ihre Meinung gefragt zu haben.“ Der Sheriff musterte Dick. Er war aus *Carson City*, einer Großstadt, was wusste er schon?

„Darf ich sie daran erinnern, dass wir heute Abend unsere Parade haben? Wir haben monatelang geprobt und ich glaube, ich brauche sie nicht daran zu erinnern, was das alles gekostet hat!“ sagte der

Sheriff. „Wie stehe ich denn da, wenn ich das alles absage wegen...  
*Monster Ameisen*?“

„Dann wären sie mein Held!“ sagte Kate.

„Was ist hiermit?“ Dusty präsentierte das abgerissene, grünlich schimmernde und behaarte Bein einer Riesenameise. „Das ist eins ihrer Beine!“

„Mach dich nicht lächerlich, Junge, das ist ein Filmrequisit. Das ist aus Plastik.“

Will sah das Bein angeekelt an. „Sieht aber ziemlich echt aus.“

„Wer hat dich gefragt, Idiot? Ich weiß nicht, was die vorhaben, aber sie sind gut vorbereitet. Meine Nichte hat einen Katalog, da kann man sich solche Sachen bestellen!“ Er deutete verächtlich auf das Ameisenbein.

„Was soll das denn bitte heißen?“ fragte Dick überrascht.

„Sie wollen unsere Parade sabotieren!“ sagte der Sheriff.

„Und was ist mit *Dustville*? Haben wir die Stadt vielleicht auch verwüstet, um ihre Parade zu verhindern? Was soll das? Sie haben Dave selbst gesehen? Sollen wir das etwa auch gewesen sein?“ fragte Jim.

„Vielleicht sollte ich das mal untersuchen...“ sagte der Sheriff provozierend. „Hören sie auf, meine und ihre Zeit zu verschwenden. Dr. Turner benutzt sie, sie hetzt sie gegen mich auf, sie alle!“

„Das ist ja wohl der Gipfel!“ grantelte Kate.

„Halten sie die Klappe und verlassen sie das Revier, sonst lasse ich sie festnehmen!“ sagte der Sheriff. Will erhob sich und zeigte den anderen, dass er bereit wäre, seinen Revolver zu ziehen.

„Nein, danke!“ sagte Jim und verließ das Revier als erster.

„Der Sheriff hat keinen Mut, die Stadt zu evakuieren!“ sagte Kate und folgte den andere durch die Tür nach draußen.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Will, als die anderen draußen waren.

„Wie?“ Der Sheriff drehte sich zu ihm um. „Heißt das, du glaubst das, was die da reden?“

„Es ist doch merkwürdig, dass es immer mehr Leute werden, die von diesen *Monster Ameisen* sprechen!“ sagte Will.

„Ich will nichts mehr davon hören! Gleich kommt mein Bruder, um den Ablauf der Parade ein letztes Mal zu besprechen!“

„Dusty, ich muss nach Hause, meinen Vater warnen!“ sagte Jack.

„Ja, ich muss auch nach Hause. Meine Familie muss von hier weg!“ sagte Dusty.

„Wir treffen uns bei dir.“ Jack wollte zum Wagen gehen.

„Wieso, was denn?“ fragte Dusty.

„Ich habe einen Plan!“ sagte Jack.

„Was für einen Plan?“

„Erzähl ich dir nachher!“ Jack stieg in den Wagen ein und fuhr davon.

„Wo will er hin?“ fragte Jim.

„Seine Eltern warnen. Ich muss auch nach Hause, ich muss meine Familie dazu bringen, die Stadt zu verlassen.“ Dusty verabschiedete sich und ging.

„Ich habe ein ganz mieses Gefühl dabei!“ sagte Will.

„Meine Güte, wenn es dir besser geht, dann fahr die Strecke doch selber ab!“ sagte Everett Williams wütend.

„Boss, ich kann das nicht einfach auf sich beruhen lassen! Ich muss wissen, was da vor sich geht!“ Will stand auf und ging zur Tür.

„Wo willst du hin?“

„Sie sagten doch, ich soll mir die Sache selbst ansehen. Ich bin in einer halben Stunde wieder zurück. Wenn ich nichts ungewöhnliches sehe, bin ich ihrer Meinung und ich stelle mich ihnen nicht weiter in den Weg.“ Will nahm sich den Wagenschlüssel und ging nach draußen.

Jim, Dick, Kate und Strongbow standen vor dem Polizeirevier, als Will herauskam.

„Was machen wir jetzt? Wir können doch nicht tatenlos zusehen, wie die Stadt überrannt wird.“ sagte Kate, als sie sah, wie Will zum Polizeiwagen ging.

„Wo wollen sie hin?“ fragte Jim.

„Ich fahre nach *Dustville* und seh mich mal um.“ Will öffnete die Tür.

„Das ist zu gefährlich.“ hörte Jim sich sagen. „Ich komme mit!“ Was hatte er da gerade gesagt?

„Das ist zu gefährlich!“ wiederholte Kate in Jims Richtung.

„Was wir brauchen, ist Gewissheit. Wir fahren in Richtung Norden, so wie Jack und Dusty es gesagt haben. Wenn wir irgendwas sehen,

kommen wir sofort zurück!“ sagte Jim. Er merkte, dass Kate sich um ihn sorgte und das schmeichelte ihm.

„Ich habe einen Revolver dabei.“ sagte Will beiläufig, während er an der geöffneten Wagentür wartete. Es war ihm Recht, Jim mitzunehmen, so konnte er seine Seite der Geschichte hören, ohne die störenden, abfälligen Kommentare des Sheriffs ertragen zu müssen.

Jim und Kate sahen nicht beeindruckt aus.

„Und ein Repetiergewehr, Kaliber zwölf.“ Will deutete auf den Rücksitz, wo ein Schrotgewehr lag.

„Machen sie sich keine Sorgen!“ sagte Jim und stieg in den Polizeiwagen ein.

Dick und Kate sahen dem Polizeiwagen nach, bis er in der Staubwolke verschwunden war.

„Der Hilfssheriff scheint uns zu glauben.“ sagte Dick.

„Ja, aber er hat nichts zu melden. Everett ist schon seit Jahren der Sheriff in dieser Stadt. Und sie wissen ja, wer Macht hat, gibt sie ungern wieder ab.“

„Da ist was dran... Wo wollen sie hin?“ fragte Dick.

„Ich muss ins Krankenhaus zurück.“

„Dann fahre ich sie, ich möchte nämlich nach Jennifer sehen.“ Dick sah den alten Strongbow an, mit dem er erst vor wenigen Stunden schreckliches erlebt hatte. „Wo kann ich sie hinbringen?“

„Ich geh rüber in den Saloon. Passt auf euch auf!“ Strongbow lächelte sanft und ging.

„Ist ihnen klar, dass wir möglicherweise in Gefahr sind?“

Strongbow lächelte. „Die Geister werden mich beschützen.“ Er selbst wusste, was er zu tun hatte. Würde er den Angriff der Dämonen überstehen, würde er mit seinem Plan fortfahren...

Dick sah dem alten Mann traurig nach, als dieser ging.

„Traurig.“ sagte Kate, als wüsste sie genau, was Dick gerade dachte.

Dick fuhr herum und sah Kate durch seine staubige Sonnenbrille an.

„Er hat offenbar seinen letzten Lebensmut vollkommen verloren, nachdem er gesehen hat, was seinem Volk zugestoßen ist.“

„Was genau ist überhaupt passiert? Haben die Wesen sie getötet?“ fragte Kate.

„Das sah nicht so aus. Sah eher nach einer Exekution aus. Überall Blut und Einschusslöcher.“ Dick erinnerte sich mit Schrecken an das verlassene und verwüstete Dorf am Fuße des *Crying Mountain*.

„Sehr merkwürdig.“ Kate stieg in Dicks Wagen ein und schlug die schwere Tür zu. Als sie bemerkte, wem der Wagen gehörte, erinnerte sie sich mit Schrecken an ihre beruflichen Pflichten, die sie aufgrund der Vorkommnisse fast völlig außer Acht gelassen hatte. „Wir müssen nach Jennifer sehen. Und... oh Shit!“ Sie erinnerte sich an ihre kleine Assistentin, die vermutlich immer noch neben den grauenhaft zugerichteten Überresten des jungen Polizisten im gekühlten Leichenkeller, völlig steifgefroren stand und auf Kate wartete.

Als Kate und Dick dort ankamen, erwartete sie die junge, blonde Mary, Kates Assistentin, die in ihrer Abwesenheit die Leiche des Polizisten untersucht und viele Notizen dabei gemacht hatte, bereits. Sie sah noch recht gesund und gutgelaunt aus. Sie erzählte, dass Jennifer noch schlief.

Der Polizeiwagen kam vor dem Revier zum Stillstand.

Jim und Will stiegen aus.

„Ich hab es ihnen gesagt, da ist nichts!“ sagte Will.

Jim war zutiefst enttäuscht, denn als er und Will auf der Suche nach den Monstern gewesen waren, hatten sie nicht das kleinste Anzeichen von Monstern entdecken können. Anfangs war Will ihm noch wohlgesonnen gewesen, doch diese Einstellung hatte sich zum Ende der Fahrt immer weiter verschlechtert.

„Na gut.“ sagte Jim tonlos. „Vielen Dank für die Rundfahrt.“

Will konnte nicht einordnen, ob das sarkastisch oder ernst gemeint war und so lächelte er nur freundlich und ging zurück ins Revier, wo der Sheriff und der Bürgermeister bereits redeten.

Will wusste, dass das, was er zu berichten hatte, gut für den Standpunkt des Sheriffs war, die Parade stattfinden zu lassen. Es hatte kurzfristig einen kleinen Disput mit dem Bürgermeister gegeben, als dieser die Meldungen über die Zerstörung von *Dustville*, dem Verschwinden der Einwohner und dem Tod eines jungen Polizisten gehört hatte und äußerst besorgt war über das, was die Leute auf der Straße redeten. Sie redeten angeblich davon, dass eine dunkle Macht die Stadt angreifen werde. Viele glaubten an die alte, indianische Legende vom weinenden Berg und andere redeten von Außerirdischen, die ihre verstorbenen Vorfahren aus *Area51* abholen wollten.

„...und seitdem ist mir George dicht auf den Versen. Er hat es schon bis zum Stadtrat gebracht, bei der nächsten Wahl wird er um das Amt des Bürgermeisters kandidieren!“ Der Bürgermeister fächerte sich Luft zu.

„Was ist passiert?“ fragte der Sheriff, als er sah, dass Will zurück war.

Der Bürgermeister sah Will prüfend an. Er war mindestens genau so dick wie der Sheriff und hatte genauso wenig Haare. Sie sahen nicht nur aus wie Brüder, sie waren es auch. Diese Tatsache erlaubte ihnen so gut wie alles. Sie scheffelten sich gegenseitig Geld zu und stritten sich energisch um Paragraphen, wie Fremde in einem gleichen Amt es sich niemals getraut hätten. Das wiederum brachte ihnen Sympathien ein, egal wie korrupt oder verkorkst sie waren.

„Alles in Ordnung. Keine *Monster Ameisen*.“ Will legte den Autoschlüssel zurück auf den Tisch.

„Alles okay mit dir?“ fragte der Sheriff.

„Ja, alles in Ordnung! Keine Monster, nicht mal eine Staubwolke.“ Der Sheriff grinste breit. „Da hat dieser miese Wichser ganz schön blöde geguckt, was?“

Will lächelte. „Ja, schon ziemlich. Aber er wollte unbedingt mit.“

„Der hat wahrscheinlich den Verstand verloren.“ Er wandte sich seinem Bruder, dem Bürgermeister, zu. „Und nun planen wir unsere Parade weiter!“

„Unter diesen Umständen habe ich keine Einwände!“ sagte Carl, der Bürgermeister und grinste mindestens genau so breit wie sein Bruder.

Das Krankenhaus war sehr klein und war trotzdem noch nie überfüllt gewesen. Kate war die Leiterin und Oberärztin. Ihr halfen ihre Assistentin, ein weiterer Arzt, eine Buchhalterin und zwei Pfleger, die den Rettungswagen fuhren, was sie allerdings selten tun mussten, weil es nur selten Notrufe gab. Die meisten Unfälle waren Arbeits- und Haushaltsunfälle oder Schlangenbisse.

Kate hatte alle Angestellten in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt. Nun saßen sie, Dick und Jim im ersten Stock des Krankenhauses und wachten über Jennifer, die kurz davor war, das Bewusstsein wiederzuerlangen.

Jim und Dick hatten Maverick besucht, einen alten, pensionierten Biologieprofessor, der in seiner Freizeit an Ameisen und Insekten

forschte, und ihm das Insektenbein gezeigt. Der alte Kauz hatte daraufhin heftig reagiert und war in einen Zustand der Erregung verfallen. Trotz intensiver Untersuchungen konnte der Forscher keine brauchbaren Hinweise über die Herkunft der Wesen geben. Jedoch konnte er die Echtheit des Beins nachweisen. Jim und Dick hatten es ihm zu Forschungszwecken überlassen. Danach hatten sie sich Gewehre besorgt...

Die Stimmung war gedrückt und niemand war in der Lage, etwas zu sagen. Sie alle wussten, dass etwas im Begriff war, die Stadt anzugreifen. Während sich auf der Straße die erste Menschen versammelten, um die Parade zu sehen, die bald starten würde, bereiteten sich die drei darauf vor, eventuell dem Tod ins Auge blicken zu müssen.

„Was können wir tun, um die Stadt zu schützen?“ fragte Kate nervös.

„Wir könnten telefonieren. Rufen wir alle Leute an, die dabei waren, als wir nach *Dustville* gefahren sind und Dave getötet wurde!“ sagte Jim. Er erinnerte sich an mindestens zehn Personen aus *Shelby*, die dabei gewesen waren.

„Was wollt ihr ihnen sagen?“ fragte Dick, der an Jennifers Bett saß.

„Dass sie die Stadt verlassen sollen.“ Kate griff nach dem Telefon.

„Oder sich bewaffnen!“ fügte Dick hinzu.

„Das ist eine gute Idee.“ sagte Dick.

„Die meisten Nummern kenne ich auswendig.“ Ernüchtert tippte sie die erstbeste Nummer ein.

Eine halbe Stunde lang telefonierte Jim und Kate mit ihren Bekannten, den Bewohnern von *Shelby*. Sie fragten sie, ob sie sich an die Vorkommnisse in *Dustville* erinnerten und rieten ihnen dann, schnellstens die Stadt zu verlassen, weil eine Gefahr im Begriff war, die Stadt anzugreifen.

Das Telefon klingelte und Dick ging an einem dritten Apparat ran und nahm das Gespräch entgegen. „Krankenhaus *Shelby*...“

„Wer spricht da?“ fragte der Sheriff erbost.

„Dick...“

„Was soll diese Scheiße? Wo ist Dr. Turner?“

„Die telefoniert gerade...“ sagte Dick und sah sich um.

„Wissen sie was, die Leute rufen mich völlig panisch an und fragen mich, was an den Gerüchten dran ist, von denen Kate und Jim ihnen

erzählt haben. Sie wollen wissen, ob sie die Stadt verlassen sollen. Wenn ich nicht damit beschäftigt wäre, die Parade zu organisieren, würde ich sie alle sofort für die Nacht in die Zelle verfrachten. Hören sie sofort damit auf, unnötig Panik bei der Bevölkerung auszulösen! Wenn sie nicht augenblicklich diese Anrufe einstellen, werde ich sie... lasse ich sie festnehmen.“

„Ich werde es ihnen ausrichten.“ Frustriert legte Dick den Hörer zurück auf die Gabel.

„Leute, wir müssen sofort damit aufhören!“ rief er in den Raum. Kate sprach gerade mit Misses King, der Mutter von Dusty.

„Dusty hat uns gewarnt, dass riesige Monster kommen und uns fressen werden, wir sollten die Stadt verlassen, hat er gesagt!“ sagte Dustys Mutter.

„Werden sie das tun?“ fragte Kate.

„Fred und ich diskutieren gerade noch darüber, aber ich glaube, wir fahren nach *Hearts* zu meiner Schwester. So aufgeregt hab ich den Jungen noch nie gesehen, wissen sie?“ Dustys Mutter klang besorgt.

„Wo ist er?“ fragte Kate. Sie musste zugeben, dass sie Dustys Hilfe im Kampf gegen diese Monster gut gebrauchen konnte. Der dürre, blasse Streber entwickelte die Qualitäten eines wahren Helden. Auch dieser Jack war sehr mutig gewesen. Er war zwar fast genau wie sein Vater, doch er war ein feiner Kerl.

„Wir dachten, sie wären bei ihnen! Dusty kam hier an und zeigte uns Geräusche, die er aufgenommen hatte, dann sagte er uns, dass wir die Stadt verlassen sollen und dann ist er mit seinem Bruder Mike losgefahren. Sie haben den Kastenwagen genommen und sind weggefahren, sie haben nicht gesagt, wohin, aber sie wollten das Problem beseitigen.“ sagte Misses King.

„Was bedeutet das?“ fragte Kate.

„Ich weiß es nicht. Bitte sagen sie mir Bescheid, wenn er sich bei ihnen meldet!“

„Ja mache ich, aber bereiten sie alles für ihre Flucht vor!“ Kate beendete das Gespräch und starrte erschüttert einige Sekunden ins Nichts, bis sie Dicks Worte hörte.

„Habt ihr gehört? Ihr sollt sofort die Anrufe einstellen, sonst nimmt der Sheriff euch fest!“ sagte Dick erneut.

Jim sah ihn kurz an. „Was?“

„Er hat angerufen und gesagt, dass die Leute sein Telefon zum Glühen bringen...“ sagte Dick.

„Offenbar wollen die Leute sich noch ein letztes Mal absichern.“ In Jim kochte der Zorn hoch.

„Ich hab gerade mit den Eltern von Dusty gesprochen, sie sagen, dass ihre beiden Söhne weg sind.“ stammelte Kate.

„Jacks Vater sagt das gleiche über seinen Sohn. Er hat sich einen Kastenwagen geschnappt und ist weggefahren!“ sagte Jim.

„Was haben die Jungs vor?“ fragte Dick. Es war allen klar, dass sie etwas vorhatten. Oder waren sie geflüchtet?

„Auf jeden Fall müsst ihr die Anrufe einstellen, sonst nimmt er uns fest!“ sagte Dick und deutete in die Richtung, in die in etwa das Polizeirevier lag.

„Was soll’s, wir haben sowieso schon alle Leute erreicht.“ sagte Kate. „Aber es war offenbar erfolglos, wenn sie alle den Sheriff angerufen haben, denn der hat allen vermutlich seine Version der Geschichte erzählt.“

„Verdammte Scheiße!“ schrie Jim und schleuderte das Telefon in die Ecke.

„Nicht so laut!“ sagte eine zerbrechliche Stimme.

„Jennifer?“ Dick rannte zu dem Bett, in dem seine Kollegin lag. Kate und Jim folgten ihm.

Jennifer hatte die Augen auf und sah sich verwirrt um. „Wo bin ich?“

Dick nahm Jennifers Hand. „Alles ist in Ordnung, du bist in Sicherheit!“

„Dick? Was ist passiert? Wer sind sie?“

„Ich bin Jim Ronson.“

„Und ich bin Dr. Kate Turner, ich habe sie mitgenommen und in dieses Bett verfrachtet. Sie hatten einen schweren Schock!“ sagte Kate und lächelte ihre Patientin an. „Jetzt ist alles in Ordnung!“

Jennifer sah sich verwirrt um. „Ich habe ein riesiges Wesen gesehen, es hat...“ Sie brach in Tränen aus und drohte, in sich zusammenzufallen, doch Dick legte seine starken Arme um sie und hielt sie sanft fest.

„Du bist in Sicherheit!“

„Dieses Wesen, ich habe es genau gesehen!“

„Jennifer, wir müssen dir etwas sehr wichtiges erzählen und es ist wichtig, dass du aufmerksam zuhörst!“ begann Dick. „Erzählen sie es ihr!“ sagte er und sah Jim und Kate an.

„Also gut...“ begann Jim.

Die Sonne ging langsam hinter den Bergen unter und färbte den Abendhimmel blutrot.

Jim stand mit einem Feldstecher auf dem Dach des Krankenhauses. Die Musik der Parade lag in der Luft. Auf der Hauptstraße standen bunte Zelte mit Girlanden und Fahnen, auf denen das Stadtwappen gestickt war. Die Menschen standen am Straßenrand und bestaunten die Parade, die aus zahlreichen Schulkindern und Jugendlichen bestand, die in glitzernden, teilweise sehr aufwändig in Handarbeit hergestellten Kostümen und Kleidern die Straße entlang tanzten. Die Wagen, die im Schrittempo hinter den Tanzgruppen fuhren, waren mit Lautsprecherboxen und tanzenden Menschen beladen. Es waren sechs Gruppen und vier Fahrzeuge, die mittlerweile ihre zehnte und letzte Runde durch die Hauptstadt drehten und eine ausgelassene Stimmung unter die Leute brachten, die zuvor von beängstigenden Gerüchten in eine starre Angst versetzt worden war.

Trotz der guten Laune und der ausgelassenen Stimmung waren es so wenig Besucher wie noch nie zuvor, gerade einmal die Hälfte der erwarteten Besucher war gekommen. Die Angst vor etwas bösem, das die Stadt bedrohte, hatte offenbar die Einwohner der Stadt und die Handvoll Touristen dazu veranlasst, die Stadt zu verlassen.

Während Jim darüber nachdachte, dass die Telefonanrufe anscheinend doch nicht sinnlos gewesen waren, bemerkte er, dass die Parade bald ihrem Ende zuging und die ganze Masse zu einem großen Volksfest wurde. Die Bierstände wurden belagert und überall standen Menschen, die sich unterhielten, tranken oder zu der Musik tanzten.

„Wie sieht es aus?“ fragte Kate, nachdem sie durch die Tür auf das Flachdach gekommen war.

„Sieht ziemlich gut aus. Keine Monster zu sehen.“

„Was, wenn wir uns geirrt haben?“ fragte Kate ängstlich.

„Wieso geirrt? Sie haben diese Wesen doch auch gesehen, oder etwa nicht?“

„Doch... Aber was, wenn wir falsch lagen und sie die Stadt nicht angreifen?“ fragte Kate.

„Dann habe ich mich geirrt. Ich hoffe, dass ich mich irre...“ Jim sah durch das Fernglas auf das bunte Treiben auf der Straße.

„Dann wird der Sheriff uns einbuchten, schließlich ist die Parade verhältnismäßig schlecht besucht. Das wird er auf unsere Telefonlawine schieben.“

„Kate, die Menschen hier sind doch nicht dumm! Hier lag weitaus mehr in der Luft als unsere kleine Telefongeschichte. Die Leute reden, Geschichten werden lebendiger, je öfter sie erzählt werden. Und diese Geschichte ist in der Urform schon schrecklich genug.“

„Da haben sie Recht! Was machen wir jetzt?“ fragte Kate.

„Wir warten ab. Dass die Jungs immer noch nicht zurück sind, beunruhigt mich!“ sagte Jim.

„Wo sind die bloß hin?“ fragte Kate.

„Abgehauen sind sie jedenfalls nicht. Nicht alle drei. Dusty würde ich es zutrauen, aber sein Bruder ist aus einem anderen Holz geschnitzt. Jack sowieso. Die würden nicht einfach türmen.“

„Sondern?“

„Ich weiß es nicht. Die haben irgendwas vor...“

Dick, Kate und Jim hatten Jennifer sehr behutsam die Geschehnisse der letzten Stunden erzählt und sie hatte erstaunlich gefasst reagiert. Nun saß Dick an Jennifers Bett und sah sie traurig an. „Ich hätte nie gedacht, dass ich mal in so eine Geschichte reingeraten würde.“ Er hatte Jennifer alles erzählt, was sich zugetragen hatte. Der tote Polizist, die zerstörten Häuser, die gruseligen Geräusche, der Angriff der Monster auf Jim und Kate und die indianischen Legenden und alle anderen plumpen Versuche, das unvorstellbare logisch zu erklären.

„Verdammt, wo sind die Bengel?“ fragte Jim und stierte auf die Straße. Sein Fernglas suchte die ganze Straße ab, auf der mittlerweile einige Menschen versammelt waren und unter bunten Lampen und Laternen ausgelassen feierten und tranken. Jims Blick verharrte einen Moment auf dem Sheriff, der neben seinem Polizeiwagen stand und stolz die Feier beobachtete. Will war auch irgendwo in der Nähe.

Dann brach ein Kreischen von zahllosen Menschen durch die ausgelassene Stimmung.

Jim riss das Fernglas zu der Stelle, von der die Schreie gekommen waren. Die meisten Besucher fuhren herum und versuchten etwas zu

erkennen, denn die Schreie wurden immer lauter und auch zahlreicher.

Jim fühlte, wie sein Herz einen Schlag aussetzte, als er sah, was sich da neben dem Marktplatz tat. Er nahm das Fernglas runter und sah völlig schockiert über die brusthohe Dachkante auf die Straße.

Neben dem Marktplatz hatten sich ungefähr zehn der Wesen aus dem Boden gegraben. Das bedrohliche Summen war so laut, dass es sogar die Musik übertönte.

Die Ameisen wirkten auf Jim noch etwas größer als beim letzten Mal und ihre scharfen Kiefer zuckten, als eine nach der andern aus einem trichterförmigen Erdhügel gekrochen kam. Die grünlich schimmernden Körper der Wesen waren voller Dreck und Erde, offenbar hatten sie sich unterirdisch in die Stadtmitte gegraben und waren wie aus dem Nichts aufgestiegen, um Nahrung zu sammeln. Die Menschen verfielen in Panik und rannten schreiend und kopflos durcheinander, was es den Ameisen noch leichter machte, sich ihre Opfer zu schnappen.

„Scheiße!“ schrie Kate, als sie sah, wie die riesigen Kiefer ein Opfer nach dem anderen packten.

„Die Ameisen sind da!“ Jim rannte wieder in das Krankenhaus, um sich zu bewaffnen.

Er und Kate stürmten in das Krankzimmer, wo Dick Jennifer bewachte.

„Sie sind da!“ keuchte Jim. „Wir müssen sie aufhalten!“

Dick zitterte am ganzen Körper, als er aus dem Fenster sah und tatsächlich diese Viecher sah. Er sah sie zum ersten Mal mit seinen eignen Augen und der Anblick hätte ihn fast zu Boden geworfen.

„Oh mein Gott!“ stammelte Dick und starrte aus dem Fenster. Er sah, wie die Monster durch die Menge tobten und die panisch flüchtenden Menschen angriffen.

„Hier!“ sagte Jim und gab Dick ein Gewehr. „Sie warten hier und bewachen Jennifer!“ sagte Jim zu Kate und bevor diese Wiederworte von sich geben konnte, hatte er sich schon umgedreht, sein Schrotgewehr geschultert und mit Dick hastig das Zimmer verlassen.

Dick war mit Jim in seinem Wagen bis zum Stadtzentrum gefahren, wo die Monster wüteten. Mittlerweile brannten viele der Stände und die Girlanden waren zerrissen.

Die Monster schnappten sich die Menschen und rammten ihnen ihre Giftzähne in den Rücken. Einer nach dem anderen wurde eingesammelt.

Jim sah mindestens sechs der Wesen auf der Hauptstraße.

Ihre Fühler zuckten und ihre Facettenaugen erfassten die Opfer, bevor die scharfen Krallen und Giftzähne zum Einsatz kamen.

Die Menschenmasse hatte sich in ein panisches Rudel verwandelt und machte es schwer für Jim und Dick, zum Sheriff zu kommen, der gerade neben seinem Wagen stand und mit seinem Schrotgewehr auf die Wesen feuerte.

Das Summen der Wesen erfüllt den dunklen Himmel, an dem die Sonne schon fast untergegangen war und die fahle Beleuchtung der Laternen hüllte sie zusätzlich in ein gespenstisches Licht.

„Was machen sie denn hier?“ brüllte der Sheriff und verpasste einem der angreifenden Wesen eine Ladung Schrot, direkt ins Gesicht. Die Kugeln trafen das Tier und rissen ihm den halben Kopf weg.

Schlagartig ertönte dieses schrille, metallische Summen, welches das überfahrene Tier ebenfalls ausgestoßen hatte, bevor es gestorben war.

Schlagartig wichen die beiden nachfolgenden Wesen zurück und widmeten sich anderer Beute.

„Ich hatte Recht!“ brüllte Jim den Sheriff an.

„Sie reagieren auf das Geräusch...“ stammelte Dick.

„Was?“ fragte Jim.

„Sie sind extra hierher gekommen, um mir zu sagen, dass sie Recht hatten? Na dann herzlichen Glückwunsch, ich hoffe, sie freuen sich!“ Der Sheriff feuerte erneut eine Ladung ab.

„Nein!“ brüllte Jim, um das Summen der Monster zu übertönen.

Dick feuerte drei Schüsse auf ein weiteres Wesen ab, das sich von hinten genähert hatte. Während es starb, gab es ebenfalls dieses merkwürdige Geräusch von sich.

„Scheiße!“ schrie Jim und sah, wie Dick eines der Monster mit seiner *Winchester* erledigte. „Danke, Mann!“

„Keine Ursache!“ Dick lächelte gequält, doch ließ seinen Blick von dem sterbenden, zuckenden Monster vor sich. Das Geräusch, dass es ausstieß, hielt die anderen Tiere offenbar ab.

„Sie müssen die Leute warnen!“ rief Jim.

„Wie?“ fragte der Sheriff. „Die Telefonleitungen sind zusammengebrochen, die Monster haben sie umgeworfen! Kein Telefon in der Stadt geht mehr!“

„Wie ist es mit Handy?“ fragte Dick.

„Vergessen sie es! In dieser Stadt hat niemand ein Handy, weil es im gesamten Tal keinen Empfang gibt.“

„Über ihre Lautsprecher! Fahren sie durch die Straßen und warnen sie die Leute, sie sollen augenblicklich die Stadt verlassen!“ sagte Jim und deutete auf das Dach des Polizeiwagens.

Der Sheriff sah Jim einen Moment an und Jim erkannte die Schuld, die er sich eingestand. „Ja, das werde ich tun!“ Wortlos stieg er ein und schaltete die Sirene ein.

Der Sheriff war ein anderer Mann. Er hatte versucht, seinen Bruder Carl vor den Bestien zu retten, doch er war völlig machtlos gewesen und hatte mit ansehen müssen, wie diese Wesen seinen Bruder, den Bürgermeister, in Stücke gerissen und aufgefressen hatten.

„Zurück zum Wagen! Es sind zu viele!“ rief Dick.

Jim fuhr herum und sah mindestens acht Wesen, die sich von hinten näherten. Das Geräusch des sterbenden Tieres war fast erloschen und sobald es verstummen würde, würden diese Viecher sich auf sie stürzen.

„Das schaffen wir nicht!“ murmelte Jim und zielte auf die Monster. Er würde eines, vielleicht zwei von ihnen erwischen können, doch dann würden ihn weitere drei bereits in Stücke gerissen haben.

Dick drehte sich um. „Scheiße. Der Rückweg ist auch versperrt.“

Drei Wesen kamen von der anderen Seite der Straße, während ihre Artgenossen im Hintergrund Nahrung sammelten.

Im Hintergrund rannten bewaffnete Einwohner der Stadt durch die Reihen der Monster und schossen mit ihren hastig aus dem Schuppen gekramten Gewehren auf sie. Alle waffenfähigen Überlebenden kämpften gegen die Wesen, doch sie hatten kaum eine Chance gegen diese gierige Flut der tödlichen Klauen und Kiefer. Voller Schrecken sah Jim, wie die Wesen die Menschen mit ihren Giftzähnen lähmten und dann auf dem Marktplatz zu einem blutigen Haufen stapelten. Einige von ihnen waren genau so zerrissen wie Daves Leiche, andere lebten offenbar noch und waren unter zahllosen Leichen und Leichenteilen begraben.

Gierig griffen die Wesen die Menschen und stapelten sie. Drei der Wesen waren jedoch so gierig, dass sie bereits begannen, ihre Opfer

auszusaugen. Andere Wesen gerieten dazwischen und zwischen den Monstern entbrannten kleine Kämpfe um die Nahrung.

„Wir werden hier sterben!“ sagte Jim traurig. „War nett, dich kennengelernt zu haben!“

„Danke gleichfalls!“

Bevor etwas passieren konnte, ertönte ein lauter, hochtouriger Motor und Reifen quietschten. Ein schwerer Wagen kam hupend zum Stillstand, dann gab es eine ohrenbetäubende, heftige Explosion.

Jim kam hoch und sah auf die Straße.

Ein Kastenwagen stand quer auf der Straße und drei junge Männer trieben die Wesen mit schweren Feuerwerkskörpern in ihr Loch zurück. Sie bewarfen die Monster mit den brennenden Paketen, die in farnefrohen und lautstarken Explosionen aufgingen und die Wesen schlagartig zur Flucht veranlassten. Drei Wesen starben durch die Explosionen, die anderen flüchteten in das Loch zurück. Jack ballerte mit einer Automatikpistole auf die flüchtenden Wesen und warf dem letzten Monster noch eine Ladung hinterher, dann schmiss er sich zu Boden und eine Detonation ertönte aus den Tiefen des Lochs, das die Monster gegraben hatten. Eine Druckwelle beförderte die abgerissene Gliedmaßen einiger Tiere, einen festen grünen Schleim und eine riesige Staubwolke nach oben.

Das Geräusch der sterbenden Tiere lag wie ein metallisches Peitschen in der Luft, nachdem sich das Grollen der Explosionen gelegt hatte und wurde in seiner Intensität nur noch durch das Aroma von Schwarzpulver, das in der Luft lag, übertroffen.

Dick erkannte, dass Dusty durch das Labyrinth aus brennenden Trümmern, Leichen und Kadavern der Wesen stapfte und mit seinem Aufnahmegerät herumhantierte. Offenbar nahm er das Geräusch der sterbenden Monster auf.

Jack und Mike, der Bruder von Dusty, kamen zu Jim, während Dick zu Dusty ging.

„Ich glaub es einfach nicht...“ sagte Mike, ein kleiner, dicker Kerl mit Vollbart und Brille, der seine roten Locken unter einem Baseballcap verbarg, als er die toten Wesen auf der Straße liegen sah.

„Ich hab dir doch gesagt, dass wir dich nicht verscheißern!“ sagte Jack zu Mike.

„Danke, dass ihr uns gerettet habt!“ sagte Jim erleichtert.

„Kein Problem! Wir sind leider spät dran, aber wir mussten noch mal zur Sprengstofffabrik!“ Jack deutete auf die Ladefläche des Wagens. „Mike hier hat uns reingelassen und wir haben uns ein bisschen was mitgenommen, um die Monster zu stoppen.“

„Das kostet mich den Job!“ stöhnte Mike, als er daran dachte, wie Jack und Dusty ihn überredet hatten, mit seiner Chipkarte in die Sprengstofffabrik einzudringen und Sprengstoff zu klauen.

„Scheiß drauf, du wirst einen scheiß Orden kriegen, Mann!“ sagte Jack und sah sich um. „Verdammt, das ist ja alles total im Arsch!“ Die ganze Innenstadt war verwüstet und sah fast so aus wie die Ruinen von *Dustville*.

„Wo ist der Sheriff?“ fragte Jack.

„Der fährt durch die Stadt und warnt die verbliebenen Bewohner, sie müssen die Stadt verlassen.“

„Hat er es also eingesehen...“ Jack lächelte. „Wir haben es geschafft, oder?“

„Du hattest Recht!“ sagte Dick.

„Womit?“ fragte Dusty.

„Mit diesem Geräusch! Immer wenn sie starben, haben sie es gemacht und die anderen sind zurückgewichen.“

„Damit könnten wir sie aufhalten, wenn sie das nächste Mal angreifen.“ Dusty deutete auf sein Aufnahmegerät.

„Was? Die kommen wieder?“

„Was soll das heißen?“ fragte Jack

„Weißt du nicht mehr, wie viele von ihnen in der Wüste waren? Das hier waren nur die Späher, die gucken sollten, ob es hier leichte Beute gibt. Anlässlich unserer heftigen Gegenwehr werden sie höchst aggressiv angreifen, vermute ich...“ Dusty sah auf den Berg aus Körpern, den die Monster aus Toten und Verwundeten gestapelt hatten. Freiwillige Helfer und Überlebende begannen damit, die Körper zu bergen und die Verletzten abzutransportieren.

„Wir sollten erst mal da drüben helfen, wir könnten ein paar Leute ins Krankenhaus mitnehmen!“ sagte Jim.

„Diese Wesen werden zurückkehren!“ sagte Dusty.

„Wir müssen erst mal die Leute in Sicherheit bringen. Im Krankenhaus sind wir am sichersten. Es ist das massivste Gebäude der Stadt!“ sagte Jim. „Stahlbeton und ein Kellerfundament!“

„Aber nicht für immer! Die kommen irgendwann rein, die finden schon einen Weg!“ sagte Dusty.

„Los jetzt!“ sagte Jim und ging zu den Verletzten. „Fahr deinen Wagen vor, Dick! Wir nehmen welche mit!“

Ungefähr vierzig Menschen und dreißig teilweise schwer Verletzte waren noch übrig, alle anderen Bewohner hatten *Shelby* verlassen. Seit dem Angriff der Monster war mehr als eine Stunde vergangen. Die meisten Bewohner und Überlebenden hatten es geschafft, zu fliehen. Alle Autos der Stadt waren gleichzeitig losgefahren und die hastige Flucht hatte kurzfristig zu einem Stau geführt.

Dusty und Mike hatten ihre Eltern überreden können, die Stadt zu verlassen, doch Jacks Vater war geblieben, zusammen mit knapp vierzig anderen Einwohnern, die ihre Stadt nicht kampflös an die Monster abgeben wollten.

Bei dem Angriff waren schätzungsweise fünfzig Menschen getötet und zahlreiche Häuser zerstört worden. Im Krankenhaus lagen ungefähr dreißig Verletzte.

Kate und ihr Personal hatten alle Hände voll zu tun und waren froh, dass ihnen viele freiwillige Helfer zur Hand gingen.

Die zentrale Frage, die sich jeder stellte, woher diese Monster gekommen waren, was sie waren, konnte niemand beantworten und rieb die Nerven der Überlebenden zusätzlich auf.

„George, was machen wir jetzt? Der Bürgermeister ist tot!“ sagte jemand vor der Tür.

„Ich bin nur der Stadtrat!“ sagte George.

„Jetzt bist du der Bürgermeister!“

„Was machen wir jetzt?“ fragte Jim den Stadtrat, der zusammen mit den bewaffneten Männern vor dem Krankenhaus stand.

„Wir warten auf den Everett, der macht eine Kontrollfahrt. Ich hoffe, diese Viecher kommen nicht mehr zurück.“

„Wo kamen diese Monster her?“ fragte jemand.

Wirres Gemurmel brach aus. Jeder hatte seine eigene Theorie.

„Was denkst du?“ fragte Jim einen alten Mann, der abseits der Gruppe stand.

„Ich kann es mir beim besten Willen nicht erklären. Es sind Ameisen, aber diese Größe...“ Der Alte, der bei allen nur als Maverick bekannt war, war überfordert, obwohl jeder in der Stadt wusste, dass er in seiner Freizeit an Ameisen, Käfern und anderem Getier forschte, doch für diese riesigen Ameisen hatte selbst er keine Erklärung. „Vielleicht eine Mutation.“

„Kennt ihr die Legende der Indianer vom *Crying Mountain*?“ fragte eine Frau.

Wieder brach Gemurmel aus. Jeder kannte die Legende der Dämonen aus dem Berg, die wie ein Fluch, den die Indianer ausgesprochen hatten, auf dem weißen Mann lag.

„Ein fehlgeschlagenes Experiment der Regierung!“ rief einer.

„Außerirdische!“ rief ein anderer.

Nun redeten alle wirr durcheinander.

„Ruhe bitte!“ rief Jim. „Die werden zurückschlagen. Und wir müssen uns etwas ausdenken, denn dieses Krankenhaus wird uns auf Dauer nicht vor ihnen beschützen!“ sagte er eindringlich.

Die Männer begannen, zu diskutieren.

Nach einer Weile kamen Dick und Dusty hinzu, die zuvor bei den Verletzten geholfen hatten.

„Wir müssen Hilfe rufen!“ sagte Will.

„Geht nicht, alle Telefonleitungen sind tot.“ sagte George.

„Wir müssen sie in die Sprengstofffabrik locken, dann können wir sie hochjagen!“ sagte der alte Haudegen Maverick.

„Das ist eine radikale Idee!“ sagte George.

„Ich finde die Idee gut.“ sagte Jim. „Wir haben sonst keine andere Möglichkeit. In der ganzen Stadt gibt es nicht genau Feuerkraft, um dieser Invasion Herr zu werden. Andernfalls müssen wir evakuieren!“

„Das geht nicht, das Krankenhaus ist voll ausgelastet, die meisten Patienten sind nicht ohne weiteres transportfähig!“ sagte Dick.

„Ihr habt etwas entscheidendes vergessen. Wie kriegen wir diese Monster zur Sprengstofffabrik? Es sind vier Meilen bis dahin. Wie sollen wir das anstellen?“ fragte Jim.

„Wir müssen sie locken. Was fressen sie?“ fragte Will.

„Ich denke mal, Menschen!“ sagte Maverick.

„Wir könnten uns als Köder benutzen und sie in die Sprengstofffabrik locken!“ sagte Will.

„Blödsinn!“ sagte Mike. „Das schaffen wir niemals, rechtzeitig wegzukommen, vorher werden wir ebenfalls zerrissen oder die Viecher folgen uns und entgehen der Explosion, falls wir so weit denken, die ganze Fabrik zu sprengen. Es würde unsere ganze Umgebung verwüsten, die Druckwelle ist gewaltig!“

Der Stadtrat und nun Bürgermeister deutete wortlos auf die zerstörte, brennende Innenstadt.

„Schon verstanden...“ stammelte Mike.  
„Wir brauchen einen Köder!“ sagte Will. „Wie ist es mit Zucker?“  
„Hast du denn so viel Zucker?“ fragte Maverick spöttisch.  
„Nein...“ sagte Will.  
„Dann halt die Klappe!“ sagte Maverick barsch.  
„Leute! Wir müssen uns was überlegen, die Viecher können jeden Moment zurückkommen!“ sagte Jack.  
„Da stimme ich zu!“ sagte Jim.  
„Wie wäre es, wenn wir sie nicht anlocken, sondern da hin scheuchen?“ fragte Dusty.  
Alle Blicke richteten sich auf ihn.  
„Wie willst du das denn machen, Schlaumeier?“ fragte einer der Männer. „Noch nicht gemerkt, dass sie hinter uns her sind und nicht umgekehrt?“  
„Ich habe eine Idee!“ sagte Dusty und sah, wie der Sheriff zurückkam und zum Eingang des Krankenhauses stolperte. „Wir brauchen den Polizeiwagen mit den Lautsprechern auf den Dach!“ sagte Dusty.  
„Was soll der Blödsinn?“ fragte Will.  
„Ich glaube, ich weiß, was er will!“ sagte Dick lächelnd.

*Chief* Strongbow hatte es geschafft, das Massaker zu überleben. Er stand nun am Bett von Jennifer und redete mit ihr.

„Was haben sie gesehen, als sie mit Dick am *Crying Mountain* waren?“ fragte Jennifer.  
„Er hat eine Messung gemacht. Hat gesagt, mit dem Berg stimmt etwas nicht, scheint hohl zu sein. Geräte doch in Ordnung.“  
„Dieser Schwachkopf! Ist das Dorf evakuiert?“ fragte Jennifer.  
Strongbow sah traurig ins Leere. „Sie haben sie alle getötet!“  
Jennifer sagte nichts, als Strongbows vorwurfsvoller Blick sie traf. Strongbow hatte nicht erwähnt, dass es keine Leichen gab, aber Jennifers Reaktion hatte ihm Gewissheit verschafft. „Das war nicht abgemacht! Die Männer wollten den Berg haben und auch die Dämonen, aber sie haben niemals gesagt, dass sie alle Einwohner töten werden.“  
„Deswegen haben sie es wohl auch nicht geschafft, Dick umzubringen, was?“ fragte Jennifer.  
„Offenbar nicht.“ Strongbow sah sie wütend an. „Es war ja auch eigentlich ihre Aufgabe, aber sie haben ja versagt. Ich habe sie

gewarnt, der Anblick der Dämonen wäre nicht leicht zu verkraften, wenn man...“

„Ja, ich weiß es!“ zischte Jennifer. „Ich weiß, dass ich den ganzen Plan durcheinandergebracht habe! Wenn sie etwas zu bemängeln haben, beschweren sie sich bei Mr. Morgan und Mr. Jennings! Sind sie noch dabei? Wollen sie das Geld noch haben?“ fragte Jennifer leise.

Strongbow nickte verbittert. Er nahm ihr Angebot nur wegen dem Geld an und schämte sich, dass er sein Volk und sich selbst verraten und verkauft hatte.

„Dann halten sie sich bereit, die Operation startet in Kürze. Die Ereignisse haben gezeigt, dass nichts vorhersehbar ist und deswegen wird es diese Stadt vermutlich nicht mehr lange geben.“ Jennifer sah Strongbow an. „Ich werde von hier verschwinden, bevor es losgeht. Die Operation startet in Kürze, unsere Anwesenheit wäre von Nöten. Wenn sie hier bleiben wollen, werden sie sterben und kein Geld kriegen. Wenn sie mitkommen, werden sie leben und reich sein.“

„Woher soll ich wissen, dass der weiße Mann nicht lügt?“

„Die Regierung der Vereinigten Staaten lügt nicht!“ sagte Jennifer.

Mehrere Autos standen abfahrtbereit vor dem Krankenhaus. In jedem Wagen saßen je vier bewaffnete Einwohner der Stadt und warteten auf ihren Einsatz.

Der Polizeiwagen war an der Spitze der Kolonne. Der Sheriff sah sich stolz seine Karawane an, als dieses Summen die Nacht erfüllte. Die Ameisen kamen von Norden, diesmal oberirdisch, begleitet von einer gigantischen Staubwolke, durch die Wüste. Es mussten Hunderte von ihnen sein, die auf die Stadt zu stürmten, bereit zum Angriff. Vermutlich hatten sie erfahren, was mit ihren Spähern passiert war und waren nun bereit, die Stadt zu überrennen.

Jim wusste, was es bedeutete, wenn *Shelby* fiel. Die Wesen würden sich weiter ausbreiten und weitere Städte gefährden. Die Sprengkraft der eingelagerten Stoffe in der Fabrik reichten vermutlich aus, um alle Wesen zu töten, doch es war fraglich, ob sie es schafften, Dustys Plan umzusetzen und mit den Horden der Monster fertig zu werden. Jim dachte an die Theorien, die Kate vor wenigen Minuten von sich gegeben hatte, während die Monster durch die Stadt stürmten, scheinbar zielstrebig zum Krankenhaus. Sie hatte eines der Blätter untersucht, die Dick vom *Crying Mountain* mitgebracht hatte und

festgestellt, dass es eine völlig unbekannte Pflanze sein musste, die angeblich nur im Berg oder an dessen Hang wuchs. Sie hatte genetische Ähnlichkeiten mit Blut und Fleisch. Vermutlich hatten die Wesen schon lange in dem Berg gewohnt und sich von diesen Pflanzen ernährt, vielleicht hatten die Indianer auch etwas damit zu tun. Vielleicht war aus einem unbekanntem Grund die Nahrung knapp geworden und die Wesen waren gezwungen gewesen, den Berg zu verlassen. Vielleicht lag Kate auch völlig falsch und diese Wesen waren das Ergebnis atomarer Strahlung.

Maverick hatte sich sofort bereit erklärt, eine der getöteten Ameisen im Leichenkeller zu untersuchen und herausgefunden, dass die Wesen durch Sonnenlicht rapide gewachsen waren.

Kate hielt dies für einen Hinweis auf atomar verursachte Mutationen.

Mike und Jack kamen zurück in die Stadt, sie waren vorgefahren und hatten die Tore zur Lagerhalle der Sprengstofffabrik geöffnet und das Lager präpariert. Mike war Lagerist und hatte kein Problem, die Fabrik zu betreten. Die Besitzer, Manager und die Arbeiter der Fabrik waren größtenteils geflohen oder getötet worden. Kaum jemand kümmerte sich darum, ob die Tore der einstigen größten Einnahmequelle der Stadt offen standen.

„Sie kommen zurück!“ rief der Sheriff und warf das Blaulicht seines Wagens an.

Der Wagen von Mike und Jack kam zum Stillstand und die beiden jungen Männer stiegen aus.

„Haben sie euch angegriffen?“ fragte Dusty.

„Nein, nichts.“ sagte Mike.

Der Sheriff deutete auf die Reste der Innenstadt, die gerade von unzähligen Monstern verwüstet wurde. „Die sind alle hier.“

„Sie kommen auf uns zu!“ rief Maverick vom Eingang des Krankenhauses, wo er den Angriff der Monster bestens sehen konnte. Ein beeindruckendes Muster aus Chitinpanzern schob sich wie ein Lavastrom auf das Krankenhaus zu. Offenbar wussten die Wesen, was sie zu tun hatten.

„Wir müssen anfangen!“ rief der Sheriff und stieg in seinen Wagen, in dem Dusty auf dem Beifahrersitz saß.

Dusty hatte ein Kabel, das aus seinem Aufnahmegerät kam, in eine Buchse an der Frontseite der Funkgerätconsole angeschlossen und danke innerlich dafür, dass der Sheriff erst vor kurzem einen neuen

Einsatzwagen mit einem hochmodernen Display bekommen hatte. Dusty war nun in der Lage, die Geräusche aus seinem Recorder über die Lautsprecher auf dem Dach abzuspielen.

„Los!“ Der Sheriff trat aufs Gas, während das metallisch quietschende Geräusch der sterbenden Tiere in bestmöglicher Tonqualität aus den Boxen auf dem Dach des Polizeiwagens heulte. Zehn Fahrzeuge folgten dem Polizeiwagen in die Innenstadt.

Jack und Will fuhren direkt hinter dem Polizeiwagen des Sheriffs. Will lenkte den zweiten Streifenwagen und war hochkonzentriert. Das Geräusch aus den Boxen war schrecklich laut und unerträglich schrill. Doch noch unerträglicher war die Frage, ob sie auf die Aufzeichnung des Geräusches genau so reagieren würden wie auf das tatsächliche. Falls sie sich von diesem Geräusch nicht beeindrucken lassen sollten, wäre der ganze Plan zum Scheitern verurteilt gewesen, weil dann alle sterben würden.

Jack war nervös und sein Herz raste, als sie sahen, wie die undurchdringliche Wand aus gierigen, messerscharfen Kiefern auf sie zu kam.

„Was wollten wir noch mal machen, falls sie nicht auf das Geräusch reagieren?“ fragte Will über Funk.

„Dann sind wir im Arsch, mein Freund!“ sagte der Sheriff.

Will sah entsetzt aus dem Fenster.

„Er hat vermutlich Recht.“ sagte Jack.

Das Summen der angreifenden Monster wurde immer lauter und das dumpfe Prasseln ihrer Schritte immer stärker.

Jim, Jacks Vater Clive, der alte Maverick und Dick standen zusammen mit einigen anderen Männern an der Eingangstür des Krankenhauses und richteten ihre Waffen ins Nichts. Irgendwo weiter hinten waren die Monster. Sie sahen, wie der Polizeiwagen nun wenige Meter vor den Monstern war. Schlagartig kippte die gespannte Situation und die Wesen ergriffen panisch die Flucht, als sie das Geräusch aus den Boxen hörten.

„Sie flüchten!“ rief Jim.

Die anderen jubelten erleichtert.

Jim rannte in das Krankenhaus, um Kate zu erzählen, dass es funktioniert hatte.

Das Polizeiauto fuhr nun ziemlich schnell durch die zerstörten Straßenzüge der Stadt und scheuchte die riesigen Insekten vor sich her. Will und drei andere Fahrer versperrten den Wesen die Fluchtwege und feuerten auf sie, falls sie sich nicht beirren ließen. Somit war es unerwartet einfach, die Monster wie eine Schafherde zusammenzutreiben und aus der Stadt zu jagen.

Viele der Monster wurden niedergeschossen oder mit Sprengstoffpaketen in die Luft gejagt.

Um zu verhindern, dass die Wesen am Stadtausgang auseinander gerieten, hielten jeweils zwei Wagen mit schwerbewaffneten Stadtbewohnern die Wesen auf Abstand und trieben sie so in die Richtung der Sprengstofffabrik.

Es war eine gut organisierte Aktion und alle Wesen wurden restlos aus der Stadt getrieben oder dabei erschossen.

Jim stand mit Kate an Jennifers Bett, Dick saß an ihrer Seite.

Plötzlich ertönten Schreie und Schüsse.

„Was ist da los?“ fragte Jim und rannte mit Dick nach unten, zum Eingang.

Kate sah sich flüchtig in den Reihen der Verletzten um, die versuchten, ihre Panik gering zu halten und folgte Jim und Dick.

Als Jim und Dick zum Eingang des Krankenhauses kamen, sahen sie sechs verletzte Wesen, die das Krankenhaus angriffen. Die Männer vor der Tür feuerten aus ihren Gewehren.

Clive und Maverick feuerten aus *Winchester* Gewehren und töteten eines der Tiere mit ihrem gemeinsamen Beschuss.

Dick und Jim gesellten sich sofort zu den anderen und eröffneten das Feuer.

Kate wich erschrocken zurück, als sie sah, wie die Monster drohten, das Krankenhaus zu überrennen. Es waren offenbar nur ein paar versprengte Bestien gewesen, die dem Geräusch entkommen waren, doch diese verletzte Viecher waren schon genug, um das Krankenhaus weiterhin in den höchsten Alarmzustand zu versetzen. Hellgrünes Blut spritzte, als Schrotladungen die Schädel oder Gliedmaßen der Monster zersprengten und die Wesen schreiend zu Boden fielen. Das Summen vermischte sich mit dem verzerrten Sterbegeräusch der Monster.

„Ich hab einen erwischt!“ rief Maverick triumphierend, doch in diesem Moment kam ein weiteres Wesen hinter dem Geländer hervor und erwischte Maverick mit seinen erbarmungslosen Kiefern. Schreiend spürte er, wie sich die scharfen Beißzähne in seinen Rücken eindringen und seine Wirbelsäule zersplittern ließen.

Kate schrie voller Panik.

Jim wollte sich auf die Bestie werfen, doch zwei weitere schnitten ihm den Weg ab.

Dick rannte los und schoss dabei auf eines der Wesen, um an Maverick zu kommen. Das andere Monster biss Dick ins Bein und riss ihm fast den Fuß ab.

Dick schrie voller Schmerzen und Angst laut auf, als er sah, wie das Monster nun ihn fressen wollte.

Er hob den Lauf seines Schrotgewehrs an und schoss dem Monster aus nächster Nähe den Kopf weg.

Die anderen Wesen rissen derweil Mavericks geschundenen Körper in Stücke und begannen, die Teile auszusaugen.

Kate drehte sich weg. Jim nahm sie beschützend in den Arm.

Weitere Tiere stürmten auf Maverick zu und begannen hastig damit, die Stücke zu fressen.

Diese Unachtsamkeit nutzten die Männer sofort aus und vernichteten die Monster in einem erbarmungslosen Kugelhagel, bis alle tot waren.

Dick wollte aufstehen, doch sein verletztes Bein war betäubt, schwer und fühlte sich fremd an. Das Gift des Monsters begann zu wirken, Dick wurde langsam und schläfrig. Seine Wahrnehmung wurde zu einer dickflüssigen Zeitlupe, während er langsam zum Eingang des Krankenhauses zu torkeln versuchte.

Die äußerst wirksamen Lähmstoffe des Ameisengiftes hätten Dick unsanft zu Boden befördert, hätte Jim ihn nicht im letzten Moment aufgefangen und abgestützt.

„Wir gehen rein! Macht die Türen zu!“ rief Jim.

Kate hatte bereits eine Bahre für Dick besorgt und zwei Helfer brachten ihn in die Notaufnahme, wo Kate sich um die Beinverletzung kümmern musste.

„Wir haben sie aus der Stadt gescheucht!“ sagte der Sheriff lächelnd, als er die flüchtenden Tiere in seinem Lichtkegel sah. In ihm tobte eine Schlacht der Gefühle. Hätte er Jim und den anderen geglaubt,

hätte er den Tod so vieler Leute verhindern können. Nun waren sie alle tot und er würde sich bis an den Rest seines Lebens schuldig fühlen. Er hätte die Stadt vor dieser Katastrophe beschützen können, doch stattdessen hatte er es nur noch verschlimmert. Am liebsten hätte er sich sofort eine Kugel durch den Kopf gejagt, um sich von dieser Last zu befreien, doch er wollte alles tun, um den Schaden abzuwenden und diese Wesen zu vernichten. Tot war er auch keine Hilfe für die Stadt. Vermutlich würde ein aufgebracht Stadtbewohner ihn erschießen, wenn die Wesen tot und ans Licht gekommen wäre, dass er schon früh von der Bedrohung gewusst hatte. Er fühlte sich schlecht und wäre am liebsten tot gewesen.

Dick saß auf dem Krankenbett und fühlte sich benommen. Der Biss des Monsters hatte ihn beinahe gelähmt, doch nun fühlte er, dass das Gift bereits nachließ und er von Minute zu Minute klarer wurde.

„Du hast Glück gehabt!“ sagte Jim.

„Danke!“ sagte Dick.

Urpötzlich stand Jennifer auf. „Gib mir die Wagenschlüssel!“ sagte sie zu Dick.

„Wie bitte?“ Dick sah hoch und blinzelte Jennifer an. „Wozu?“

„Gib mir bitte die Wagenschlüssel!“ sagte Jennifer erneut.

„Warte doch...“

Jennifer schnappte sich Dicks Gewehr, das auf dem Bett lag, lud durch und richtete die Waffe auf seinen Kopf.

Jim und Kate schrien auf und wollten Jennifer die Waffe aus den Händen reißen, doch *Chief* Strongbow stand plötzlich im Raum und richtete eine Pistole auf die beiden.

„Was soll das werden?“ fragte Jim überrascht.

„Gib mir die Schlüssel!“ wiederholte Jennifer.

„Ist ja gut...“ Dick kramte die Schlüssel hervor und gab sie Jennifer, die sie ihm hastig aus der Hand riss. Doch anstatt zu gehen, zielte sie weiter auf Dick.

„Wir müssen gehen!“ sagte Strongbow.

„Was ist los?“ fragte Jim, der überhaupt nicht verstand, was hier gespielt wurde.

„Mund halten!“ sagte Strongbow mit fester und klarer Stimme, die nicht erahnen ließ, dass er eigentlich ein stadtbekannter Trinker war.

„Ich werde meinen Job noch beenden!“ sagte Jennifer und zielte auf Dicks Kopf.

„Was soll das? Was ist denn los mit dir?“ fragte Dick den Tränen nahe. „Ich dachte, wir wären Freunde!“

„Da hast du dich leider getäuscht!“ sagte Jennifer.

„Tun sie es nicht!“ sagte Strongbow. „Es sind schon so viele Menschen gestorben! Lassen sie ihn am Leben und kümmern sie sich lieber um unsere Flucht. Sie haben doch die Schlüssel!“

Jennifer überlegte. „Sie haben Recht, die werden sowieso alle sterben!“

„Was?“ fragte Kate.

„Ich habe keine Zeit, sie aufzuklären, sie haben sowieso nicht mehr lange.“ Jennifer ging mit Strongbow aus dem Raum, doch kurz bevor sie durch die Tür ging, drehte sie sich noch einmal um. „Folgen sie uns nicht! Bitte!“

„Was geht hier vor sich?“ fragte Jim und sah zu Dick, doch dieser sah noch entsetzter aus als Jim.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Kate.

„Keine Ahnung.“ Jim ging aus dem Raum. „Ich werde ihr folgen!“ sagte er nach einer kurzen Pause.

„Wieso?“ fragte Kate.

„Ich will wissen, was sie vor hat.“ sagte Jim.

„Sie gehen nicht ohne mich!“ Dick stand auf und gab sich Mühe, nicht all zu benommen zu wirken.

„Sie sind noch nicht stabil genug!“ sagte Kate.

„Tut mir leid, da kann ich leider keine Rücksicht drauf nehmen!“ Dicks Fuß steckte in einem Verband und sein Bein war noch immer ziemlich betäubt.

„Clive!“ rief Jim in den Flur.

Jacks Vater kam in den Raum. „Ja?“

„Du übernimmst das Kommando hier! Wir müssen weg, es gibt Probleme!“ sagte Jim und half Dick nach draußen.

„Nehmen sie das Funkgerät mit!“ sagte Kate.

„Danke.“

„Und passen sie auf sich auf!“ sagte Kate und lächelte Jim an, der das Lächeln erwiderte.

Die Wagenkolonne hatte die Monster schon sehr weit durch die Wüste über die staubige Landstraße getrieben. Aus den Fahrzeugen, die die Monster eskortierten, war fast pausenlos auf sie geschossen wurde, sodass sich die Zahl der Riesenameisen etwas verringert

hatte und Kadaver den Weg von *Shelby* bis zur Sprengstofffabrik markierten.

Das Gerät, das Dusty an die Lautsprecher angeschlossen hatte, ließ pausenlos das Geräusch ertönen und trieb die Monster vor dem Wagen her, doch auf der weiten Fläche hatten sich die Tiere schon unangenehm zerstreut, sodass die Gefahr drohte, dass ein Teil der Monster flüchten konnte.

„Da vorne rechts brechen welche aus!“ rief Jack über Funk.

Dusty sah, wie drei Ameisen den Streifenwagen mit Officer Jones und Officer Harris angriffen und zum Umstürzen brachten. Die Monster attackierten die Insassen gnadenlos, Sheriff Williams sah im Rückspiegel, wie die drei Wesens sich auf das Auto stürzten und die beiden Beamten angriffen.

„Anhalten!“ rief Will über Funk. „Die fressen Harvey und Steve!“

„Nein, wir dürfen nicht anhalten, dann flüchten sie und wir kriegen sie nicht mehr zur Fabrik!“ rief Dusty.

Eine anderer Wagen hielt und durchsiebte die aus der Herde ausgebrochenen Monster mit Schüssen bis alle drei tot im Sand lagen, doch es war zu spät, die beiden Polizisten waren bereits tot.

„Wir haben ein Auto verloren!“ rief der Sheriff in sein Funkgerät.

„Wir brauchen Verstärkung! Wenn jemand in *Shelby* das gerade hört, dann kommt vorbei und helft uns! Wir sind fast da!“

„Diese Mistviecher! Wir müssen den Platz von Harvey und Steve einnehmen!“ sagte Will.

„Nein!“ rief Jack. „Wir werden hier gebraucht!“

Will war für einen Moment unentschlossen und fuhr aus seiner Spur, da ramnten mehrere Wesen das Fahrzeug.

Jack und Will wurden herumgeschleudert, als die vier Wesen das Auto angriffen.

Jack griff nach dem Schrotgewehr, als er spürte, dass die Wesen das Auto auf die Seite warfen.

„Raus hier!“ brüllte Jack, nachdem die Monster das Auto aufs Dach gelegt hatten.

Jack und Will krochen aus dem Auto, entkamen den blutrünstigen Monstern nur knapp und rannten davon. Sofort folgten ihnen die Monster.

Die Herde mit den flüchtenden Wesen war schon weit von ihnen weggetrieben worden und offenbar hatte es noch nicht einmal jemand bemerkt, was passiert war.

Jack und Will rannten, so schnell sie konnten, doch die vier Wesen holten sie mühelos ein.

Jack griff das Gewehr und feuerte einem der Wesen die Schädel weg, doch die anderen drei stürzten sich in diesem Moment auf Will und zerfleischten ihn buchstäblich mit ihren Zähnen, um ihn sofort zu fressen.

Jack sah mit Tränen in den Augen auf das blutige Szenario.

Die Insassen eines Wagens feuerten Feuerwerkskörper in die Menge der flüchtenden Tiere, um sie alle wieder in die gleiche Richtung strömen zu lassen, doch das Auto auf der anderen Seite fehlte.

„Scheiße, wo sind Will und Jack?“ fragte jemand über Funk.

„Hier ist Jim! Ich bin mit Dick gerade in der Gegend!“ plärrte es sofort danach aus dem Funkgerät.

„Jim! Ich bin's, Everett!“ sagte der Sheriff. „Könnt ihr herkommen?“

„Wo seid ihr?“

„Zwei Meilen südlich der Fabrik. Wir brauchen jemanden, der sie Seiten stabilisiert, sonst brechen diese Viecher uns aus und können flüchten. Wir haben die Lage momentan im Griff, aber es wird nicht lange gut gehen. Wir haben schon zwei Autos verloren!“

„Wir sind auf dem Weg!“ sagte Jim und ließ widerwillig von der flüchtenden Jennifer ab. Aus einem unerklärlichen Grund schien Jennifer zum *Crying Mountain* fahren zu wollen. Die Fabrik war nur einige Meilen weiter östlich.

Jack feuerte das ganze Magazin auf die Monster, bis zwei von ihnen tot waren. Das dritte hatte er mit dem Gewehr erledigt, das er dem toten Will abgenommen hatte. Wehmütig sah er auf die Kadaver und den Körper von Will, den die Wesen in Stücke gerissen hatten. Er sah zur Seite und sah die Lichter der Kolonne in der Ferne und höre die Schüsse und Explosionen.

Jack atmete enttäuscht durch und begann, seinen Freunden zu Fuß zu folgen, bis er einen Wagen sah, der sich ihm von hinten näherte. Es war der Wagen von Jim.

Jim und Dick sammelten Jack ein, stießen kurz darauf hinzu und besserten die fehlende Flanke aus.

Dick war mittlerweile wieder so klar, dass er es wagte, sich aus dem Fenster zu lehnen und auf die Monster zu schießen. So gelang es den

Fahrern gemeinsam, alle flüchtenden Monster auf eine direkte Linie zur Sprengstofffabrik zu scheuchen.

Über Dreihundert der Monster flüchteten in die Sprengstofffabrik, die anderen wurden erschossen, als sie panisch versuchten, aus dem Lichtkegel der Einwohner zu entkommen.

Die Monster waren in panischer Angst vor dem Geräusch und flüchteten allesamt in das riesige Lager der Sprengstofffabrik.

Mike sprang aus seinem Autos und schob das massive Stahltor der Lagerhalle zu. „Wir haben sie im Sack!“ rief er.

Dick, Jim und Jack fuhren vor und Jim stieg aus. „Sind sie alle drinnen?“

„Ja.“ sagte der Sheriff.

„Wir müssen die Bude hochjagen!“ sagte Mike.

„Dann haut alle ab!“ rief der Sheriff. Er griff das Funkgerät und sprach über die Lautsprecherboxen, sodass das Geräusch der sterbenden Monster vom Band kurzzeitig unterbrochen wurde.

„Verschwindet und fahrt so weit weg wie möglich!“

Sieben Fahrzeuge wurden in Gang gesetzt und schleunigst weggefahren.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Jim.

„Wir müssen das Lager zur Explosion bringen, dann sind diese Viecher Geschichte!“ sagte Dusty.

„Aber wie?“

„Jemand muss da rein und einen Böller reinwerfen, das reicht völlig aus, um das gesamte Gelände in Schutt und Asche zu legen!“ sagte Mike.

„Wer soll das machen?“ fragte Jack.

„Einer muss hier bleiben und den Knaller reinwerfen, die anderen sollten sich so schnell wie möglich verziehen, denn die Explosion wird gewaltig sein!“ sagte Mike und präsentierte ein dickes Sprengstoffbündel, das eine lange Lunte hatte. „Die Lunte ist lang genug, dass derjenige, der sie auslegt, noch genug Zeit hat, abzuhaufen.“

„Aber, die Tür zu den Monstern aufzumachen, ist ziemlich gefährlich...“ sagte Dusty.

„Ich werde es tun!“ sagte Mike. „Ich habe die meiste Ahnung von dem Zeug hier...“ Er deutete auf den Sprengstoff. „Und ich bin es meiner Stadt und all denen, die gestorben sind, schuldig!“

„Nein, ich werde es tun!“ sagte Dick.

„Das kommt gar nicht in Frage!“ sagte Jim. „Ich werde es tun!“ Er hatte Angst, dass ein anderer es versauen würde. Würde er es selbst versauen, könnte er sich wenigstens selbst dafür hassen.

Dick, Jack, Dusty, Mike und Jim standen um den Polizeiwagen herum. Die meisten Autos waren bereits verschwunden und brachten sich in eine sichere Entfernung.

Dusty schrak zusammen, als er sah, dass grüne, zuckende Fühler unter der Wand des Lagerhauses hervorkamen. Die Bestien versuchten, sich aus dem Gebäude auszugraben!

„Sie kommen unter der Wand durch!“ rief Jack, der es auch sah.

„Maul halten!“ rief der Sheriff laut. „Her mit dem Sprengstoff!“

„Sheriff... Ich werde es machen...“ sagte Mike.

„Geh nach Hause zu deinen Eltern!“ sagte der Sheriff. „Gib mir den Sprengstoff! Das ist ein Befehl!“

„Was soll das?“ fragte Jim.

Das summende Geräusch wurde wieder lauter und weitere Fühler züngelten durch die frisch gegrabene Öffnung.

„Her damit, wir haben keine Zeit!“ rief der Sheriff und riss Mike den Sprengstoff aus der Hand.

„Sheriff!“ Mike wollte ihm den Sprengsatz entreißen, doch der Sheriff richtete sofort sein Schrotgewehr auf ihn.

„Scheiße!“ schrie Dusty, der gerade noch zu verdauen versuchte, dass sein Bruder sich opfern wollte.

„Was soll das?“ rief Jim. „Wollen sie den Helden spielen?“

„Geht! Verschwindet! Das ist ein Befehl! Geht zurück nach *Shelby*, baut die Stadt wieder auf und... lebt!“ rief der Sheriff gegen das Summen an.

Augenblicklich drehte er sich um und rannte zu einer Eingangstür, die neben dem schweren Stahltor lag. Der Schlüssel steckte noch und der Sheriff drehte ihn um.

„Der sollte erst seinen Wagen anmachen!“ sagte Jack, doch Dusty zog ihn schon ins Auto seines Bruders, der bereits hinterm Steuer saß.

„Wir müssen hier weg!“ schrie Jim und sprang mit Dick in den Wagen.

Als der Sheriff die Türklinke drückte und die Tür öffnete, hörte er das schreckliche Geräusch der Bestien. Er schob sich in die Lagerhalle und warf die Tür zu. Er hatte nicht vor, nur den Böller abzuwerfen und zu verschwinden.

„Was hat der vor?“ fragte Dick und sah durchs Fenster.

„Wir müssen weg, sonst gehen wir alle drauf!“ rief Jim und trat das Gaspedal seines Wagens durch.

„Fahr los!“ rief Jack.

Der Sheriff tat einen Schritt und im fahlen Licht der Lagerhalle, in der sich Tausende Tonnen Schwarzpulver und Feuerwerkskörper befanden, sah er die Wesen, wie sie in den Kisten und Säcken wühlten und an den Wänden und dem Boden kratzten, um aus diesem Gefängnis zu flüchten.

Der Sheriff wusste, dass er dies nicht überleben würde und er wollte es auch gar nicht, zu viel Schuld hatte er sich durch das zögerliche Handeln in der Stunde der Katastrophe und seine Uneinsichtigkeit aufgebürdet, zu viele Leben waren durch ihn erloschen, zu viel Unheil hatte seine Ignoranz heraufbeschworen. Vielleicht war sein Freitod eine Weise, seine Ehre innerhalb der überlebenden Bevölkerung der Stadt wiederherzustellen.

Es war ihm egal, woher diese Bestien gekommen waren, er wollte sie lediglich zur Hölle jagen. Er zündete sein Feuerzeug an, um die Lunte in Brand zu setzen.

Hunderte Paare glänzender Augen erfassten ihn augenblicklich. Das Summen schwoll so sehr an, dass es dem Sheriff in den Ohren weh tat. Er entzündete die Lunte, die funkensprühend entflammte und abfackelte.

Anstatt den Böller wegzuworfen und davonzulaufen, hielt er die Bombe fest und blieb stehen, erwartete den Angriff der Bestien, die auf ihn stürmten.

Der Sheriff rannte genau in die Mitte des Getümmels, mitten in die gierigen, messerscharfen und erbarmungslosen Kiefer der Bestien, die sich mit hastiger Gier auf ihn stürzten, um ihr schreiendes Opfer in Stücke zu reißen.

Jim raste mit seinem Wagen zurück in die Stadt. „Was ist da los? Es passiert nichts!“ sagte er, nachdem er in den Rückspiegel gesehen hatte.

„Wir müssen umdrehen! Sie haben ihn erwischt!“ sagte Dick.

„Sollen wir umdrehen?“ Außer ihm und Dick waren nur noch Dusty und Jack mit Mike auf dem Weg zurück nach *Shelby*. Alle anderen Wagen hatten sich bereits in Sicherheit gebracht.

„Nein, wir müssen hier weg!“

„Aber es passiert nichts!“ sagte Jim und sah in den Rückspiegel. Plötzlich sah er einen hellen Lichtblitz und dann ertönte ein Knall, der klang wie die Zündung einer Atombombe. Ein dumpfes, dunkles Grollen, das alles stark vibrieren ließ, breitete sich aus und mündete in einem ohrenbetäubenden Knall, der von weiteren Explosionen begleitet und verfolgt wurde.

Für einen kurzen Moment war es taghell. Eine Druckwelle schob sich über den Wüstensand und ließ die Fahrzeuge der Flüchtlinge erbeben.

„Oh mein Gott!“ brüllte Dick und krallte sich im Armaturenbrett fest.

Die Wagen der anderen standen in Sichtweite, sie hatten sich hinter einem Hügel versammelt.

„Da vorne sind die anderen!“ rief Dusty.

Mike fuhr hinter den Felsen und wendete.

„Wo ist der Sheriff?“ fragte einer der wartenden Einwohner.

„Er hat sich geopfert!“ sagte Jim, nachdem er ausgestiegen war.

„Hat es funktioniert? Sind sie tot?“ fragte Mike.

„Fernglas?“ fragte Jim und bekam eins von Mike.

Jim ging um den Felsen herum und sah zu der brennenden und qualmenden Fabrik rüber. Eine Rauchsäule stieg aus dem verwüsteten Krater auf und erinnerte Jim an einen Atompilz.

Aufgrund der brennenden Feuer und der gelegentlichen, farbenfrohen Explosionen erkannte Jim ziemlich viel.

Die Fabrik war vollkommen verwüstet, eigentlich war an der Stelle nur noch ein Krater. Überall lagen zerrissene und brennende Teile der Monster herum.

„Sieht gut aus, ich sehe viele tote Viecher!“ sagte Jim und würdigte in Gedanken die Heldentat des Sheriffs.

„Da vorne rechts sind noch welche!“ rief Dusty, der sich ebenfalls ein Fernglas vor die Augen hielt.

„Scheiße ja, wie haben die das überlebt?“ fragte Jim fassungslos, als er sah, dass sich knapp zwanzig verletzte Wesen aus den Trümmern quälten.

„Die sind verletzt.“ Dusty sah Jim an.

„Töten wir sie!“ rief einer der Einwohner. Die anderen stimmten grölend zu.

„Die wollen flüchten!“ sagte Dusty.

„Wohin?“ fragte Dick.

„Maverick hat da so was angedeutet...“ sagte Dick. „Er sagt, diese Viecher haben irgendwo einen Bau und dort muss eine Königin leben.“

„Was? Eine Königin?“ Dusty wusste, was das bedeutete.

„Ist das schlimm?“ fragte Jim.

„Eine Königin kann Nachkommen erzeugen, sie legt Eier!“ sagte Dick.

„Na super... was sollen wir machen?“ fragte Jim entsetzt.

„Wir müssen hinterher, sie alle umbringen!“ rief einer der Bewohner. Die ersten Motoren wurden gestartet.

„Wartet, ihr dürft sie nicht alle töten, sie müssen uns zurück zum Bau führen!“ rief Dusty, doch die meisten Wagen waren bereits auf dem Weg zurück zur Sprengstofffabrik, um die flüchtenden Ameisen zu erledigen.

Es war ihnen nicht zu verübeln, schließlich hatten die Monster fast die gesamte Stadt zerstört und viele Menschen getötet oder verwundet.

Neun Fahrzeuge rasten durch die nächtliche Wüste und trieben in ihrem Lichtkegel zwanzig erschöpfte und verletzte Wesen vor sich her. Die Ameisen rannten, so schnell sie konnten, obwohl das Geräusch, das sie zuvor gejagt hatte, nicht mehr erklang. Sie folgten einem Instinkt und versuchten, so schnell wie möglich, nach Hause zu kommen.

Die Fahrzeuge fuhren hinterher und gelegentlich fiel ein Schuss, der eines der Monster zu Boden beförderte.

Die Hetzjagd ging einige Meilen und mittlerweile waren es nur noch fünf Tiere und Dusty befürchtete schon, dass sie es nicht mehr zum Bau der Monster schaffen würden, um die Königin zu vernichten.

Die Jagd führte an einer Landstraße vorbei.

Jim erkannte im Lichtkegel, dass ein menschlicher Körper am Straßenrand lag. Sofort fuhr er rechts ran und wollte nachsehen.

„Wir kümmern uns hier um eine Leiche, ihr kommt sicher auch ohne uns klar! Wir kommen nach, das wird sicher nicht lange dauern!“ sagte Dick in das Funkgerät und stieg aus.

Jim hatte den leblosen Körper mit dem Fuß umgedreht.

Es war John Strongbow.

„Was macht der denn hier?“ fragte Dick.

„Wir sind fast beim *Crying Mountain*.“ Jim deutete auf den riesigen Berg, der nicht weit entfernt lag.

„Die Wesen haben ihren Bau in dem Berg!“ sagte Dick.

„So wie er es gesagt hat.“ Jim deutete auf die Leiche von Strongbow.

„Haben die Viecher ihn erwischt?“ fragte Dick.

„Sieht nicht so aus.“ Jim leuchtete mit seiner Taschenlampe auf die Leiche. Jemand hatte Strongbow eine Kugel durch den Kopf gejagt und am Straßenrand liegengelassen. „Waren keine Ameisen...“

„Lass uns weiterfahren! Wir kümmern uns später um ihn.“ sagte Dick und zog Jim zum Wagen zurück. Jetzt, wo er wusste, dass die Wesen in dem Berg ihren Bau hatten, war ihm bewusst, wie gigantisch die Bedrohung eigentlich war, schließlich hatte er die Messungen vorgenommen. Jennifer hatte etwas davon gewusst und versucht, die unglaublichen Ergebnisse vor ihm zu verbergen. Es brach ihm das Herz, als er an ihren Verrat dachte.

Dick und Jim rasten durch die Nacht, bis sie zu ihren Freunden aufschlossen. Sie waren nun in unmittelbarer Nähe des *Crying Mountain*.

Jim und Dick wunderten sich, denn die Autos ihrer Freunde standen alle. Als sie näher kamen, sahen sie, dass es nur noch drei Wesen waren.

„Da vorne sind sie!“ sagte Dick. Er hatte keine Ahnung, wie sie dieser Gefahr Herr werden sollten.

„Guck dir mal lieber das an!“ sagte Jim und bremste den Wagen. Dick sah in die andere Richtung und erschrak, als er Jack, Dusty, Mike und all die anderen mit erhobenen Händen in einer Reihe stehen sah. Erst jetzt erkannte er die zahlreichen schwarzen Regierungsfahrzeuge und die Soldaten, die sie mit Maschinenpistolen bedrohten.

Eine lange Salve aus einem Maschinengewehr tötete die drei verletzten Riesenameisen augenblicklich.

„Verdammt! Was sollte das?“ brüllte Jim. „Die haben uns zu ihrem Bau geführt!“

„Machen sie sich keine Sorgen wegen dem Nest, wir kümmern uns darum!“ sagte ein Offizier in einer grauen Uniform.

Mehre Soldaten erschienen an der Wagentür und richteten ihre Maschinenpistolen auf Jim und Dick.

„Ganz ruhig!“ sagte Jim und stieg vorsichtig aus, wobei ihn zwei schwerbewaffnete Soldaten beobachteten.

„Was ist hier los?“ fragte Dick.

„Schnauze halten und da rüber!“ grunzte der Soldat.

Jack, Dusty und Mike standen nebeneinander, Dick und Jim stellten sich neben sie und legten die Hände hinter den Kopf.

Zahllose Soldaten richteten ihre Waffen auf sie und hielten sie in Schach. Noch mehr Soldaten jedoch standen dem Berg zugewandt, allen voran ein paar alte Kerle in teuren Anzügen.

Dick erkannte, dass Jennifer bei den beiden Männern stand und spürte, wie die Wut in ihm hoch kochte.

„Bleiben sie zurück und halten sie sich die Ohren zu! Das ist kein Witz! Tun sie, was ich ihnen sage!“ rief ein hochdekoriertes Offizier, der einen Gehörschutz trug.

Kurz nachdem Jim, Dick, Jack, Dusty, Mike und die anderen sich die Finger in die Ohren gesteckt hatten, ertönte eine Explosion, es fühlte sich an wie ein Erdbeben. Der Boden ruckelte und es grummelte dumpf. Der Berg kollabierte und sackte teilweise in sich zusammen. Dicke Qualmwolken stiegen auf.

Eine gigantische Explosion sprengte *Crying Mountain* von innen und ließ ihn in sich zusammensacken.

Obwohl der Berg noch einige Meilen entfernt war, war die Explosion gewaltig.

Es vergingen ein paar Minuten, bis sich die Nachwirkungen dieses katastrophalen Schlages gelegt hatten.

Jim hatte keine Ahnung, was geschehen war, aber offenbar hatte das Militär eine Atombombe mitten im Berg gezündet, um die Ameisen zu vernichten. Der Berg war teilweise eingestürzt.

„Schön die Hände oben behalten!“ rief einer der Soldaten.

„Was haben die mit uns vor?“ fragte Jim.

„Keine Ahnung!“ stammelte Dick.

„Guten Tag Sir!“ sagte der Offizier und salutierte beiläufig. „Bitte gehen sie zurück in ihre Stadt, hier gibt es nichts zu sehen!“

Jim glaubte nicht, was er da gerade hörte. „Wieso haben sie uns mit Waffen bedroht?“

„Zu ihrem Schutz!“ sagte der Offizier und wie auf stilles Kommando nahmen die Soldaten ihre Waffen runter. „Sie dürfen gehen!“

„Wo sollen wir hin? Unser Stadt liegt in Trümmern!“ sagte Jim wütend.

„Gehen sie bitte, dies ist eine Angelegenheit der Regierung. Wenn sie nicht verschwinden, müssen wir sie festnehmen!“

Dusty kniff die Augen zusammen und sah, dass ein Armeetransporter angefahren kam. Der Ladefläche des Wagens war bis oben hin voll mit etwas, das mit einer Plane abgedeckt war. Aber Dusty erkannte, was es war. Es waren Eier! Gigantische Eier der Ameisen aus dem Berg. Was hatten die Soldaten damit vor? Die beiden Männer in den Anzügen begutachteten die Ware und gaben dem Fahrer ein Kommando zum weiterfahren.

„Verschwinden sie bitte! Die Gefahr ist gebannt! Die Wesen, die ihre Stadt angegriffen haben, sind vernichtet!“ sagte der Offizier.

„Da sind Eier auf dem Lastwagen!“ sagte Dusty.

„Wir wollen sie studieren!“

„Was waren das für Wesen? Wo sind die hergekommen?“ fragte Dick.

„Wir geben keine Auskünfte darüber!“ sagte der Offizier.

„Und wie erklären sie die Explosion des halben Berges hier der Öffentlichkeit?“ fragte Jim.

„Seismische Aktivitäten. Eine unserer Forscherinnen war vor Ort und hat die entscheidenden Messungen vorgenommen, deswegen konnte auch das Indianervolk evakuiert werden!“ sagte der Offizier.

Dick wurde klar, dass Jennifer die Messergebnisse gefälscht hatte.

Er war unfreiwillig Teil einer großen Verschwörung geworden.

Jennifer baute sich vor Dick auf. „Du lebst ja immer noch!“

„Hören sie auf damit! Die Herrschaften dürfen nun gehen!“ wiederholte der Offizier energisch.

„Schon gut, verschwinden wir!“ sagte Jim mürrisch.

Er und die anderen wollten zurück nach *Shelby*, oder dem, was davon noch übrig war.

***ENDE***

### **Nachwort zu „BESTIEN!“**

Der Name des Indianers *John Strongbow* ist eine Anspielung an den Wrestler Frank Hill, der unter dem Namen *Chief Jules Strongbow* kämpfte. Die Pflanze *Kotoga* ist eine Anspielung an den Film „*Das Relikt*“. Der Nachname des getöteten US Marshal *Dave Marlow* ist an *Harry Marlow* aus dem Hörspiel „*Gigant Ameisen*“ angelehnt. Das Wort "*Telefonlawine*" ist ein typisches Element der Hörspielreihe "*Die drei ???*".

## Nachwort zu „Limbus“

So, nun bist Du durch! Geschafft!

Abschließend habe ich nicht mehr viel zu sagen. Die meisten Inspirationen und Anspielungen hab ich bereits in den Vor- und Nachworten der jeweiligen Geschichten genannt.

Die meisten Geschichten sind irgendwann zwischen 2009 und 2011 geschrieben worden, lediglich „BESTIEN!“ und „Wahre Liebe“ sind älter. Es gab noch weitere Geschichten, die entweder fertig oder halbfertig waren, doch ich habe beschlossen, sie nicht mit in die Sammlung aufzunehmen und habe sie erst mal weggelegt für eine mögliche Fortsetzung.

Zum Schluss sag ich noch mal danke fürs lesen. Ich hoffe, Ihr hattet Spaß mit dem Scheiß aus meinem Hirn.

M. Nuncio Alexander, April 2011

### Persönliche Empfehlungen:

Einige der Kurzgeschichten sind voll mit Anspielungen an meine anderen Geschichten „Letzte Chance: Überleben- Trilogie“ und „Neue Helden“, die ich Dir natürlich auch gerne mal empfehlen würde.

Alle Sachen veröffentliche ich als PDF auf der Seite [www.nuncio-rap.de](http://www.nuncio-rap.de), also schaut mal rein!

Des weiteren hab ich auch mal eine Geschichte mit dem Titel „Alandra“ geschrieben, die im Star Wars Universum spielt.